Fragmente

über

Friedrich den Grossen

zur

Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

Von dem

Ritter von Zimmermann

Königlichen Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Academien der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Coppenhagen, und der Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitglied.

Erster Band.

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung.

1790.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Meine im Jahre 1788 dreymal gedruckte Schrift über Friedrich den Grossen, und die bald darauf gefolgte Vertheidigung Friedrichs gegen den Grafen von Mirabeau, sind zwar mehrentheils in diese Fragmente verschmolzen. Aber der weit grössere Theil dieser Fragmente ist neu, und enthält sehr viele Dinge die man sonst nirgends findet.

Hannover den 22. September 1789.

Inhalt des ersten Bandes.

1. Cap.

Einleitung, Uebersicht, Zweck, und Quellen dieser Fragmente . Seite 1.

2. Cap.

Ueber Friedrich Wilhelm den Ersten. Ueber den Charakter seiner Regierung, und ihren Einfluß auf die Regierung seines Sohns . . . 10.

3. Cap.

Ueber Friedrichs Verhältnisse mit seinem Vater. Ueber sein Vorhaben nach Wien zu gehen, dort catholisch zu werden, und dann die Erzherzoginn Maria Theresia zu heurathen . . . 20.

4. Cap.

Ueber sein Leben vor und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung . 37.

5. Cap.

Ueber Friedrichs vorgeblich griechischen Geschmack in der Liebe . Seite 41.

6. Cap.

Ueber sein häusliches und litterarisches Leben, über seinen litterarischen Umgang; und über seine Gesellschafter bis zu seinem Tode 60.

7. Cap.

Ueber seine vorgebliche Nichtachtung der deutschen Litteratur . 100.

8. Cap.

Ueber Friedrichs vorgeblichen Aberglauben, und über seine wirklichen Versuche in der Alchymie . . 119.

9. Cap.

Ueber Friedrichs politischen Charakter 127.

10. Cap.

Ueber sein Verhalten gegen die Abgesandten auswärtiger Mächte an Ihn, und gegen seine Abgesandten an sie. Ueber seine Blicke auf auswärtige Dinge, Verhandlungen und Begebenheiten . . 141.

11. Cap.

Ueber die geheimen Quellen der Berichte, die Er von Vorfällen an auswärtigen Höfen, und von andern wichtigen Dingen erhielt . . Seite 166.

12. Cap.

Ueber die englische Allianz im siebenjährigen Kriege und ihre Folgen. Ueber die Theilung von Polen, und über den deutschen Fürstenbund . . . 176.

13. Cap.

Ueber Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten. Ueber das catholische Bischthum das er im Clevischen errichten wollte. Ueber die spöttische Hofnung die Friedrich dem Pabste Clemens dem Drenzehnten geben ließ, er wolle catholisch werden . . 186.

Fragmente
über
Friedrich den Grossen
zur
Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

I. Cap.
Einleitung, Uebersicht, Zweck, und Quellen dieser Fragmente.

Friedrichs Geschichte ist noch nicht erschöpfet. Sehr viel Grosses und Gutes ist von ihm öffentlich noch nicht erzählet. Etwas Unendliches und Unerschöpfliches liegt in einem solchen Leben und in einem solchen Charakter. Man suchet und forschet, und kommt niemals zum Ende. Aber auch das Andenken grosser Dinge erlöschet mit allem was einst so lebhaft und unvergeßlich empfun-

den ward, und so tief sich in die Seele einprägte: wenn die einzigen Zeugen dieser Dinge nach und nach absterben, und keiner von ihnen sich noch bey seinem Leben irgend einem unbefangenen Wahrheitsfreunde mittheilet, der nach seinem Gesichtspunkte das Unbekannte mit dem Bekannten vereinigt, treu und sorgfältig sichtet was er hat; und denn, so oft er kann, Zweifel löset, Dunkelheiten aufhellet, und Wahrheit behauptet gegen falsche Vorstellungen und Urtheile.

Bey Menschen deren Ahnväter noch nicht gebohren sind, in den entferntesten Zeiten, in jedem künftigen Jahrhundert, ist Friedrichs Leben, Regierung und Charakter, gewiß noch immer ein Gegenstand der Neugier und der Nachforschung. Nie wird man bey der Betrachtung dieses grossen Mannes ermüden; keine Revolution des achtzehnten Jahrhunderts, so groß sie auch in irgend einem Lande seyn mag, wird sein Andenken schwächen. Ewig werden viele seiner Schriften für ihn sprechen; und wenn auch nur weniges von dem was sonst noch über ihn geschrieben ist, zur Nachwelt kommt, so wird doch der Strom der Zeiten nicht alles wegreissen. Kalk und Steine und Säulen zum Tempel von Friedrichs Unsterblichkeit, kann indessen zusammentragen wer will, denn ein grosser Baumeister wird doch wegwerfen was nicht taugt. Aber wenn einst der Herr Staatsminister Graf von Herzberg, wie er mich in seinen Briefen hoffen läßt, das Ganze dieses thatenvollen Lebens zusammenstellt, dann erst ist alles

les gesichtet, und dann hat man ein Werk von ewiger Dauer (*).

Ein sehr erlaubtes und unschuldiges Streben ist es also, irgend etwas über einen so grossen Gegenstand zu schreiben, das nicht aus Volkssagen herstammt, nicht in berlinischen Cliquen und Wirthshäusern gesammelt, sondern aus den ersten und nächsten Quellen geschöpfet ist: etwas also, womit man wenigstens seinem Zeitalter in die Augen sehen darf.

Denkwürdigkeiten werde ich in diesen Fragmenten aus Friedrichs Leben ausheben, wovon der allergröste Theil nicht etwa aus Büchern und auswärtigen Ueberlieferungen genommen ist, sondern aus Friedrichs ungedruckten Briefen; aus sehr vie-

(*) Der Herr Graf von Herzberg schrieb mir den 12 April 1788: Si je ne croyois pas devoir sacrifier mon tems aux affaires essentielles et necessaires de l'Etat, je pourrois peutetre composer l'histoire de Frédéric II. la plus sûre, la plus complette et la plus instructive pour le genre humain qui existe, parceque j'ay manié les principales affaires sous lui depuis 1745 jusqu'à sa mort, et que j'ay toutes les archives à ma disposition. Je verrai ce que la Providence me permettra de faire; en attendant j'amasse des materiaux. — Und den 7. Junius 1788: Je souscris parfaitement à tout ce que vous dites du caractere et du coeur grand, magnanime, juste et bienfaisant de Frédéric II, et je pourrois le constater par une infinité de faits et par toute son histoire, si la Providence me permettoit de l'ecrire.

len handschriftlichen Nachrichten vornehmer Personen, die bey Ihm und mit Ihm lebten; aus mündlichem Unterrichte grosser Theilhaber an seinen Geschäften; und aus Antworten auf unzähliche Fragen, die ich einem seiner vieljährigen Staatsminister und Gesellschafter schriftlich machte, und worauf ich ein ganzes Jahr hindurch, jede Woche, schriftliche Antwort erhielt. Alle diese Nachrichten und Thatsachen werde ich zu dem einzigen Zwecke vorzüglich leiten, daß man Friedrichs erstaunenden Charakter weniger misverstehe; daß man nicht für schwarz halte, was groß und schön ist; daß man nicht schief sehe, wo nichts zu sehen ist, als fester Grundsatz, tiefer Plan, Ebenmaaß und Harmonie.

Einige wilde preüssische Schwärmer haben geglaubt, sie seyen Patrioten, wenn sie diejenigen die irgend einen Fehler oder irgend eine Schwäche des grossen Königs öffentlich erzählen, für Nichtswürdige erklären, oder, wie mir dieß wirklich widerfahren ist, thöricht mit dem Tode bedrohen! — Aber solche dichterische Einfälle erregen mehr Mitleiden als Unwillen; und competente Richter haben diesen Schwärmern gezeiget: daß sie die ersten Grundsätze der Geschichte nicht verstehen; daß ihre wilden Foderungen selbst in einem Panegyricus unerträglich wären; daß ein grosser Mann nicht ein Mann ohne Fehler ist; und daß es freylich Nahrung eines kleinen Geistes wäre, nur seine Fehler zu rügen, so wie sie verdecken wollen wieder eben so viel ist, als den grossen Mann verkleinern.

Bey dem festen Entschlusse ruhig alles vorzutragen was ich von dem grossen Könige zu sagen habe, ist es doch unmöglich, seinen meisten Historikern, Annalisten, Lebensbeschreibern, Charaktermalern und Charakterstudiern, nicht oft und in manchen Dingen zu widersprechen. Gutmüthig und gelinde werden jedoch alle meine critischen Anmerkungen seyn, ausgenommen über solche Schriftsteller und Menschen, denen eine härtere Behandlung heilsam ist. Widersprechen werde ich niemals aus irgend einem andern Beweggrunde als aus ehrlicher Wahrheitsliebe, und niemals anders als unter dem Schilde unverwerflicher Zeugen. Gerechtigkeit bin ich dem Herrn Grafen von Mirabeau schuldig, nicht nur weil ich sie allen Menschen schuldig bin, sondern zumal weil er bey vielen Fehlern und Mängeln doch in mancher Hinsicht grosses Lob verdient; aber unbemerkt kann ich seine Anmassungen und Orakelsprüche doch alsdann nicht lassen, wenn sie nichts vor sich haben, als falsche Einsichten, grobe Unwissenheit, und zum Exempel, die Arroganz mit der er sagte: die preussische Monarchie werde nie reif werden, sondern verfaulen (*).

Keiner von den vielen preussischen Historickenhäschern, Anekdotenhändlern und Anekdotophagen (**) wird sich verhoffentlich zum höchsten und

 obersten

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II. pag. 87. Ibid.

(**) Preussische Anekdotophagen sind Leute qui n'ont ni les materiaux, ni les qualites necessaires pour ecrire

obersten Richter über alles aufwerfen wollen was Friedrichs Leben, Friedrichs Regierung, und Friedrichs Charakter betrift. Zuverlässig wird sich keiner eine grössere Autorität anmassen, als unverwerflichen Augenzeügen, Theilhabern an grossen Weltgeschäften, Generalen, vieljährigen Ministern, Gesellschaftern und Correspondenten Friedrichs des Grossen gebührt; keiner wird nicht etwa bloß nur das für wahr gelten lassen, was in seinen Heften steht: denn niemand ist untrüglich, und keine Geschichte ist von Unrichtigkeiten frey. Ein Geschichtforscher muß darum immer dem andern helfen. Eben so gerne muß man sich berichtigen lassen als man gerne andere berichtigt. Biedermännisch muß man zumal, wenn man ein Biedermann ist, sich des Guten freüen das man bey jedem Menschen findet, und jeder neüen Wahrheit die man von jedem Menschen lernt.

Alles was dieses Buch über Friedrich den Grossen enthält, sind aber nur Fragmente; nichts als Blicke in Friedrichs Leben, seine Regierung, und seinen Charakter.

ecrire une histoire bonne et vraye, et qui publient tant d'anecdotes et de faits faux ou incertains: qu'il faudroit plus de peine pour les réfuter et pour rectifier leurs erreurs, que pour ecrire une histoire exacte de ce grand Roi. *Memoire sur le vrai caractère d'une bonne histoire, par Mr. le Comte de Herzberg.* pag. 2.

Ein unermeßliches Feld für den Beobachter und den Denker, sind zwar die nachgelassenen Werke des königlichen Schriftstellers. Aber da man des Nachforschens in der Geschichte eines solchen Mannes nie müde werden kann, so suchet man doch gerne wo sich noch irgend etwas findet. Manches ist vorhanden und liegt vor der Welt verborgen. Unstreitig verwahret man zur Geschichte Friedrichs in den Archiven zu Wien, Petersburg und Versailles, sehr grosse und höchst wichtige Dinge, Berichte und Denkmäler, die man vielleicht im Archiv zu Berlin vermisset. Friedrichs Lebensgeschichte kommt vielleicht nie ganz an den Tag. Mit dem Tode einiger Menschen, die Friedrich in unglaublich vielen Geschäften brauchte, sind auch schon wichtige Nachrichten und Aufschlüsse für die Welt verlohren; und sollte vollends der Herr Graf von Herzberg, dessen Geisteskraft noch so lebhaft und gewaltig wirket, nicht lange genug leben, um ein Werk der Unsterblichkeit über Friedrich den Grossen zu vollenden, so bliebe das grosse Gemälde von Friedrichs ganzer Geschichte unvollendet.

Wenn Herzberg nicht mehr ist, und wenn seine Geschichte Friedrichs nie ans Licht käme, dann würde es jedem künftigen Historiker äusserst schwer fallen die wahren Ursachen von Friedrichs sämtlichen Handlungen zu bestimmen; und zumal die Ursachen solcher Handlungen, bey denen Er einen gemachten Plan, in jedem Fache, durch die ganze Zeit seiner Regierung befolgte. Einige Fingerzeige zu

diesem Zwecke wird man jedoch schon in diesen Fragmenten finden; und in dem Betracht erfreüet vielleicht meine Arbeit einen philosophischen Geschichtforscher, und auch wohl hie und da einen Staatsmann.

Deswegen ist man aber auch berechtigt, mich so bestimmt und so genau als möglich zu fragen, wie ich, als ein Fremder, und als ein Arzt der mehrentheils nur mit Kranken umgeht, übrigens ganz stille lebt und von Weltsachen wenig weiß, zu so vielen ganz ausser dem Bezirke medicinischer Erfahrung und Neügier liegenden Nachrichten komme, zur Kenntniß so vieler die preüssische Monarchie, und Friedrich, betreffenden historischen und politischen Wahrheiten? Etwas habe ich hierüber schon gesagt, und etwas kann ich noch hinzusetzen.

Briefe, mit denen mich der königlich preüssische Staatsminister, Herr Graf von Herzberg, beehret hat, enthielten höchst wichtige Beyträge für dieses Buch. Auf meine Bitte hatte auch dieser Minister die Gnade mir anzuzeigen, was Ihm in meiner ersten Schrift über Friedrich den Grossen misfiel; und alles was einem solchen Manne misfiel, habe ich natürlicherweise weggestrichen.

Sehr viel Neües erfuhr ich durch Personen von hohem Stande und hoher Geburt, Zeitgenossen von der höchsten Würde des Charakters, die ich nicht andeüten kann und darf. Solche lebendige Archive öfnen sich nur dem glücklichen Schriftsteller der noch zur rechten Zeit solche

Schä-

Schätze sich zu verschaffen weiß, die sonst insgemein mit ihren ersten Besizern von der Erde verschwinden.

Indeß das Gebelle einer unglaublichen Menge kleiner Hunde gegen meine erste Schrift über Friedrich den Grossen durch alle gelehrten Kramladen Deütschlands erscholl, suchte ich in dem Cirkel meiner Bekanntschaft neüe Materialien zu diesem Buche, und kehrte mich übrigens an nichts. Mein zweymaliger Aufenthalt bey dem vieljährigen Staatsminister, Gesellschafter und Correspondenten Friedrichs des Grossen, dem Freyherrn von der Horst, auf seinem Gute zu Haldem in Westphalen im Junius und December 1788, verschaffte mir Nachrichten und Aufschlüsse zu Friedrichs Geschichte, die ich nirgends in der Welt gefunden hätte. Von unzählichen Briefen Friedrichs an den Herrn Minister von der Horst, habe ich nicht etwa nur gehöret; ich habe selbst diese unzählbaren Briefe gesehen, habe viele derselben, von mancherley Art, in meinen Händen gehabt und gelesen. Friedrichs lezter Brief an den Herrn von der Horst, war vom zehnten August 1786; also ungefehr vom lezten Posttage vor dem Tode des Königs. Kein Vorrath von historischen Beweisen kann wohl stärker seyn, ob zwar gleich nur wenige dieser Briefe sich mittheilen lassen.

Solchen Unterricht und solche Hülfsmittel hatte ich zu diesen historischen Fragmenten. Also ist es kaum erlaubt, noch der Beobachtungen und Erfahrungen zu erwehnen, die ich selbst, unter Frie-

drichs Augen, vor seinem Lehnstuhl machte. Aber vielleicht enthalten diese in wenige Capitel dieser Fragmente versteckten Beobachtungen doch hie und da etwa ein bemerkenswerthes Wort: denn sie waren überall, und zumal in Berlin, ein gar schmerzhafter Dorn in den Augen vieler gelehrter Herren, die es mir durchaus nicht verzeihen wollen, daß ich vor diesem Lehnstuhl stand.

2. Cap.

Ueber Friedrich Wilhelm den Ersten. Ueber den Charakter seiner Regierung, und ihren Einfluß auf die Regierung seines Sohnes.

Guibert sagt, man habe Friedrich Wilhelm den Ersten den Korporal unter den Königen genannt; und der Herr Graf von Mirabeau scheint vollends zu glauben: sein Kopf sey nicht ganz gesund gewesen (*).

Friedrich Wilhelm der Erste that seine ersten Feldzüge unter Marlborough und Eugen; und diese Männer bildeten doch eben nicht Korporale. Er war bey der Schlacht bey Malplaquet, und hat die Feldzüge gegen Carl den zwölften in Pommern mitgemacht. Als König gab er den Palmen des

Frie-

(*) De la monarchie Prussienne. Tom. I. pag. 86.

Friedens den Vorzug über die Lorbeern des Krieges. Genoß er aber auch das Glück keinen Krieg führen zu müssen, so beweiset dieses doch nicht, daß er unfähig gewesen wäre das Grosse des Krieges zu überschauen und zu leiten. Man fand unter seinen Schriften ausgearbeitete Plane von Feldzügen, wozu ihn etwa die Jülich und Bergische Successionssache hätte zwingen können. Solche Plane findet man nicht unter den Papieren von Korporalen.

Seine grossen Eigenschaften und seinen wahrlich sehr gesunden Kopf, kannte niemand so gut wie sein Nachfolger; und niemand beurtheilte denselben jemals mit grösserer Gerechtigkeit. Noch schlechter war freylich seine Erziehung als die gewöhnlichste Erziehung der Erbprinzen. Dennoch war sein Geist groß genug, ohne die geringste Anleitung, Einrichtungen auszudenken und zu veranstalten, von denen manche einem Colbert Ehre gemacht hätten, und manche einem Sülly.

Er war der Schöpfer der wichtigsten Fabriken in seinen Staaten. Die von ihm veranstalteten Wollarbeiten beschäftigen noch anjetzt Millionen Hände. Die vollkommenste Rechnungsordnung bey allen Cassen hat Er zuerst eingeführet. Den Ackerbau und die Landwirthschaft brachte Er durch sein Exempel zu neüen Fortschritten; und diese Schritte hätte man ohne ihn in zwey Menschenaltern nicht gemacht.

Nie hat er den Kaufmannsstand gehaßt; und nie hat er geglaubt, dieser schicke sich nicht zu seiner Staatsverfassung. Aber er machte einen Unterschied zwischen dem eigentlichen und wirklichen Kaufmann, und der unzählbaren Schaar kleiner Kramer; den grossen Handel hat er aufs äusserste begünstigt. Es ist ein Merkmal seiner scharfen Einsichten in solchen Dingen, daß er besonders in Berlin ein recht grosses Handlungshaus haben wollte; und auf das vollkommenste erreichte er diesen Zweck durch Stiftung des berühmten Hauses von Splittgerber und Daum. Den Vortheil kleiner Händler, die nichts als fremde Fabrikwaaren verkauften, wollte er freylich der Wohlfart seiner Fabriken von Wolle und Baumwolle nicht aufopfern: denn er berechnete die Menschenzahl die hierbey litt oder gewonn. Bevor Schlesien, Ostfriesland, und Westpreüssen, zu der preüssischen Monarchie gehörten, zählte man noch kaum etwas über dreyhundert Städte in dieser Monarchie. Hätten nun in jeder Stadt auch nur zehn Kaufleüte ganz allein mit fremden Fabrikwaaren gehandelt, so wäre doch diese Zahl schon sehr stark. Nun hatte hingegen schon über eine Million Menschen, Antheil oder auch ihren völligen Unterhalt, von den einländischen Fabriken; und diese Million Menschen wollte Friedrich Wilhelm nicht aus ihrer Nahrung setzen, damit eine äusserst kleine und ganz unverhältnißmässige Anzahl von kleinen Händlern gedeye. Nach seiner Meinung konnten die kleinen Kramer und Höcker, eben so gut durch den Verkauf

einlän-

einländischer Fabrikwaaren als durch auswärtige ihren Unterhalt finden. Politik und Handel sind aber gar oft im Widerspruche. Die kleinen Kaufleute waren darum mit Friedrich Wilhelm höchst unzufrieden, und die Höcker führten gegen ihn gar bittere Klagen: denn in allen Fällen behauptet die Kaufmannschaft, sie sey in jedem Lande der unentbehrlichste Stand, und der freye Handel sey die Seele von jedem Staate.

Groß war dann auch allerdings der Gedanke Friedrich Wilhelms des Ersten, daß ein König sich durch nichts so sehr eine wünschenswerthe Sicherheit verschaffet, durch nichts ein grösseres Ansehen bey andern Fürsten gewinnt, wie durch einen grossen Schatz.

Er erwarb sich diesen Schatz: so wichtig und groß auch die Zweifel sind, die man aus seines grossen Nachfolgers nachgelassenen Werken dagegen erregen kann und wird. Herr Fischer, Professor in Halle, und Verfasser einer guten Geschichte Friedrichs des Grossen, sagt: der Schatz Friedrich Wilhelms habe im Jahre 1731 aus sechzig Millionen Thaler bestanden, und im Jahre 1740 aus zwey und siebenzig Millionen (*). Andere sprechen gar von hundert Millionen. In Friedrichs des Zweiten nachgelassenen Werken hingegen steht ausdrücklich: der verstorbene König hinterließ acht Millionen

(*) Geschichte Friedrichs des Zweiten. I. Th. 41. S.

nen und siebenhundert tausend Thaler erspartes Geld (*).

Ein Professor kann zwar den Vorrath einer Schatzkammer nicht so gut berechnen als ein König, der selbst Besitzer des Schatzes ist; oder auch nur als derjenige der die Schlüssel zur Schatzkammer hat, und die dazu erforderlichen Rechnungen sah. Aber dessen ungeachtet darf man doch ungefehr behaupten, der Herr Professor Fischer in Halle habe Recht, und die nachgelassenen Werke König Friedrichs des Zweiten haben Unrecht.

Es ist unglaublich daß König Friedrich der Zweite mit seiner eigenen Hand geschrieben habe: sein Vater habe nicht mehr hinterlassen als acht Millionen und siebenhundert tausend Thaler. Der scharfsinnige Denina berühret diesen Punkt in seinem schönen Werke über Friedrich (**); aber er ist zu klug um nicht zu glauben, was wir nun einmal glauben müssen, wenn wir wollen. Mir sagte ein Staatsminister Friedrichs des Grossen lächelnd: diese acht Millionen seyen ein Fehler des Abschreibers, oder ein Druckfehler; denn die Unrichtigkeit der Summe sey klar und offenbar.

Von grosser Erheblichkeit schienen mir die Zweifel dieses Staatsministers. Gewiß sind sie es auch für

(*) Oeuvres posthumes de Fréderic II. Tom. I. pag. 26.

(**) Essai sur la vie et le regne de Fréderic II. Berlin 1788. pag. 51.

für die Historiker unserer Zeit und der Nachkommenschaft. Darum glaube ich dieselben so anführen zu dürfen, wie ich sie aus dem Munde dieses preussischen Ministers habe. Hat man, sagte er mir, auch nur einige Kenntniß des ältern preussischen Finanzetats, wovon sich in Wien vor vielen Jahren schon Abschriften sollen gefunden haben, so kann man wissen: daß Friedrich Wilhelm der Erste in den leztern Jahren, über eine Million und dreyhundert tausend Thaler jährlich in seinen Schatz legte. Kam nun seit 1720, jährlich auch nur eine Million in seinen Schatz: so würde dieses schon zweymal so viel und noch weit mehr betragen als die angegebenen acht Millionen. Aber noch weit grösser war unter Friedrich Wilhelm dem Ersten der jährliche Zufluß der Schatzkammer aus der sogenannten Rekrutencasse. Alles musste dazu beytragen; und dieß machte gewiß eine weit grössere Summe, die aber unter dieser Regierung niemand genau wusste als der Staatsminister von Marschall, und der Geheimerath Trautzettel. Der leztere hatte den Schlüssel zum Schatze; und wie viel Geld der König jährlich in seinen Schatz legte, war diesen beyden Männern allein bekannt.

Selbst das ungeheure Silbergeschirr, das Friedrich Wilhelm der Erste auf dem Schlosse zu Berlin nachließ, hielt schon weit mehr am Gewichte als acht Millionen Thaler. Alle Stücke waren riesenmässig. Vierzehen Kronleüchter hiengen auf dem weissen Saale und in der Gallerie; der gröste

hielt

hielt acht und zwanzig Centner am Gewichte, und die übrigen nach Verhältniß. In einer Menge grosser Zimmer waren Spiegelrahmen von sechs Centnern; noch schwerer waren die silbernen Tische unter den Spiegeln. Eine ganze Loge von massivem Silber war im Rittersaale in der Höhe angebracht; und diese Loge hatte völligen Raum für achtzehn Musikanten. Wandleuchter, Gueridons, und alles was sich von der Art nur erdenken lässt, war von ungeheurer Grösse und Schwere. Von gediegenem Golde sogar, war dieß alles im Zimmer der Königinn, bis auf die Brandruthen und alle übrige bey Kaminen erforderliche, und anderswo aus Eisen oder Stahl verfertigte Geräthschaft. Die grösten Stücke schickte nachher Friedrich der Zweite in die Münze. Aber vieles findet sich noch jetzt in dem Schlosse zu Berlin; und zu dem ersten und zweiten schlesischen Kriege, hätte man auch wohl diese Stücke verwendet, wenn sich in dem Schatze Friedrich Wilhelms des Ersten nicht mehr gefunden hätte, als acht Millionen.

So klug und vorsichtig hatte sich also Friedrich Wilhelm der Erste in Errichtung eines unlaugbar grossen Schatzes gezeiget. Eben so zeigte er sich, wie ganz Europa weiß, durch die Erschaffung und Disciplinirung seiner Armee. Als König stehet er darum im Ganzen, bey der Nachwelt gewiß mit Recht auf einer hohen Stufe. Aber liebenswürdig war er freylich nicht als Mensch, zumal wenn es ihm einfiel in der Perucke eines armen französischen Candidaten mit seinem Stocke zu arbeiten

heiten (*). Seine vernachlässigte Erziehung, und seine unaufhörliche Arbeit an seiner Armee und an seinen Soldaten, gab seinem Charakter, durch die lange Gewohnheit etwas hartes und rauhes. Von Recht und Unrecht hatte er nicht immer ganz helle Begriffe. Sehr oft glaubte Er recht zu handeln, wenn er vollkommen ungerecht war; und allerdings hat er auch zuweilen, wie man das nicht laügnen kann, nach der Sitte edler deütscher Vorzeit mit dem Stocke regiert (**).

Klug war er aber doch in einem ausnehmend hohen Grade; und also nicht eine Art von Halbnarr, wie der Herr Graf von Mirabeau zu glauben scheint. Sein Testament enthält Dinge über die man erstaunen muß. Der verstorbene Geheimerath von Schliestedt in Braunschweig, war als Commissarius seines Hofes bey der Eröfnung dieses Testaments gegenwärtig, und versicherte einem Herrn von dem ich diese wichtige Nachricht habe, König Friedrich Wilhelm der Erste sage in diesem Testament: »Mein ganzes Leben hindurch fand ich »mich

(*) Souvenirs d'un Citoyen, par Mr. Formey. Berlin 1789. Tom. I. pag. 89.

(**) Le Roi, mécontent de quelque sentence portée par une chambre de justice, fit ordonner à tous les membres de se rendre chez lui à une heure marquée. Ils comparurent, et à mésure qu'il en entroit un, le Roi le rossoit vigoureusement en lui reprochant son iniquité. *Souvenirs d'un Citoyen.* Tom. I. pag. 84.

„mich genöthigt, um dem Neide des Oesterreichi„schen Hauses zu entgehen, zwey Leidenschaften „aufzuhängen die ich nicht hatte; eine war ein un„gereimter Geiz; und die andere, eine ausschwei„fende Neigung für grosse Soldaten. Nur wegen „dieser so sehr in die Augen fallenden Schwachhei„ten, vergönnte man mir das Einsammeln eines „grossen Schatzes, und die Errichtung einer starken „Armee. Beyde sind da; und nun bedarf mein „Nachfolger weiter keiner Maske. Unter meinen „Papieren findet sich eine Berechnung, daß mein „erstes Bataillon Garde gerade so viel kostet als „sechs ganze Infanterie Regimenter. Setzet „man also dieses Bataillon auf den allgemeinen „Feldfuß, und vergrössert man ihm auch noch, „zu meinem Andenken, seine Löhnung um einen „Drittel, so verschaffet dieses meinem Sohne „dagegen sechs ganz neüe Infanterie Regimen„ter."

Einem solchen Könige, der sein ganzes Leben hindurch mit solcher Standhaftigkeit und mit so unermüdeter Arbeit seinen Plan befolgte, wäre man also auch die Ehre schuldig, daß man sein Testament durch den Druck bekannt machte: weil es solche ehrenvolle, so wenig geglaubte, und so wenig vermuthete Dinge enthält. Friedrich der Grosse befolgte beynahe in den ersten Tagen seiner Regierung den Rath seines Vaters; und, um die sechs neüen Regimenter desto geschwinder zu errichten; nahm er sechs würtenbergische Regimenter, welche die damalige würten-

bergische Vormundschaft abdanken wollte, in seinen Dienst.

Bey allen diesen Vorzügen, durch die sich die Regierung König Friedrich Wilhelms des Ersten auszeichnete, bey der grossen Verehrung die Friedrich der Zweite für seinen Vater hatte und in unsterblichen Denkmälern bezeugte, kann man indessen doch nicht unbedingt sagen, der Vater war in den wichtigsten Regierungssachen des Sohnes Muster. Friedrich der Zweite glaubte und befolgte folgende Grundsätze seines Vaters: Preussen wäre ohne eine starke Armee, im Auge der grossen europeischen Mächte, ein unbedeutender Staat; ein grosser Geldvorrath ist nöthig, um eine grosse Armee brauchbar zu machen; die Vermehrung der Volksmenge ist hierzu erforderlich; und diese befördert man in den preussischen Landen vorzüglich durch Emporhebung und Vermehrung der Fabriken, die Millionen von Menschen Arbeit und Unterhalt verschaffen.

An diese Grundwahrheiten glaubte der Sohn eben so sehr als der Vater. Aber äusserst verschieden und ungleich mehr ausgebreitet war der politische Gesichtskreis des Sohnes. Äusserst verschieden waren seine Grundsätze in Absicht auf die Verbesserung der Justiz, in Absicht auf die allgemeine Gesetzgebung, und besonders in Absicht der Gesetze zur Erhaltung der besten innern Policey, und Beglückung der Einwohner. Maasregeln, Begriffe, und die Art der Ausführung, waren in Absicht auf dieß alles bey dem Sohne ganz anders

als bey dem Vater. Zur grossen Staatshaushaltung zeigte Friedrich Wilhelm der Erste die Wege; und sein grosser Nachfolger hat bewiesen, wie viel weiter man noch darinn fortschreiten könne. Bey unverbesserlichen Anstalten des Vaters, machte ihn sein äusserst scharfer Blick zu seinem Nachahmer; in allem übrigen machte ihn sein mächtiger Geist zum Erfinder.

3. Cap.

Ueber Friedrichs Verhältnisse mit seinem Vater. Ueber sein Vorhaben nach Wien zu gehen, dort catholisch zu werden, und dann die Erzherzoginn Maria Theresia zu heürathen.

Friedrich Wilhelm der Erste war ein grosser König, aber im Ausdrucke seiner Empfindungen und Gefühle schien er wirklich zuweilen ein wenig hart. Herr Büsching, ein pragmatischer Historiker, sagt: „er habe bey der Uebung der „Soldaten in den Waffen, auf dem Paradeplatz „und an jedem Orte, bald mit der Faust, bald „mit dem Stock, blindlings auf die ungeschickten „Soldaten losgeschlagen; dem Kronprinzen, der „bey ihm stand, habe dieß sehr misfallen, und „seine Gesichtszüge haben es verrathen; und überhaupt zu dem Soldatenspiel, welches Friedrich „Wil-

„Wilhelm so sehr liebte, habe der Kronprinz bey „weitem keine so grosse Neigung gehabt, wie zu „dem Lesen in französischen Büchern, zur Verfer„tigung französischer Verse, und zu dem Spiel auf „der Flöte (*).“

Kann man aber erweisen, was Herr Büsching, dieser sonst menschenmöglichst scharfe und genaue Historiker, ferner sagt: König Friedrich Wilhelm der Erste, wenn er über den Kronprinzen erbittert war, sey von Zeit zu Zeit in denselben gedrungen, daß er der Kronfolge entsage, und sie seinem nächsten Bruder abtrete? Der Kronprinz habe hierauf erkläret: er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als dem König in seinem unrechtmässigen Begehren willfahren; wenn aber der König in einem öffentlichen Manifest zur Ursache seiner Ausschliessung von der Thronfolge angeben wolle, Er sey kein leiblicher und ehrlicher Sohn von Ihm, so möchte er den Prinzen August Wilhelm zu seinem Nachfolger ernennen? Der Kronprinz habe aber endlich während seines Verhafts in Cüstrin zu dem Präsidenten von Münchow, in einem Anfalle von Mißmuth gesagt: Er wolle auf die Thronfolge Verzicht thun, und sich von seinem Vater eine Pension ausbitten, nebst der Erlaubniß, dieselbe ausserhalb Landes, etwa in England oder sonst irgendwo zu verzehren; und als-

 dann

(*) Character Friederichs des Zweiten, Königs von Preussen, beschrieben von Büsching. Zweite Ausgabe. Halle 1788. 179. S.

dann möchte sein Vater immerhin den Prinzen August Wilhelm zu seinem Nachfolger ernennen?

Die billigste Antwort hierauf ist wohl dieses. Es kann seyn daß Friedrich Wilhelm der Erste, in den Zeiten seines größten Unwillens gegen seinen Sohn, etwa den Einfall hatte, Ihn von der Thronfolge auszuschliessen. Allein dieser Gedanke war gewiß nur flüchtig, und eine Wirkung des Jähzorns, in dem er seine ältere Tochter, die nachherige Marggräfinn von Bareuth, bey eben dieser Gelegenheit aus dem Fenster werfen wollte, und nur mit Mühe, durch die Hand der Königinn, daran verhindert ward. Alle Erzählungen von dem was während des Verhafts in Cüstrin der König und der Prinz zu diesem und jenem soll gesagt haben, sind Volkssagen, die etwas Wahres mit tausendfach veränderten Umständen enthalten; und die niemand sich getrauen wird mit Gewißheit zu behaupten.

Gewißheit ist eine gar äusserst seltene Sache in allen Dingen, und am meisten in der Historie. Es ist nicht ein Beweis von Redlichkeit, wenn man mit Heftigkeit behauptet was man nicht mit Zuversicht weiß. Eben so dunkel, eben so schwer und unsicher, ist doch natürlicherweise die Geschichte der Vorzeit, als manche Geschichte aus der Stadt in der wir leben, und so vieler Dinge die um uns her vorgehen. Darum muß man, wenn man nicht strenge erwiesene Geschichte erzählen kann, dieß auch aufrichtig und redlich gestehen; und dieß ist in diesem Capitel mein Fall.

Keinen

Keinen grössern Gedanken hätte Friedrich der Grosse in seinem ganzen Leben gehabt, als den, nach Wien zu gehen, dort catholisch zu werden, und dann mit der Erzherzoginn Maria Theresia sich zu vermählen, wenn dieß wirklich eben so wahr wäre als wahrscheinlich. Man verstehe mich wohl, ich sage nicht es ist wahr, aber ich sage es ist wahrscheinlich: denn es beruhet auf der Aussage von zwey Männern die Friedrich mit seinem sehr vertraulichen Umgange beehrte. Aber wie diese zwey Männer ihre Aussage bewiesen hätten, das weiß ich nicht, weil sie todt sind. Also habe ich auch hier keine andere Obliegenheit, als nur bloß die Wahrscheinlichkeit eines Gedankens zu zeigen, von dem man sagen kann: er hätte Ströme von Menschenblut ersparet, und grossentheils den ganzen Riesengang des achtzehnten Jahrhunderts verändert.

Entfliehen wollte Friedrich der Grosse seinem Vater. Der Vater entdeckte dieses Vorhaben, gerieth darüber in den äussersten Zorn, ließ seinen Sohn auf das Schloß zu Cüstrin gefangen setzen, ließ Gericht über ihn halten, und in diesem Gerichte waren Stimmen zu seiner Enthauptung. Dieß ist allgemein anerkannt, und daran zweifelt niemand. Aber dunkel und schwer sind die Muthmassungen über diese Flucht.

Zuverlässig weiß man, daß der Kronprinz drey junge Officiere zu Vertrauten seiner Absichten hatte, die dann auch die Gefehrten seiner Flucht seyn sollten: den Baron von Spaan, und dieser

war schon vorläufig nach Dresden abgegangen; den Herrn von Keith, der sich darauf nach Portugall flüchtete, nach langen Jahren von da zurückkam, und als Generaladjutant und Stallmeister Friedrichs des Zweiten starb; und endlich den unglücklichen Lieutenant von Catt, der allein gefangen, und bekanntlich vor den Augen Friedrichs in Cüstrin enthauptet ward.

Zuverlässig weiß man, daß die Marggräfinn von Bareuth, diese geliebte Schwester, die Friedrich sein ganzes Leben hindurch für seine innigste Freündinn hielt, und deren Bildniß er wie das Bildniß einer Göttinn in den Tempel der Freündschaft im Garten zu Sanssouci setzen ließ, von der vorgehabten Flucht ihres Bruders wusste, und ihm dazu ihre Juwelen hergab.

Zuverlässig weiß man auch, daß der Feldmarschall von Seckendorf, damaliger kaiserlicher Gesandter in Berlin, bey der Zurückkunft des Königs aus Wesel, wo diese vorgehabte Flucht entdecket ward, sich des Kronprinzen bey dem Könige ganz ausserordentlich annahm, und alles versuchte um ihn wider die Schärfe des väterlichen Zorns zu schützen. Aber ganz äusserst merkwürdig ist hierbey, daß Seckendorf von Wien aus, Befehle für alles hatte was er that; auch that er alles so behende, daß er nicht einmal Zeit gehabt hätte einen Courier nach Wien zu schicken. Also wusste man auch schon zum voraus das Vorhaben des Kronprinzen in Wien, und gab also auch schon zum voraus Befehle an Seckendorf wie er sich benehmen

men müsste, wenn man etwa die vorgehabte Flucht des Prinzen entdecke, und der König dann in seinen Jähzorn verfalle, den man so leicht vorhersah.

Zuverlässig weiß man, daß, sobald man erfuhr der Zorn des Königs sey aufs äusserste gekommen und er denke an nichts geringeres als an die Enthauptung des Kronprinzen, Seckendorf dem Könige ein bisdahin geheim gehaltenes Beglaubigungsschreiben überreichen ließ, wodurch ihn der Kaiser zu seinem Ambassador erklärte; daß Seckendorf hierauf eine Audienz gefordert, und dem Könige gesagt habe: „Es sey ihm vom Kaiser befoh„len, dem König sofort den Krieg zu declariren, „wenn Er irgend etwas hartes wider den Kron„prinzen verhänge: denn der Kronprinz stehe, als „Churprinz und gebohrner Reichsfürst, unter dem „Schutze des Kaisers und des ganzen Reichs.“

Zuverlässig weiß man, der König habe dem kaiserlichen Gesandten zuerst mit Heftigkeit geantwortet: „Ich bin Herr in meinem Lande und in „meinem Hause;“ — habe sich aber doch, dieser Drohungen wegen besonnen, und dem Kronprinzen das Leben gelassen. Am Ende machte er dann auch die Sache insofern noch dadurch gut, daß er zur Befriedigung der braunschweigischen Gemahlinn des Kaisers die Vermählung des Kronprinzen mit einer braunschweigischen Prinzessinn verlangte.

Nun wird aber Herr Friedrich Nicolai, hervortreten, und sagen: „Dieß alles ist Erdichtung

„vom Anfang bis zum Ende; oder woher, als
„aus seiner Einbildung, kann man Nachrichten
„haben, von denen Ich nichts weiß?“

Sehr entscheidend hat sich schon Herr Nicolai,
in seinen berühmten Heften, hierüber mit folgenden
Worten erkläret: „Voltaire, sagt Er, hat zuerst
„in der elenden vie privée das Mährchen aufge-
„bracht, Kaiser Karl der Sechste habe behauptet,
„der Kronprinz könne, als ein Reichsfürst, nur
„auf dem Reichstage zu Regensburg gerichtet wer-
„den, und er habe deshalb durch seinen Gesandten,
„den Grafen von Seckendorf, die ernsthaftesten
„Vorstellungen thun lassen, wodurch allein dem
„Kronprinzen das Leben wäre gerettet worden.—
„Es ist wahr, daß von verschiedenen Höfen Inter-
„cessionen für den Kronprinzen einliefen; aber ob
„sie vom kaiserlichen Hofe dringender als von ei-
„nem andern waren, ist nicht bekannt. Ernsthaft,
„oder im Tone der Autorität, können sie wohl nicht
„gewesen seyn. Was Voltaire von Seckendorf
„gehöret haben will, ist kein Beweis, da der ganz
„groben Erdichtungen, die er sich in der vie privée
„de Fréderic II erlaubt, so gar viel sind (*).

So spricht der grosse Berichtiger Herr Frie-
drich Nicolai. Dagegen schreibt mir der Staats-
minister Herr von der Horst: „Spricht Herr Ni-
„colai als Zeitgenosse dieser Begebenheiten, ist Er
„jemals

(*) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Drit-
tes Heft. 304. 325. 326. S.

„jemals in der Lage gewesen, etwas Zuverlässiges „von der innern Geschichte des preussischen Hofes „zu erfahren: so will ich glauben, daß seinem „Zeugnisse der Vorzug vor der allgemeinen Sage „und Meinung der damaligen Zeiten gebühre! — „Der Graf von Münchow, nachmaliger Minister „in Schlesien, und der General von Yorck, waren „specielle Freunde meines Vaters; und was diese „Herren sagten, widerlegt hier durchaus die Mei„nung des Herrn Nicolai."

Erdichtet ist also nicht, was ich hier als zuverlässig angebe. Wenn aber übrigens Herr Nicolai behaupten wollte, daß sich der kaiserliche Hof nie in Angelegenheiten der Churfürsten und Churprinzen gemischet, und daß derselbe nie ernsthaft, im Tone der Autorität und als oberster Richter, in solchen Fällen zu sprechen versuchet habe: so bitte ich ihn vorerst die Depesche nachzulesen, welche an den Churbraunschweig Lüneburgischen Gesandten zu Regensburg, Freyherrn von Ompteda, von der Regierung zu Hannover in betref der von dem Prinzen von Wallis übernommenen einstweiligen Regierung der Churlande, den acht und zwanzigsten Februar 1789 ergangen ist (*).

Aber dieß alles ist noch nicht hinreichend zur Entkräftung der entgegengesetzten Meinung, daß Friedrich nach England habe reisen wollen, um sich dort

(*) Eine authentische Abschrift dieser Depesche findet man im Politischen Journal vom Julius 1789. S. 697.

dort mit einer Tochter Georgs des Zweiten, der nachherigen Gemahlinn des Prinzen Stadthalters von Oranien, in die er seit seinem eilften Jahre verliebt gewesen seyn soll, zu vermählen.

Zur Erläuterung dieser Liebe konn dienen was der Herr Abt Denina sagt: diese Prinzessinn Anna sey wie ihre Schwester Amalia überaus schön und sehr liebenswürdig gewesen (*).— Liebenswürdig war wohl die Prinzessinn Anna durch ihren Charakter; aber dem Herrn Denina verzeihe der liebe Gott, daß er diese Prinzessinn Anna für eine Schönheit ausgiebt. Im Winter 1788 sah ich ihr marmornes Brustbild im Haag, und es schien mir doch eben nicht auffallend häßlich. Allein unglücklicher Weise sprach ich dort einen Augenzeugen, der oft die Ehre hatte diese Prinzessinn zu sehen und an ihrer Tafel zu seyn, und dieser beschrieb mir ihre Schönheit mit folgenden Zügen: „Ihre Gesichtsfarbe war ungefehr wie helles däni-„sches Handschuhleder; die Augen staar und groß; „die Augenlieder herabhängend, und so groß, daß „sie hätten können einem kleinen Munde zu Lippen „dienen; der Mund sehr groß; die Unterlippe „fürchterlich herabhängend; das ganze Gesicht „flach und breit; der Kopf tief zwischen den „Schultern; der Körper dick, kurz, und breit; „und endlich die Sprache der Prinzessinn äusserst „schnell, äusserst undeütlich und unangenehm.“

Liebe

(*) Essai sur la vie et le regne de Frédéric II. pag. 19.

Liebe aus dem Anschauen körperlicher Schönheit, sinnliche Liebe wenigstens, war also hier bey Friedrich nicht im Spiele. Aber mit grösserer Wahrscheinlichkeit sagt ein berühmter Schriftsteller: Friedrich habe nach England gehen wollen, um von dem österreichischen System unabhängig zu bleiben, und dem Feldmarschall Seckendorf keine Befriedigung zu gewähren, der seinen Vater bewegen wollte Ihn mit seiner nachherigen Gemahlinn der Prinzessinn Elisabeth Christine, einer Nichte der Kaiserinn, zu vermählen (*).

Alle Umstände seiner vorgehabten Flucht erzählet dieser berühmte Schriftsteller äusserst genau und bestimmt: „Friedrich war mit dem Könige in „Wesel. Durch den Lieutenant von Catt hatte er „bereits in Holland ein Fahrzeug in Bereitschaft „halten lassen. Aber der König ließ den Kron„prinzen in Verhaft nehmen, und schickte einige „Officiere nach Holland um sich Catts dort zu be„mächtigen. Der Großpensionair drohte anfangs „sie bey der geringsten Unternehmung aufhängen „zu lassen. Catts Verhaftnehmung erfolgte nichts „desto weniger, und der preüssische Gesandte im „Haag, Meinershagen ward darüber vor Schre„cken des Todes (**).“

Aber

(*) Fischer in seiner Geschichte Friedrichs des Zweiten. 1. Th. 9. S.

(**) Fischer. 1. Th. 6. S.

Aber alle diese auch noch so genau angegebene Umstände der damals ausgestreuten und vielleicht etwas zu leichtgläubig in Friedrichs Lebensgeschichte aufgenommenen Flucht nach England, entkräften auf keine Weise die entgegengesetzte Meinung. Die Sache ward entdeckt, als der König mit dem Kronprinzen in Wesel war; aber dieß sagt ganz und gar nicht, daß der Plan des Kronprinzen gewesen sey, grade von der Seite seines Vaters weg nach Holland zu entfliehen. In Holland hätte er sich nicht sicher glauben können, als nur in dem Falle daß seine Verabredung mit dem englischen Hofe völlig wäre geschlossen gewesen. Aber eben die Auslieferung des Lieutenants von Katt beweiset, daß sie es nicht war; denn sonst hätte der englische Gesandte im Haag diese Auslieferung durch ein einziges Wort bey den Generalstaaten unfehlbar verhindern können. Unglaublich ist es sodann, daß Meinershagen deswegen vor Schrecken soll gestorben seyn; denn unmöglich kann man sich denken, Meinershagen habe das Geheimniß des Kronprinzen gewußt. Meinershagen war Sohn eines reichen Banquiers in Cölln; er bewarb sich um den Charakter eines preußischen Gesandten im Haag nur deswegen, damit er, wie man das in Deutschland versteht, einen Charakter habe. Gewiß kannte er die wenigsten Leute am preußischen Hofe, und noch weniger Lieutenants aus der Armee. Hätte der Prinz von Wesel nach Wien gehen wollen, so wäre er aus dem Clevischen ins österreichische Gebiet nach Ruremonde gegangen; dieß ist

ein

ein Weg von wenigen Stunden. Aber nach aller Wahrscheinlichkeit hat man seinen Project entdeckt, noch eh er reif war: und der Lieutenant von Catt flüchtete sich, auf dem kürzesten Wege, über die holländische Grenze.

Noch gar nichts beweisen also alle obige Umstände für eine vorgehabte Flucht nach England. Noch weniger ist sie wahrscheinlich, wie man schon weiß, wenn der Zweck dieser Flucht eine Vermählung mit der englischen Prinzessinn Anna hätte seyn sollen: denn auch der unangenehmen militärischen Zucht des Vaters wäre Friedrich durch diese Vermählung nicht entgangen. Sodann ist gar nicht zu begreifen, warum Friedrich Wilhelm sich so wüthig den Absichten seines Sohnes würde widersetzet haben, wenn er ein so großes Verlangen bezeiget hätte, sich mit einer englischen Prinzessinn zu vermählen. Dem damaligen politischen System wäre diese Vermählung ganz angemessen gewesen; denn Friedrich Wilhelm hieng damals ganz an England und Oesterreich. Auch die Königinn von Preussen hätte alles gewagt, um diese Heurath mit ihres Bruders Tochter möglich zu machen. Nichts unnöthigeres und überflüßigeres hätte also wohl Friedrich in der Welt versuchen können, als wegen einer so leichten Heurath nach England zu fliehen.

Aber Friedrich hat vielleicht auch ganz ohne Absicht auf eine Heurath, bloß um frey und unabhängig zu seyn und ganz nach seiner Neigung zu leben, auf eine Flucht nach England gedacht?

Vielleicht wollte er heimlich gar durch ganz Europa reisen? — Die Antwort scheint auch hierauf leicht. Hätte Friedrich eine blosse Reise vorgehabt, so hätte sein Vater dieß als einen Jugendstreich betrachtet; und nie wäre er in eine solche Wuth gekommen, nie hätte er von Enthauptung gesprochen.

Noch weniger läßt sich die Meinung des Herrn Professors Fischer vertheidigen, daß Friedrich bloß nach England gehen wollte, um von dem österreichischen System unabhängig zu bleiben. König Georg der Zweite war eben so gut in dem österreichischen System wie Friedrich Wilhelm; und nach aller Wahrscheinlichkeit, war es Friedrich selbst noch weit mehr, als sein Vater.

Also kam wohl Friedrich durch eine heimliche Unterhandlung mit dem Wiener Hofe auf den Gedanken, sich mit der Erzherzoginn Maria Theresia, der Erbinn aller österreichischen Staaten, zu vermählen. Niemand konnte diese Unterhandlung besser führen als Seckendorf, ein listiger und glücklicher Staatsmann, und wahrscheinlich würde dieser alles gethan haben, um den ganzen Project zur Reiffe zu bringen, und dann die Flucht des Kronprinzen nach Wien zu begünstigen; hätte ihm nicht, als einem bekannten Erzlutheraner, vor Friedrichs Uebergang zur catholischen Religion das Mark in den Knochen gezittert, so sehr es ihm auch als kaiserlichem Gesandten oblag diesen Uebergang zu befördern.

Aber der Kronprinz hatte, wie Herr Fischer sagt, den grösten Widerwillen gegen Seckendorf, und die ganze österreichische Partey am Hofe seines Vaters. Äusserst nachtheilig und verächtlich spricht er, wie man weiß, von Seckendorf, und nennet ihn als Soldat und Staatsunterhändler einen Wucherer, dem die Lüge so geläufig war, daß er allen Gebrauch der Wahrheit darüber verlohr. — Auch diese Einwürfe beweisen nichts. — Der Widerwillen des Prinzen gegen Seckendorf entstand später; und gewiß dachte Friedrich in der Folge, Seckendorf habe ihn misleitet, oder habe auch die Absichten des Wiener Hofes mit ihm nicht geschickt und eifrig genug betrieben. Dieß ist auch wohl die Ursache des Widerwillens, den Friedrich sein ganzes Leben hindurch gegen Seckendorf behielt. Gar viel später entstand sein Widerwillen gegen den Wiener Hof, und zwar deswegen: weil man kurz vor Friedrich Wilhelms Tode, fast unglaubliche Machinationen des Wiener Hofes in Berlin entdeckte; und weil man sogar erfuhr, wie ich es von einem preüssischen Staatsminister weiß, preüssische Staatsminister seyen vom Kaiser durch ordentliche Jahrgelder bestochen.

Alles, was man sich vortheilhaftes für das österreichische Haus nur denken konnte, vereinigte sich in dem Project einer Heürath zwischen Friedrich und Maria Theresia. Weit mehr entsprach diese Heürath den damaligen Absichten des Wiener Hofes, weit andere Hülfsmittel hätte sie zur Erhal-

tung der Pragmatischen Sanction verschaffet, als die nachherige Verbindung mit dem Hause Lothringen. Politisch war diese lothringische Verbindung damals nicht: so groß und gewaltig und wundervoll wirksam für alles, was jemals das österreichische Haus dachte und nicht dachte, der heldenmüthige und fürchterliche Kaiser Joseph ward, der aus dieser Verbindung entstand. Aber sie war sehr im Verhältnisse mit der Schwäche der damaligen kaiserlichen Minister, die immer unschlüssig waren, immer hin und her lavirten und wankten: und denen nichts von der grossen Zukunft ahnden konnte, die wir jetzt sehen und erleben. Sehr gelehrt waren zwar diese kaiserlichen Minister; und also machten sie Kaiser Carl dem Sechsten diese Verbindung dadurch angenehm, daß sie ihm sagten: nun werde der habsburgische Stamm nicht erlöschen, weil Gebhard der Dritte, Landgraf im Elsaß, der Stammvater aller Habsburger und ein unläugbarer Abkömmling der lothringischen Herzoge sey; und weil also diese Vermählung die beyden alten Stämme nur wieder vereinige.

Unter allen Bedingen die Seckendorf dem Kronprinzen durchaus vortragen mußte, war natürlicherweise dem kaiserlichen Hofe keines so äusserst und unerläßlich wichtig, wie Friedrichs Uebertritt zur catholischen Religion. Ohne die allervollkommenste Genehmigung dieses allerhöchsten Bedinges, wären wohl eher alle Flüsse rückwerts zu ihren Quellen geflossen, wäre wohl eher die Sonne

erlo-

erloschen, bevor der Wiener Hof zugegeben hätte, daß sich eine österreichische Prinzessinn mit einem protestantischen Prinzen vermähle. Umänderung der Religion war hingegen für den philosophischen Friedrich damals eine Kleinigkeit: denn im Grunde verlachte er doch alle Religionen.

Er sollte also, und wollte auch wirklich catholisch werden. Wenigstens ist dieß durch Männer versichert, die seine Gesellschafter und Freunde waren: durch den Grafen von Münchow, nachmaligen Minister in Schlesien, und durch den Herrn General von Berck. Aus dem Munde dieser beyden Herren erinnerte sich der Herr Minister von der Horst, noch jetzt ganz deutlich, gehöret zu haben: daß Friedrich nach Wien gehen und dort catholisch werden wollte, um sich mit Maria Theresia zu vermählen.

Und dieß eben setzte Friedrich Wilhelm den Ersten in die entsetzliche Wuth, die auf eine Weile nichts in der Welt schien versöhnen zu können als das Blut seines Sohnes. Friedrich Wilhelm der Erste hielt nach dem Buchstaben des heidelbergischen Catechismus, die Messe für eine verdammte Abgötterey; hielt fürchterlich steif an der Orthodoxie seiner Väter; und hätte geglaubt: sein ganzes Volk, jede protestantische Seele in der ganzen preussischen Monarchie, fahre grade und spornstreichs mit seinem Sohne, wenn dieser in Wien die catholische Religion angenommen hätte, hinab in die Hauptwache der Hölle.

Diese preußische allgemeine Höllenfarth, ward also durch die in Wesel gemachte Entdeckung vermieden. Aber es ist doch sonderbar, daß der Herr Professor Fischer, nachdem er Friedrichs vorgehabte Flucht nach England so deutlich beschrieben hat, doch am Ende beynahe meiner Meinung ist, indem er sagt: „dem Herzog Franz von Lothringen „war die nachherige Verlobung Friedrichs des „Zweiten mit der Prinzessinn Elisabeth Christine „von Braunschweig so angenehm, daß er ihr persönlich beywohnte, weil Er, eine Verbindung Friedrichs mit Marien Theresien als politisch möglich befürchten musste, wodurch Oesterreich auf „einmal den Endzweck erreichet hätte, nach welchem es drey lange Jahrhunderte vergeblich „strebte.“ — Sogar setzet Herr Fischer noch hinzu: „es scheine auch das der Grund gewesen zu „seyn, warum Friedrich eine jede Vermählung „bey der Lebenszeit seines Vaters vermeiden „wollte.“ Er sagt auch noch an einer andern Stelle: „der Uebertritt zur catholischen Religion „hätte Friedrich dem Grossen die Aussicht zu den „größten Staatsvortheilen verschaffet.“

Es gehet den Historikern wie den Philosophen. Sie beweisen zuweilen was sie selbst nicht recht glauben; und dann entwischet ihnen unversehens ein Wort, wodurch ins Helle kommt, was sie sonst verdunkeln. Sonderbar ist dieß. Aber das sonderbarste wäre, wenn die von Seckendorf an den Wiener Hof abgelieferten Papiere, von denen in einem andern Capitel gesprochen werden wird,

ins Helle brächten, was vielleicht in diesem Capitel noch in Nacht und Nebel liegt; und was damals, höchst vermuthlich, die Höfe von Wien und Berlin unter sich beschlossen völlig zu verschweigen.

4. Cap.

Ueber sein Leben vor und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung.

Friedrich lebte, als Kronprinz, in Rheinsberg so viel er konnte, um dort dem ewigen Exerciren zu entgehen. Als sein Vater einst rasch und tapfer, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, immer exerciren und wieder exerciren ließ, schrieb Friedrich an den damaligen sächsischen Gesandten in Berlin, Herrn von Suhm: wir tödten uns hier mit Exerciren! — Ein andermal: wir verlieren hier eine Zeit, die nie wiederkommt, mit Nichtswürdigkeiten! — Ein andermal nannte er, auch in einem Briefe an Suhm, allen diesen militarischen Prunk: wahre Kindereyen! — Mitten unter seines Vaters Revüen, und allem seinem ewigen Rechtsum und Linksum, sehnte sich Friedrich der Grosse nach seinen Studien, nach seinem Weinberg, nach seinen Kirschen und Melonen.

Er fand seinen liebsten Zeitvertreib in der Literatur, in der Correspondenz mit Gelehrten nach

 seinem

seinem Sinn und Herzen, im Umgange mit geistvollen Köpfen so viel er deren habhaft werden konnte. Uebrigens lebte er lustig, und machte Schulden.

Seine Gesellschafter in diesen Zeiten waren vorzüglich der Graf von Kaiserling, der Baron von Rohwedel der noch vor kurzem als Commandeur des Johanniter Ordens lebte, der Baron von Bielefeld, der Geheimerath Jordan, der Graf von Münchow welcher nachher ein berühmter Minister in Schlesien ward, und der noch lebende Graf von Chazot.

Aber über alles giengen ihm seine Studien. Darum geizte er auf nichts als seine Zeit, und sorte unablässig in sich selbst für die Zukunft. Er begriff auch nicht, so elegant er sonst damals war, wie man von Moden, von Weiberanzug und Weiberkram sprechen, wie man mit solchen Kleinigkeiten so tief beschäftigt, immer die Langeweile auf dem Nacken haben und doch den Tod fürchten könne. Das gewöhnliche Hofleben und Prinzenleben schien ihm kein Leben.

Münnichs Siege über die Türken, machten ihn unruhig und unbehaglich auf dem weichen Polster seiner Philosophie. Mir deucht, in dieser Unruhe lagen die ersten bemerklichen Spuren von Friedrichs künftiger Liebe für hohen Kriegesruhm. Nur die Berliner ahndeten nichts von allem was Großes in ihm lag. Sie hörten, er gebe in Rheinsberg artige Feste, er liebe Mädchen und Musik, er habe einen schönen Fuß, er tanze vortreflich:

treflich: und nun versprach sich ganz Berlin, bey Friedrichs Regierungsantritt, nichts als goldene Tage, immerwährende Feste, ewige Comödien, Opern und Redouten.

Ganz hatte Friedrich Wilhelm sein Vater diese Erwartungen nicht, als Er, auf seinem Sterbebette, zu der Königinn seiner Gemahlinn sagte: „Na, Sie wird sich freuen, daß ich sterbe! Jetzt „wirds lustig hergehen; aber denkt an mich, zu-„letzt kommt doch alles anderst.“ — Ja wohl kam es anderst!

Beym Antritt seiner Regierung glaubten viele von seinen rheinsbergischen Jugendfreunden, sie erhalten nun ganz gewiß Antheil an allen grossen Regierungsgeschäften. Niemand glaubte dieß mehr als Kaiserling, den der König gewöhnlich Cäsarion nannte, und den er wirklich liebte. Auf der ersten Reise die König Friedrich zur Huldigung nach Preussen machte, saß er mit Kaiserling mit Algarotti und einem Dritten in einem Wagen; und, um sich gleich in den Besitz aller Vorrechte eines Günstlings zu setzen, überhäufte Kaiserling den König mit Bittschriften, Recommendationen, und Intercessionen jeder Art. Einigemale erinnerte ihn der König, daß dieß nicht angehe, und mit seinem Regierungsplan nicht übereinstimme. Cäsarion kehrte sich nicht an diesen Wink: und so wollte auch Friedrich ihn nicht mehr in seinem Wagen haben. Als aber nachher in Königsberg, nach wohlhergebrachter und auch jetzt noch gar nicht aus der Mode gekommener preussischer Art

 und

und Kunst, ein fürchterlicher Platzregen von Glückwünschen in Versen und Prose auf den König fiel, übergab er dieß alles an Cäsarion, und sagte zu ihm: „ich weiß daß sie sich gerne mit „fremden Papieren befassen; also thun sie mir „den Gefallen, und beantworten alles dieses „Zeug."

Cäsarions Exempel machte die übrigen vorsichtiger; und von diesem Tage an, war der Ton der neuen Regierung angegeben. Uebrigens bezeigte sich der König gegen Kaiserling gar nicht unfreundlich, und behielt ihn dennoch bey sich.

Ein Jugendfreund des Königs bevor er zur Regierung kam, war der Abbé de Solignac. Er kam mit dem König Stanislaus als sein Aumonier nach Berlin, und machte sich bey dem Kronprinzen durch sein redliches Wesen, durch seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit ungemein beliebt. Solignac hatte für den Kronprinz eine ganz ausserordentliche und zuweilen auch ganz sonderbare Anhänglichkeit: denn er bat ihn oft, um Gottes willen, daß Er sich doch mit der Freymaurerey nicht abgebe! — Der Kronprinz hörte diese Ermahnungen mit grosser Gutmüthigkeit an, lachte herzlich darüber, und gieng dann in die Loge.

Als der König seine bekannte Reise nach Straßburg machte, begegnete ihm zwischen Landau und Straßburg ein Reisewagen. Er ließ fragen, wer in dem Wagen sitze? — Der Abbé de Solignac.

Flugs

Flugs kehrte der König um. Der Abbé erstaunte, als er den König in Preussen aussteigen, und an seinen Wagen kommen sah. Wie ist es möglich, rief Solignac, daß ich Eŭer Majestät hier finde? Der König antwortete: „mein lieber Abbé, ich bin „expreß hieher gekommen, um sie in den Frey„maûrer Orden aufzunehmen; hier habe ich „die ganze Geräthschaft einer Loge, und die Ce„remonie vollführen wir hier im freyen Felde.“

Der gute Abbé schien über diesen Vorfall schrecklich betroffen. Er merkte aber doch bald den Scherz; der König unterhielt sich mit ihm fast eine Stunde. — Diese Anekdote hat mir ein preüssischer Minister erzählet, und dieser Minister hat die Anekdote aus dem Munde des Königs.

5. Cap.

Ueber Friedrichs vorgeblich griechischen Geschmack in der Liebe.

Der berlinische Oberconsistorialrath, Herr Büsching, sagt: „Durch seinen Widerwillen „gegen das Frauenzimmer verlohr Friedrich viel „sinnliches Vergnügen. Aber er verschaffte sichs „wieder durch den Umgang mit Mannsperso„nen; und hatte aus der Geschichte der Philo„sophie behalten daß man dem Socrates nachge„sagt,

„sagt, er habe den Umgang mit dem Alcibiades „geliebt (*).“

Aber nicht nur Herr Büsching, sondern Voltaire, la Beaumelle, der Herzog von Choiseül, unzählische Franzosen und Deutsche, fast alle Freünde und Feinde Friedrichs, fast alle Fürsten und Grossen in Europa, sogar seine Bedienten, sogar die Vertrauten und Gesellschafter seiner lezten Jahre glaubten: Friedrich habe geliebt, wie man sagt, daß Socrates den Alcibiades liebte! — — — Und ich werde zeigen, daß ganz Europa, und alle Bediente und Vertraute Friedrichs sich hierinn irren; und einen unverdienten Schandfleck auf Friedrichs Namen und auf Friedrichs Nachruhm werfen.

Ueber eine wichtigere Sache kann man nicht schreiben, wenn man über das Leben und den Charakter Friedrichs des Grossen schreibt. Freylich wird man mir von allen Seiten vorwerfen, daß ich über eine so äusserst delikate Materie hätte schweigen sollen. Aber würde man immer verschweigen was sich hierüber sagen läßt, so würde man das eigentlich Wahre dieser Sache auch nie erfahren; und von einem Jahrhundert zum andern, würde ein Schriftsteller dem andern nachgackeln: Friedrich habe geliebt, wie Socrates den Alcibiades liebte.

Was

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 22.

Was Büsching und Voltaire über diesen Punkt wähnen, das wähnte ich sonst auch, zumal da einer der Lieblinge Friedrichs, ein Vertrauter und Gefehrte seiner lezten Lebensjahre mir in Potsdam sagte: „Friedrich habe kurz vor dem siebenjäh„rigen Kriege noch geliebt, wie Socrates den Al„cibiades liebte."

Hat Friedrich dieß gekonnt, dachte ich, so war er doch, nach einem anderweitigen Vorgeben der Franzosen nicht entmannt. Aus dieser Ursache also verlachte ich in meiner ersten Schrift über Friedrich den Grossen, die französischen Lieütenante und Fändriche, die am Anfang des siebenjährigen Krieges (es versteht sich vor der Schlacht bey Roßbach —) so oft sagten: wie kann der Marquis von Brandenburg sich mit uns in eine Art von Krieg einlassen, da er doch nicht einmal im Stande ist bey einem Weibe zu schlafen?

Friedrich war nicht entmannt; aber er ward sechs Monate nach seiner Vermählung durch ein chirurgisches Messer schrecklich vom Tode gerettet, und unter allen seinen Cabinetsgeheimnissen war dieß zuverlässig das erste und gröste.

Etwas muß indessen schon lange hiervon ruchtbar geworden seyn, weil man sonst in Frankreich und anderswo auf jenen Gedanken nicht gekommen wäre. Aber da man dabey dem Könige doch auch immer den griechischen Geschmack in der Liebe vorwarf, so fiel man in den offenbarsten Widerspruch. Alle diese Widersprüche und Dunkelheiten kann ich heben wie mir deücht; und was noch weit mehr

ist, ich kann dieß alles so erzählen, daß dadurch ein sonst unsterblicher Fleck von Friedrichs Namen wegfälle.

Vor seiner Vermählung hatte Friedrich ganz und gar keine Abneigung gegen das Frauenzimmer. Sein Temperament erweckte vielmehr bey ihm, in diesen Jahren, die gröste Neigung für das weibliche Geschlecht. Aber die Härte mit der einst sein Vater gegen eine artige Person verfuhr, die nur im Verdacht war ihm zu gefallen, entfernte ihn von dem was man Liebe nennt, beraubte ihn dieses himmlischen Genusses, und trieb ihn zu dem was nicht Liebe ist, also bloß zum kurzen und geraden Umgang mit Freudenmädchen. Er entfernte sich in der Folgezeit, sehr absichtlich, vom weiblichen Geschlechte; aber äusserst liebenswürdig war er und blieb er sein ganzes Leben hindurch, wenn er mit Damen sprach oder an Damen schrieb: so wie er auch, sein ganzes Leben hindurch, durch seine unbeschreibliche Höflichkeit und unbeschreibliche Anmuth, entzückend angenehm für alle Menschen war, so oft er angenehm seyn wollte.

Mit der grösten Genauigkeit, die man mir der wichtigen Folgerungen wegen gewiß verzeihet, werde ich und muß ich, ganz nach ihrer Natur diese Geschichte darstellen, durch die eine so grosse und bisher so undurchdringlich gewesene Decke von Friedrichs Handlungen wegfälle.

Gerade in der Zeit als sein Vater ihn zur Vollziehung seiner Heurath nach Braunschweig bringen wollte,

wollte, hatte Friedrich einen äusserst heftigen venerischen Samenfluß. Er offenbarte die schreckliche Verlegenheit, in die ihn dieses Unglück versezte, dem Marggrafen Heinrich von Schwedt; den er auch in der Folge sein Lebenlang nicht ausstehen konnte, weil er glaubte, der Marggraf habe ihm den Rath, den ich sogleich erwehnen werde, aus Bosheit gegeben. Er nannte ihm einen kunsterfahrnen Mann, und versprach ihm daß dieser dem Uebel sogleich abhelfen werde, denn ihn selbst habe er oft in wenig Tagen davon befreyt. Dieser ungeschickte und heillose Künstler war Leibarzt des Marggrafen Ludewigs zu Malchow; man nannte ihn deswegen den Doctor von Malchow. Auf die Vorstellungen des Marggrafen Heinrichs ließ also Friedrich, in seiner Noth, gleich diesen Doctor hohlen; und dieser vertrieb ihm seinen venerischen Samenfluß in vier Tagen. Friedrich glaubte sich nun vollkommen hergestellt, und der Quacksalber ließ ihn bey seinem Glauben. Die Reise nach Braunschweig hatte ihren Fortgang, und das Beylager ward vollzogen.

Hatte sich nun gleich bey dem Kronprinzen anfangs einiger Widerwille gegen den Zwang der väterlichen Wahl geäussert, so ward doch dieser Widerwille durch die Schönheit einer auf alle Weise vortreflichen Prinzessinn bald vollkommen getilgt. Friedrich führte seine Gemahlinn nach Rheinsberg, und die ersten sechs Monate schienen mit allen Merkmalen des vergnügtesten Ehestandes zugebracht.

Ein

Ein verdienstvoller Schriftsteller versichert also ganz unrichtig (*) daß Friedrich mit seiner Gemahlinn in philosophischer Enthaltsamkeit lebte: denn Friedrich schlief diese ganze Zeit hindurch, jede Nacht, bey seiner Gemahlinn. Und dieses hat ihre anjetzt verstorbene Hofdame, Fräulein von Kametzky, nachherige Gemahlinn eines sehr verehrungswürdigen Mannes, des Herrn Hofrichters von Weltheim zu Harpke, dem Herrn Minister von der Horst oft betheuret.

Dieser glückliche Zustand änderte sich jedoch nach Verlauf eines halben Jahres. Der verstopfte Samenfluß brach mit grosser Wuth und mancherley bösen Symptomen wieder hervor. Friedrich verfiel in eine heftige Krankheit, die man zu verbergen suchte, und deren Ursache man zumal verschwieg. Es sey, sagte man nach Hofmanier, eine blosse Unpäßlichkeit. Aber diese Unpäßlichkeit ward so arg, und der kalte Brand war so nah, daß nichts in der Welt mehr dem kranken Friedrich das Leben zu retten vermochte, und wirklich gerettet hat: als — ein grausamer Schnitt!

Bey einem so grossen Geiste war es nicht so wohl eine Schwachheit als vielmehr ein wahrer Mißverstand, wirklich eigentliche Unwissenheit in solchen Dingen, diese gar nicht vollständige Entmannung

(*) Büscher in der Geschichte Friedrichs des Zweiten. I. Th. S. 9. 48.

mannung für einen Schimpf zu halten, der bey ihm über alles gieng. Er wußte nicht, daß nicht alsdann der Charakter eines Mannes sich verändert, daß er nicht alsdann furchtsam und klein wird, wenn er keinem Weibe beywohnen kann wie es sich gebührt: sondern erst alsdann, wenn ihm durch eine ganz verschiedene Operation die Erzeugung des Samens unmöglich gemacht ist. Allerdings wird in diesem leztern Falle, aber nicht bey der blossen Unfähigkeit einem Weibe beyzuwohnen, der Charakter kleinlich, furchtsam, arglistig, und tückisch; und man hat etwa noch Witz oder Witzsucht, aber keine wahre und hohe Geisteskraft, keine Keckheit, keine Unerschrockenheit, keinen Muth. Bey Friedrich war die Erzeugung des Samens durch jenen Schnitt nicht verhindert; er war ein klein wenig verstümmelt, aber nicht verschnitten, und deswegen blieb Er was Er war, ein Mann von der höchsten Geisteskraft, der unerschrockenste und gröste Held seines Zeitalters. Den Trieb muß er behalten haben einem weiblichen Geschöpfe beyzuwohnen.

Freylich konnte Friedrich aus den Schriften der Römer wissen, wie man im alten Rom von einem vollständigen Mangel von Mannheit sprach, und wie bitter deswegen Claudian gegen einen wahren Eunuch den Bürgermeister Eutropius schrieb. Es ward daher die gröste Angelegenheit seines Lebens, seine kleine Verstümmelung, die er immer mit Eunuchheit verwechselte, und die daher entstehenden Ungemächlichkeiten zu verbergen.

Ganz

Ganz gegen seine Neigung und gegen seinen Willen sah er sich gezwungen, von seiner höchst liebenswürdigen und innigst von ihm geliebten Gemahlinn sich zu entfernen, sich zu stellen, als wenn es unmöglich wäre den physischen Widerwillen abzulegen, den eine ihm abgenöthigte Heürath bewirke. Oeffentlich bezeügte er also für seine Gemahlinn, nun weiter nichts, als die gröste Hochachtung. Aber damit ja kein Mensch etwo glaube, Er empfinde nicht alle Regungen der menschlichen Natur, die er auch ohne allen Zweifel empfand, äusserte er vorerst noch immer das gröste Wohlgefallen an schönen Weibern. Noch sind die Gemälde der schönen Tänzerinnen vorhanden, die er aus dieser Ursache in seinen Zimmern aufhängen ließ.

Er gab sich aus eben dieser Ursache auch das Ansehn als fände er grossen Gefallen an unzüchtigen Gemälden. Dieß gelang ihm zumal durch das unzüchtige Gemälde das Voltaire beschreibt, und sein Berichtiger, Herr Friedrich Nicolai läugnet.

Voltaire versichert, der Speisesaal des Königs sey mit einem sehr unzüchtigen Gemälde ausgezieret gewesen, wovon der König selbst den Gegenstand dem Maler Pesne angegeben habe. Herr Nicolai nennt dieß eine offenbare Unwahrheit, und sagt: „La Vaux (der Nachschreiber dieser vorgeblichen Lüge) sollte doch während seines Aufenthaltes „in Berlin, wohl einmal in Potsdam oder Sans„souci gewesen seyn, wo in die Augen fällt, daß

„in

„in diesem Schlosse nicht ein einziges Gemälde von „unzüchtigem Gegenstande war. Auch ist daselbst „nie eins dergleichen vorhanden gewesen; ich habe „mich deshalb besonders erkundiget. Jetzt, da „nach dem Tode des Königs der ganze Flügel, wo „Er wohnte, ausgeraümet und neu gebauet wor„den ist, musste sich ein solches Gemälde, selbst „wenn es nur in einem Winkel gesteckt hätte, ge„funden haben. Am wenigsten wär ein solches im „Speisezimmer. Alle in Sanssouci befindlichen „Bilder sind in der Beschreibung von Berlin und „Potsdam (III. Bd. S. 1214) verzeichnet. Pesne „hat überhaupt niemals ein solches Bild gemalt, „wie es Voltaire beschreibt; niemand hat jemals „ein so schändliches Bild in den Schlössern des „Königs gesehen. Im Gegentheile: der König „liebte zwar in den Gemälden schöne und angeneh„me weibliche Figuren, aber keine unanständige „Vorstellungen. Als Ihm einst ein sonst schöngemaltes, aber etwas unanständiges Gemälde ei„nes Satyrs und einer Nymphe, von Cignani, „zum Verkauf angeboten ward, so sagte Er, so„bald Er es ansichtig ward: Pfui! Pfui! fort „damit (*).“

Herr Nicolai ist ohne allen Zweifel ein grosser Berichtiger; aber da es in der Welt so viel zu berichtigen giebt, und da Herr Nicolai sonst noch für

(*) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Drittes Heft, S. 316. 317.

für so viele grosse Dinge zu sorgen und zu wachen hat, so kann sich ein solcher Mann wohl zuweilen in Kleinigkeiten irren. Mir schrieb der Herr Minister von der Horst den 3. May 1789: „ich erinnere mir sehr wohl, daß ich im Jahre 1747 in „Potsdam ein Gemälde sah, wie dasjenige von „Pesne das Voltaire beschreibt. Es hieng im „zweiten Zimmer von dem grossen Eßsaal, worinn „die Tafel der Officiere von der Garde ist. Aber „dieses Gemälde war bey weitem nicht das unzüchtigste, denn noch weit mehr unzüchtig waren an„dere Gemälde in den Zimmern der königlichen „Schlösser. In diesem zweiten Zimmer von dem „grossen Eßsaal der Officiere von der Garde in „Potsdam, sah ich im Jahre 1747 ein kleines Ge„mälde von Watteau, das stärkste in der Art das „ich jemals gesehen habe. Es war eine ausge„streckt liegende völlig nackte Weibsperson, der sich „ein nackter Jüngling näherte; das Bild war vor„züglich schön. Viele andere Gemälde dieser Art „sah ich in den Schlössern des Königs; und sie „wissen von mir, welche Ursachen der König hatte, „solche Gemälde in den ersten Zeiten seiner Regie„rung ausstellen zu lassen. — Nach dem sieben„jährigen Kriege wurden viele von diesen Gemäl„den weggenommen, aber nicht alle: denn selbst „in Berlin hieng in dem gewöhnlichen Speisezim„mer des Königs, noch in seinen letzten Lebensjah„ren, das Gemälde einer völlig ausgestreckt liegen„den nackten Weibsperson in Lebensgrösse, das „ich für eine italienische Copey hielt; und wenn in

„diesem

„diesem Eßzimmer keine Veränderungen gemacht
„sind, so hängt es noch wohl daselbst an der Ecke
„des zweiten Fensters vor der Eingangsthüre.
„Das von Herrn Nicolai erwehnte Gemälde ei-
„nes Satyrs und einer Nymphe, muß der Kö-
„nig doch wohl gekauft haben, weil ich dasselbe
„auf dem Schlosse zu Potsdam in dem Zimmer
„hängen sah, das der alte Herzog von Holstein
„Beck bewohnte. Dieses Gemälde hatte zum Ge-
„genbilde einen alten Pantalon, dem ein Mäd-
„chen das Geld aus den Taschen hervorsuchet,
„indeß sich dasselbe von ihm auf eine andere Art
„durchsuchen läßt. Ich erinnere mir eine sehr
„lustige Conversation da die Gräfinn Hacke mit
„dem alten Herzog von Holstein über die Al-
„legorie dieser gerade in seinem Zimmer hängen-
„den Gemälde scherzte.“

Dieser Punkt scheint also berichtigt. Sollte indessen die Autorität eines solchen Augenzeugen den Herrn Nicolai nicht befriedigen, so nenne ich ihm eine Autorität die er gewiß höher schätzet, und die vielleicht gar bey ihm mehr gilt als alle Autoritäten in der Welt: nemlich, seine eigene! — Er selbst, Herr Nicolai, sagt: in der königlichen Bildergallerie zu Sanssouci hängen an der dritten Wand No. 39, die überraschten Liebenden von Giulio Romano (*). Dieses Gemälde sah ich im

(*) Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. III. Band. S. 1209.

Jahre 1786 in dieser Gallerie; und es stehet unter allen unzüchtigen Gemälden in der Welt doch wohl im ersten Range.

Erwiesen ist also, daß das von Voltaire beschriebene Gemälde in Potsdam vorhanden war; und daß der König hie und da in seinen Schlössern unzüchtige Gemälde hatte, von denen Herr Nicolai selbst in seiner Beschreibung der Bildergallerie in Sanssouci das unzüchtigste angiebt.

Gemälde waren aber nicht das einzige Hülfsmittel, wodurch der König wollte zu verstehen geben, daß er noch immer Weiber liebe: denn er verlangte daß man glaube, er habe mit der schönen Tänzerinn Barbarini den vertrautesten Umgang. Auf der Redute in Berlin führte er sie, mit abgenommener Maske, an seinem Arme herum, und gieng dann mit ihr in ein verschlossenes Cabinet: wo er aber dann freylich nur Thee mit ihr trank!

Diese schöne Italienerinn ist das einzige Weib, in die Friedrich der Grosse als König verliebt schien; und darum gehöret ihre Geschichte allerdings in die Geschichte eines solchen Mannes. Herr Denina gab ihr auch deswegen einen Platz in seinem Werke über Friedrich; aber über die Geschichte dieser schönen Tänzerinn ist Herr Denina nicht recht unterrichtet. Die Barbarini gieng nie von Berlin nach Venedig zurück; sie ist auch nie aus Berlin mit einem Engländer entwichen, und der König hatte also diese Veranlassung nicht sie aufhe-

aufheben zu lassen (*). --- Sie hatte sich in Venedig bey dem preussischen Residenten für die Oper in Berlin mit einem Gehalt von siebentausend Thaler annehmen lassen. Ein förmlicher Contrakt ward hierüber zwischen ihr und dem Residenten geschlossen. Nun brach sie aber diesen Contrakt; denn eben hatte sie sich mit ihrem Geliebten, einem Schottländer Herrn Mackenzee, wieder verglichen; und dieser versprach ihr, er wolle sie heurathen. Der König führte also gegen sie durch seinen Residenten eine ordentliche Klage bey dem Senat zu Venedig. Der Senat verlachte die Klage, und verweigerte schlechterdings alle Rechtshülfe. Aber Friedrich wusste den Senat anzufassen wie man einen republikanischen Senat anfassen muss. Eben schickte ein venetianischer Gesandter, der Ritter Campello, sein Gepäcke mit vielen Wagen durch die preussischen Staaten. Dieses Gepäcke sollte über Hamburg nach England gehen. Der König gab Befehl, dass man alle diese Wagen mit Arrest belege; und liess sodann in Venedig erklären, dass er nichts davon wiedergeben werde, bis die Barbarini ausgeliefert sey. Campello hatte im Rath zu Venedig eine grosse Anverwandtschaft, und diess entschied die Sache. Also sagte der Senat nunmehr, der König habe Recht; und sogleich schickte man mit ei-

 ner

(*) Un anglois l'enleva, et le Roi la fit enlever à son tour. *Denina, Essai sur la vie et le Regne de Frederic* II. pag. 114.

ner Wache die schöne Tänzerinn bis an die österreichische Grenze. Der Wiener Hof schickte sie von da mit einer Escorte bis nach Peterswalde in Böhmen, und der Sächsische Hof schaffte sie von da bis an die brandenburgische Grenze. Ueberall folgte ihr Herr Mackenzee. Aber auf Verlangen seiner Familie musste er bald Berlin verlassen, und nach England zurückkehren. Die Barbarini vergaß ihn bald, denn sie gefiel dem Könige: und ihr Gehalt ward auf zwölf tausend Thaler erhöhet. In der Folge heurathete sie den Sohn des Großcanzlers von Cocceji, der anjetzt Präsident der Regierung in Glogau ist, und mit dem sie noch lebet. Mackenzee warf, wie man leicht denken kann, einen unsterblichen Haß auf Friedrich; und als ein naher Anverwandter und großer Freund von Lord Bute, erfüllte er nach seiner Rückkunft in England nun auch diesen sonst guten Mann mit seinem unsterblichen Hasse. Man weiß aus Friedrichs Geschichte des siebenjährigen Krieges, wie Lord Bute den eben wieder auflebenden Held gegen das Ende dieses Krieges behandelt hat. Also hatte die Geschichte einer dem Favoriten des Lord Bute verweigerten Tänzerinn, eben den Einfluß auf das Ende des siebenjährigen Krieges, wie auf das Ende des spanischen Successionskrieges, ein paar von der Herzoginn von Marlborough der Favoritinn der Königinn Anna verweigerte Handschuh.

Vor und nach dieser für die Tänzerinn Barbarini aufgehängten Liebe, äusserte Friedrich aus

gleichen

gleichen Grundsäzen und Absichten, und im Grunde eben so unschuldig, die ganz entgegengesezte Verliebtheit des Sokrates für den Alcibiades (*). Aber auch dieß war Verstellung: eine blosse Decke über die Folgen einer ihm unangenehmen chirurgischen Operation, und seiner eingebildeten Eünuchheit. Er affektirte diese Neigung für das männliche Geschlecht, nicht nur bis zum siebenjährigen Kriege, sondern wie ich aus ganz zuverlässigen Quellen weiß, auch noch nach diesem Kriege. Zuverlässig aber hat Friedrich diese Neigung nie gehabt, und ist auch nie in diese Ausschweifung verfallen.

(*) Man verzeihe mir diesen hier so oft wiederhohlten Seitenblick auf den seligen Socrates. Ich weiß wie oft und mannigfaltig man erwiesen hat, daß man dem Socrates mit Unrecht des sonst in Griechenland so allgemein gewesenen Geschmackes in der Liebe beschuldige. Mit der griechischen Aufklärung gieng dieser Geschmack zuerst nach Rom, dann wieder von Constantinopel nach Italien, dann nach Frankreich und England, dann nach Deutschland. Seit einigen Jahren fand er zumal in der Stadt Bern in der Schweitz eben so viele Liebhaber, wie man sagt, als vormals in den französischen Jesuiterklöstern und an einigen vorzüglich aufgeklärten deutschen Höfen. Doch dieß alles sage ich nur um mich verständlich zu machen. Und den unschuldigen Namen des Socrates mißbrauche ich bloß deswegen, weil es mir dadurch leichter wird, für die Darstellung einer so unreinen Sache anständige Worte zu finden.

Aber alles that Er, damit es die ganze Welt glaube. Noch oft nach dem siebenjährigen Kriege, sprach Er mit den Gefehrten seiner Abendstunden von den vielen grossen M[illegible]nnern des Alterthums, die diese Neigung hatten; und hörte nie auf, dieselbe en bagatelle zu behandeln. Mit wahrer Achtung für den griechischen Geschmack in der Liebe, spricht Er, ganz öffentlich, im vierten Gesange seines Palladion. Vorne an stellet er den Socrates mit seinem Alcibiades; dann den Eurialus und den Nisus; dann sagt er: nur Lästerzungen hielten den Cäsar für den Mann aller römischen Weiber, Er war das Weib ihrer Männer; dann sagt er, bey dem Sueton stehen in dieser Reihe alle Cäsarn; und am Ende heisset er vollends den heiligen Apostel Johannes — einen Ganymedes (*)!

Also auch mit Gotteslästerungen suchte Friedrich die Ehre des Doctors von Malchow zu decken. Er wusste gar wohl daß man glaubte was er vorgab. Er wusste daß seine Pagen und Bedienten, daß seine Höflinge in Potsdam und Berlin, daß alle Höflinge in ganz Europa, daß seine Gesellschafter seine Lieblinge und die Vertrauten seiner lezten Lebensjahre, Ihn im Verdachte hatten: Er habe viele von seinen Pagen, manchen Antinous, manchen schönen Jüngling überhaupt geliebt, wie nicht eigentlich Socrates den schönen Alcibiades

des

(*) Oeuvres posthumes de *Fréderic le grand*, Roi de Prusse, Basler Edition. Tom. IV. pag. 50.

des — sondern wie die Jesuiten, nach seiner eigenen Erzählung (*), so oft ihre schönen Schüler liebten. Friedrich suchte im geringsten nicht diesen Verdacht von sich abzulehnen. Es findet sich vielmehr, wenn man verschiedene Umstände zusammenhält, daß er die Ausbreitung dieses Verdachts mit seiner ganzen Königskraft begünstigte.

Er that dieß nicht nur dadurch, daß er Jünglinge, die wegen ihrer schönen Gestalt und feines täglichen Umganges mit ihnen diesen Verdacht erregten, mit besondern Gnadenbezeugungen beehrte, und eine Art von Vertraulichkeit sichtbarlich mit ihnen affektirte: sondern die allerstärkste Vermuthung giebt wohl eine von Ihm dem Buchhändler Bourdeaux in Berlin ertheilte Erlaubniß, die von la Beaumelle verfälschte Edition der Pucelle d'Orleans gleichsam unter den Fenstern seines Schlosses zu drucken.

Aber Herr Friedrich Nicolai versichert: „es „sey nie eine Satyre wider den König in Berlin „oder in Potsdam gedruckt worden (**)?“ — Und doch findet sich in dieser Edition der Pucelle d'Orleans, die la Beaumelle in Berlin herausgab, und Bourdeaux mit Genehmigung des Königs in Berlin drucken ließ, die unverschämt satyrische

 Stelle,

(*) Ebendaselbst. Tom. IV. pag. 90. 91. 92.

(**) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Drittes Heft. S. 318.

Stelle, wo man den König nicht nur klar und offenbar, nicht nur so verläumderisch und so grob als möglich, sondern vollends mit der allerhöchsten cynischen Deutlichkeit, des griechischen Geschmackes in der Liebe beschuldigt (*). Hätte Friedrich nicht selbst gewollt, daß ganz Europa an die Wahrheit dieser Beschuldigung glaube, so hätte er auch nie erlaubt, daß man gegen Ihn solche unverschämte Satyren in Berlin drucke.

Tausend andere Beweise dieser Art übergehet man hier. Aber was endlich die in diesem Capitel gewagte Meinung auch sehr zu unterstützen scheint, ist die ganz ausserordentliche Behutsamkeit des Königs, niemals, auch bey keinem Vorfalle in seinen Krankheiten, den geheimsten und zu solchen socratischen

(*) Zum Beweise setze ich diese Stelle, mit Weglassung einer gräßlichen Zeile, hieher. Der Beichtvater Carls des Siebenten von Frankreich erzählet ein prophetisches Gesicht, das ihm die Zukunft offenbahrte; erzählet in wie sonderbaren Stellungen und Lagen er die Könige der Zukunft sah; sagt etwas von König Georg dem Zweiten in England; und kommt endlich auf den König in Preussen mit folgenden Worten:

Mais quand, au bout de l'auguste enfilage,
Il apperçut entre Iris et son page
— — — — — — — — — — — — — — —
Cet auteur roi, si dur et si bizare,
Que dans le Nord on admire, on compare
à Salomon, ainsi que les Germains
Leur Empereur au César des Romains.

tischen oder vielmehr jesuitischen Unternehmungen ganz ungeschickten Theil seines Körpers sehen zu lassen. Alle diejenigen, die um ihn und bey ihm gewesen sind, werden dieß bezeugen; und mir hat es in Sanssouci, noch kurz vor Friedrichs Tode, sein damaliger erster Kammerdiener, der nunmehrige Herr Geheime Kriegsrath Schöning versichert. Selbst bey seinem Sterben gab Er hiervon noch ein Merkmal: denn er soll aufs schärfste verboten haben, daß man ihn nach seinem Tode nicht auskleide, sondern ihn bloß in seinem militärischen Mantel, bis an den Hals zugedeckt, hinlege. Man hat mir versichert, dieß sey vorerst geschehen; und der jetzige Kronprinz von Preussen habe diesen Mantel zurückgeschlagen, um seinem grossen Oheim noch einmal die Hand zu küssen. Im Ganzen muß aber doch der Befehl des sterbenden Königs nicht befolgt worden seyn, denn ein reines Hemd ward seinem Leichnam angezogen, und nachher seine Gardeuniform. Also ward doch der Körper des Königs entblösset. Man weiß auch, daß der Herr Generalchirurgus Engel, aus dem Bauche des königlichen Leichnams das Wasser zog.

Entschieden ist also, wie mir deucht durch alle hier angeführten Thatsachen und Gründe: daß Friedrich der Grosse die Beschuldigung der lasterhaften Schwachheit so vieler Griechen und Römer gerne bis in seinen Tod leiden wollte, weil ihm dieß die Hofnung gab, er werde dadurch

eine

eine ganz kleine, aber ihn doch zum Beyschlafe unfähig machende, und vielleicht an seinem wassersüchtigen Leichnam unsichtbare Verstümmelung verbergen.

6. Cap.

Ueber sein häusliches und litterarisches Leben, über seinen litterarischen Umgang, und über seine Gesellschafter bis zu seinem Tode.

Sanft und stille war das häusliche Leben des Weltweisen zu Sanssouci. Da wo er nicht König seyn musste, war er so gerne Mensch. Vielleicht hat nie kein König die Vortheile des Privatlebens besser zu schätzen gewusst wie er und doch trug nie kein König seine Krone mit grösserer Würde, grösserm Muthe, und grössern Ruhm.

Kein König auf Erden hat auch nie seine Einsamkeit mehr veredelt und benutzet wie Friedrich. Die zahlreichen Werke seines Geistes, sind unsterbliche Zeugen, wie haushälterisch er mit seiner Zeit umgieng, wie er jeden Augenblick von Musse ergriff, und mit welcher Ehre er Rechenschaft geben konnte von jeder Minute seines Lebens! — Von allem was sonst die meisten Könige umgiebt, sah man in Sanssouci nichts. Minister, Hofleute und

und die Grossen des Reiches, kamen nicht nach Sanssouci oder Potsdam, wenn sie nicht dahin gerufen waren. Anstatt des ehmaligen Gewühles von Versailles, sah man in dem Wohnsitze Friedrichs und um denselben herum, entweder gar niemand, oder etwa einige Bediente. Ueberall umher herrschte Stille, Frieden und Ruhe.

Friedrich, der Ruhe und Einsamkeit über alles liebte, konnte zumal in seinen spätern Lebenszeiten nicht mehr leiden, daß ein Fremder, den Er nicht verlangte, sich seiner stillen Wohnung nähere, und Ihn jezt auch nur von ferne sehe. Unten an die Terrasse von klein Sanssouci, durfte man deswegen in seinen leztern Lebensjahren nicht mehr kommen. In bessern Zeiten gieng Friedrich da oft alleine, und mochte auch schon damals nicht, daß man Ihn sehe. Er ließ vor die Brücke, wo man in den Garten zu dem Bassin und an die Terrasse von klein Sanssouci kommt, auf einer sechs Fuß hohen Saule von rothem egyptischem Porphyr, das Bruststück des Herzogs von Alba setzen, ein ganz abscheuliches Gesicht: „damit, wie er einst „im Scherze dem Herrn Marquis von Lucchesini sagte, Fremde die Lust haben in meinen Bezirk zu kommen, vor dem Gesichte des Herzogs „von Alba erschrecken, und gleich umkehren.“

So gut und ganz aber auch Friedrich die Kunst verstand, alleine zu leben, so sehr fühlt er doch auch das Bedürfniß des Umganges mit geistvollen und interessanten Menschen. In unzähligen Denkmälern hat er selbst seinen Umgang mit

Jordan,

Jordan, Algarotti, Maupertuis, Voltaire, d'Argens und d'Alembert verewigt. Von der Grösse und zuweilen auch von der Kleinheit dieser Männer, von ihren Thaten und von ihrem Wandel, weiß man so sehr vieles, daß ich mir vorgenommen habe beynahe nichts davon in diesen Fragmenten aufzuheben, und nur etwa beylaüfig so viel von ihnen zu erwehnen, als nöthig ist, um das Betragen des Königs gegen einige von ihnen in das gehörige Licht zu setzen.

Friedrichs wahre Freündschaft für einige Männer von grossem Werth, wie der Lord Marschal, und für eine grosse Menge seiner Generale und Stabsofficiere, ist allgemein bekannt. Von den Deütschen die um den König lebten, waren die meisten Officiere, Pöllnitz und Gotter ausgenommen: denn von seinen Ministern und Hofleüten wählte übrigens Friedrich sich nur eine kleine Anzahl zu Gesellschaftern. Unter den Generalen und Stabsofficieren, die er zu Hause und im Felde sich öfters zu seinem Umgange wählte, waren aber immer auch Fremde, wie zum Exempel der Feldmarschall von Keith, ein Schottländer. Unter diesen Fremden waren auch einige Schweitzer: der General von Lentulus, nachheriger Landvogt zu Köniz bey Bern; der General von Warnery, der im siebenjährigen Kriege den ersten Pistolenschuß that als er selbst vierter die sächsische Festung Stolpen überrumpelte; und der liebenswürdige General von Rosieres.

Eine

Eine Menge grosser Namen theils längst verstorbener und theils noch lebender preüssischer Generale und Stabsofficiere, die der König nicht nur wegen ihrer grossen Thaten im Kriege äusserst gerne bey sich hatte, sondern vorzüglich auch wegen der Anmuth ihres Umganges und wegen ihrer geistvollen Gespräche, übergehe ich hier ebenfalls nur darum, weil diese Namen überall berühmt sind. Ueberall kennet man diese heroischen Männer, und bringet ihnen so gerne das Opfer, das ihnen wegen ihrer litterarischen und philosophischen Verdienste gebührt, und wegen ihrer mit Lorbeeren umwundenen Stirnen.

Von einigen gelehrten Gesellschaftern des Königs kann ich einiges sagen, da hie und da, mit demjenigen was man von ihnen in Büchern liest, nicht übereinkommt; oder auch zum Theile in Büchern nicht steht.

Man erzählet in einer auf Historietten sehr erpichten, und in Hauptsachen wie in kleinen Dingen höchst unzuverlässigen, übrigens sehr grossen berlinischen Anekdotensammlung: der Cardinal von Zinzendorf habe den als Gesellschafter des Königs sehr bekannt gewordenen Abt Bastiani als Abbé zuerst an seinen Hof gezogen; Bastiani habe den Cardinal nach Berlin begleitet, sey dadurch dem Könige bekannt geworden, dieser habe ihn nach Rom geschicket; und die Art wie er diesen Auftrag aus-

ausrichtete, habe ihm die Gnade des Königs erworben (*).

Hiervon ist kein Wort wahr. Bastiani kam in den lezten Lebensjahren Friedrich Wilhelms des Ersten aus Italien in die preüssischen Länder. Er lebte in Italien als ein junger Geistlicher, und war schon zum Priester geweihet. Aber so wie auf der Küste von Africa ein Anverwandter den andern an die eüropeischen Sklavenhändler verkauft, eben so verkaufte den jungen Bastiani einer seiner Anverwandten an preüssische Werber. Dieß war in jenen Zeiten, an gar manchem Orte, eine sehr gewöhnliche Comerzspekulation. Bastiani kam in ein Cavallerieregiment. Zu seinem Glücke erkannte sein Chef sehr bald seine wirkliche Gelehrsamkeit, und seine Talente; er machte ihn also zu seinem Schreiber. Bald sezte sich auch Bastiani bey jedem, mit dem er umgieng, in Gunst. In kurzer Zeit befreyte man ihn vom Soldatenstande; und er erhielt an einem Orte, der mir nicht genannt ist, eine kleine catholische Präbende. Dem Könige ward Bastiani zuerst durch den Abbé de Prades bekannt, und so ward er auch gleich nach Potsdam gerufen. Er war gründlich gelehrt, sprach mit grosser Vernunft, zeichnete sich bald unter den Gesellschaftern des Philosophen von Sanssouci vorzüglich aus, und erwarb sich auch gar

(*) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten (Berlin 1786 — 1789.) VII. 28.

gar bald, durch sein gutes und bescheidenes Wesen, die ganz vorzügliche Gewogenheit des Königs. Bastiani verdiente dieses Glück, so wie in spätern Zeiten sein Landsmann Lucchesini, besonders auch dadurch: er sagte dem Könige nie von keinem Menschen etwas nachtheiliges; nie erzählte er auch nur eine ganz gleichgültig scheinende Sache bey dem Könige, die einem dritten hätte schaden können; und bey allem was man ihm im Vertrauen sagte, konnte man sich auf seine Verschwiegenheit verlassen.

Hart begegnete ihm also der König gar nicht, wie Herr Büsching sagt (*); denn der König behandelte ihn, vollends in den lezten Zeiten, mit wahrer Freundschaft.

Beynahe jeden Winter, ward Bastiani, in Friedrichs leztern Lebensjahren, nach Potsdam gerufen. Noch im Jahre 1784 war er, fast die ganzen Monate Februar und März hindurch, mit dem Herrn Minister von der Horst, mit dem Herrn General Grafen von Chazot, und mit dem Herrn Marquis von Lucchesini, seine beständige Gesellschaft. Der König hatte damals das Podagra; und dennoch war er in den täglichen und häufigen Unterredungen mit diesen vier Herren, mitten unter seinen Schmerzen, eben so geistreich und liebenswürdig als in seinen besten Tagen. Bastiani

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 77.

ni war damals ziemlich taub, und hörte nicht anders, als durch ein Horn das er an sein Ohr hielt; daher denn auch der König, aus Achtung für Bastiani, so sanft und milde auch sonst seine natürliche Aussprache war, sich immer recht laut zu reden befliß.

An den Tagen die Fasttage für Catholiken sind, bestellte der König immer vier bis fünf kleine Schüsseln mit Fastenspeisen für den Abt Bastiani auf seine Tafel. Dieß war zwar nicht nöthig zum Seelenheile des Abts, denn der König und Bastiani waren von gleicher Religion. Aber Friedrich that das, aus einer Art von scherzhafter Höflichkeit, wobey er dann oft hinzusetzte: „in einem wohl eingerichteten Staate muß jeder seine „Schuldigkeit thun; Fasten und Beten ist die „Schuldigkeit eines Abts.“

So gar äusserst freundlich behandelte der König den guten Bastiani, daß er vollends einmal bey Tafel, in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst und des Herrn von Lucchesini, ihm mit seiner eigenen Hand eine Purganz einrührte. Bastiani hatte am vorigen Tage, vermuthlich aus Nationalliebe, zu viel von der berühmten Polenta gegessen, und diese verderb ihm jämmerlich den Magen. Nun aß er aber nichts. Dieß bemerkte der König, der gleich nach der Ursache fragte. Lucchesini, ein äusserst mäßiger Mann, erzählte lächelnd die Geschichte des verdorbenen Magens. Der König erwiederte: „mit einer Indigestion „muß man nicht scherzen und nicht säumen, be-

„sonders

„sonders wenn man alt ist! — Ich will etwas „geben, das gleich helfen soll." Sogleich befahl Friedrich dem Kammerhusar, daß er Rhabarber hohle. Mit eigener Hand rührte Er dann die Rhabarber in einem Glase ein, und gab sie an Bastiani; der wohl der einzige Mensch in Europa ist, dem eines Königs höchsteigene Hand eine Purganz einrührte.

Völlig hat Herr Büsching die Worte mißverstanden, mit denen sich der König zuweilen bey Tafel an Bastiani wandte. So oft er über die römische Kirche und ihre Gebraüche an seiner Tafel scherzte, wandte er sich ironisch an Bastiani, als wäre Er da der geschworne Vorfechter der heiligen Kirche! — Erwiederte nun Bastiani, Er sey dieser Vorfechter nicht, und denke über die römische Kirche wie Seine Majestät, so antwortete der König, wieder im Scherze: „das thut nichts, „Vous etes mon plastron, c'est sur vous que je „decoche tout mon venin contre l'Eglise ro„maine, c'est à Vous de la defendre!" — Eben so hätte dann auch Herr Büsching die Worte verstehen sollen, wenn der König in vollem Scherze und lachend hinzusetzte: „Nicht Bastiani (wie „Herr Büsching glaubt) sondern die Römische „Kirche, sey die Hure, die auf den sieben Bergen „sitzet!"

Sehr gütig nahm auch Friedrich jeden Scherz von Bastiani auf, und diese grenzten doch oft ziemlich an Sarcasmen. Einst sagte der König in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst,

von dem ich diese in der grossen berlinischen Anekdotensammlung (*) unwahr erzählte und unrichtig auf Rechnung des Bischofs von Ermeland gesetzte Anekdote weiß, zu Bastiani: wenn Sie im Himmel sind, und Ich auch da ankomme und Petrus mich als einen Ketzer zurückweiset, wollten Sie, mein lieber Abt, mir dann nicht aus Freundschaft unter ihrem Mantel herein helfen? — „Herzlich „gerne, erwiederte Bastiani dem König, wenn „man nur nicht dort oben so scharf auf die Con„trebande sieht wie hier zu Lande."

Unmöglich konnte Bastiani ausschlagen nach Sanssouci zu kommen, wie Herr Büsching unrichtig erzählet. Der Geist des vollkommensten Hofmanns ruhte auf ihm siebenfach. Der Herr Minister von der Horst, der den Abt Bastiani sehr genau kannte und von dem ich alles weiß was ich von Bastiani sage, hat mir versichert: wäre Bastiani auch halbtodt gewesen, so hätte er sich, auf den ersten Wink von dem Könige, doch nach Sanssouci hintragen lassen. Uebrigens war der König gewiß entschlossen, dem Abt Bastiani zu grossen geistlichen Würden zu verhelfen. Einmal sagte er im Scherze: „ich hoffe mit dem Pabst „noch eine solche Freundschaft zu errichten, daß er „Bastiani zum Cardinal machen muß." — Aber auch ohne den Cardinalshut hatte ihn der König, wie Herr Büsching nicht zu glauben scheint, reichlich

(*) Anekdoten und Charakterzüge. VII. 114. 115.

lich versorgt: denn er besaß ziemlich einträgliche Präbenden, war zulezt Domprobst in Glogau und in Neisse, und hatte noch andere beträchtliche Beneficien, die nun einem jungen Herrn von Eudemhofen aus Mainz ertheilet sind. Bischof von Breslau wäre er auch gewiß bey Verledigung dieser Stelle geworden; und also kann man wohl glauben, daß Bastiani aus Betrübniß starb, als er hörte, sein guter König sey todt.

Nicht alle gelehrten Gesellschafter des Königs waren so glücklich wie Bastiani, und zuweilen wählte man sie auch sehr unglücklich. Der Graf von Gotter ward auf seiner Reise nach Montpellier, in dem Postschiffe auf der Rhone, mit einem Chevalier de Masson bekannt. Er war Capitain im Regiment Richelieu. Nach seiner Rückkunft erzählte Gotter dem König beym Essen: „er habe „auf seiner Reise einen guten Fund für den König „gemacht, einen Chevalier de Masson der ein schö„ner Geist sey, und ein Gelehrter: denn er habe „auf dem Postschiffe im Horaz gelesen, und in „seinen Unterredungen viele griechische Wörter hö„ren lassen!“ — Dieser schöne Geist ward also aus Frankreich nach Potsdam verschrieben, ward Kammerherr, erhielt Besoldung, und kam bald zu den kleinen Abendmahlzeiten des Königs. Vier oder fünfmal aß er da; aber auch mehr nicht: denn schon bey den ersten Unterredungen fand der König, dieser schöne Geist habe keinen Verstand.

Ein dummes Wort verschaffte ihm für immer den Abschied von des Königs Tafel und aus des Königs Gesellschaft. Man sprach von grossen Taktikern. Der König sagte: Er gebe vor allen dem Hannibal den Vorzug (*); und ich, fiel der Chevalier de Masson ein, schätze ihn gar nicht, denn er war kein ehrlicher Mann! — Der König versetzte mit Verwunderung: „woher haben „Sie hiervon Nachricht, Herr Chevalier?“ — Masson erwiederte: Hannibal war kein Christ, und ich glaube von jedem Menschen der kein guter Christ ist, er sey auch kein ehrlicher Mann! — Ein lautes Gelächter entstand auf dieses Wort an Friedrichs Tafel; und Pöllnitz lisperte dem Graf Gotter ins Ohr: das ist, Herr Graf, einer von den schönen Geistern und grossen Gelehrten, die ein Reisender zuweilen auf Postschiffen antrifft!

Ein dummdreister Einfall war dem Herrn Kammerherr de Masson auch schon einige Tage früher an der Tafel des Königs entgangen. Sein Freund, Herr Formey erzählet diesen Einfall (**).

Aber

(*) Je puis dire que par tout ce que l'histoire nous a transmis d'Hannibal sur ce sujet, je l'estime preferablement.

(**) Die Prinzessinn Amalia, Schwester des Königs, ward eben Aebtissinn von Quedlinburg. Sie kam nach Potsdam, aß bey dem Könige, und Masson war von der Gesellschaft. Gegen das Ende der Mahlzeit hebt sich Massen von seinem Stuhle auf, wendet

Aber nun ward er nie wieder zum Könige geruffen. Er lebte jedoch noch funfzehn Jahr in Potsdam, behielt dabey beständig seinen Scholt, verschloß sich in ein gemiethetes Zimmer, und kam gar nicht zum Vorschein. Sein Bedienter sogar durfte nicht zu ihm kommen, sondern reichte ihm sein Essen und andere Bedürfnisse durch eine Klappe. Masson soll noch in Frankreich leben; und denket also auch noch wohl dort an den Hannibal.

Mit mehr Ehre behauptete der Oberste Carl Gottlieb Güichard, oder Quintus Icilius wie ihn der König nannte, unter den Gefehrten der Abendstunden des Königs seinen Platz, aber auch nicht immer mit Glück. Er war seit 1763 beständig bey allen litterarischen Unterredungen des Königs, und ward lange Zeit hindurch allemal mit dem Marquis d'Argens des Abends gerufen. Sehr häufig war er auch bey der Tafel des Königs.

 Er

wendet sich gegen die Prinzeßinn, und sagt: Madame, je prens la liberté de feliciter Votre Altesse Royale de la dignité qui vient de lui etre conferée. Vous avez fait trois voeux, celui de pauvreté, et vous aurez des moyens; celui d'obeissance, et vous commanderez; celui de chasteté, et vous le garderez, si vous pouvez! — — Alle Tischgenossen waren versteinert. Der König schlug die Augen nieder. Man erwartete was geschehen würde. Der König hub seine Augen wieder auf, sagte nichts, und nichts geschah — an diesem Tage. Souvenirs d'un Citoyen. Tom. II. pag. 51. 52.

Er hatte die Theologie studirt, und oft geprediget. Im siebenjährigen Kriege commandirte er ein Freycorps, und nach demselben brauchte ihn der König in Finanzsachen, ob er gleich die Taktik weit besser verstand als die Finanzkunst. Aber er war so klug, daß er niemals unmittelbar in Finanzsachen arbeiten wollte, und immer einen andern Virtuosen vorschob, unter dessen Namen und durch welchen er handelte. Zu Einrichtung einer Bank verschrieb er sich aus Hamburg zuerst den nachherigen geheimen Comerzienrath Wurmb, und nachher den Etatsrath Cossel. Er hauptsächlich brachte den Geheimenrath Calzabigi in die Höhe, und er war über dessen Plane gleichsam Vermittler zwischen dem König und ihm. Calzabigi hatte die Zahlenlotterie eingerichtet, und hatte immer neue Projekte in der Tasche. In die Generaltobackspacht wußte er sich zuerst einzudringen. Sie war einem Franzosen Namens Rubaut gegeben; aber nicht für hundert tausend Thaler wie der Herr Graf von Mirabeau sagt, sondern für eilfmal hundert tausend Thaler. Eine Menge anderer Generalpachtungen projektirte Calzabigi, besonders von den Accisen, wozu ein Graf Bolza kommen mußte. Der König nennt diesen Bolza, eben so wie Schimmelmann, Associrte von Kaiser Franz dem Ersten (*); er hatte vom Dresdner Hofe den Titel als Geheimerrath, und unter der damaligen Regierung oft den größten Einfluß in die Finanzgeschäfte.

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 26.

schäfte. Im Oesterreichischen und besonders in Mähren besaß er Güter, die ihm siebenhundert tausend Gulden einbrachten, und in Handlungs und Finanzsachen besaß er grosse Kenntnisse. Der Großvater dieses Grafen Bolza hatte sich wegen des jüdischen Glaubens aus Portugall geflüchtet, und seine Familie gehörte dort eben wie die Familie Pinto zum ältesten Adel.

Bolza unterhandelte sehr vieles mit dem Obersten Quintus. Aber von dem Könige wurden jedoch diese Projekte nicht angenommen; und hätte er sie angenommen, so kann man erweisen, daß Kaiser Franz der Erste, mit einigen andern, Accisepächter des Königs in Preüssen geworden wäre. Der Kaiser war einer von den Hauptthellhabern bey diesen Vorschlägen; und man weiß, in wie vielfache Unternehmungen dieser Art Franz der Erste in Deütschland und in Italien sich einließ, wo er fast allenthalben grosse Banquiershäuser errichtete, die Ihm alle ihre Namen liehen. Bey allen diesen Dingen war Quintus im Anfange werkthätig; und, wie man mir versichert, assistirte er auch in allen diesen Dingen, nicht sehr selten, etwas von dem Geiste des Anführers einer Freyparthey.

Sehr derbe Sarcasmen entglengen daher dem Könige oft und haüfig gegen Quintus: denn er wusste alle seine geheimen Finanzkünste. Aber selten blieb auch Quintus dem König eine Antwort schuldig, und sehr oft waren seine Erwiederungen gar nicht gelinde.

Quintus wollte eine junge und schöne Fräulein von Schlaberndorf heurathen. Aber er war alt, und taugte nicht mehr zu solchen kecken Unternehmungen. Indessen bat er den König um Erlaubniß zu dieser Heurath. Friedrich suchte ihn davon abzubringen. Als aber alle Gründe nichts halfen, ward er ungeduldig, und sagte zu Quintus: er sey von allzuschlechter Herkunft, um sich mit einer Fräulein von Schlaberndorf zu verheurathen: denn sein Vater und Großvater wären doch nichts gewesen als Töpfer! — „Euer Majestät, erwiederte Quintus, sind so gut ein Töpfer als mein „Vater und Großvater; nur hatten diese eine Fabrike von Fayence, und Sie haben eine von Porzellan."

Einst gab Quintus dem Könige bey Tafel auf ein sehr hartes Wort eine sehr sarcastische Antwort, die ich im fünf und zwanzigsten Capitel erzählen werde. Der König schien empfindlich, schien zu glauben, der Spaaß gehe zu weit: so freymüthig er auch sonst manche an seiner Tafel ihm gegebene kecke Antwort hingenommen hat. Quintus stand von der Tafel auf, und gieng weg. Der König erwartete ihn bey der Abendgesellschaft. Quintus kam nicht, stellte sich krank, und wollte gar nicht wiederkommen. Der König fühlte daß er ihm zu hart begegnet sey, ließ ihn durch den Marquis d'Argens besänftigen, und machte ihm auch einige Geschenke. Nun klagte aber Quintus doch über seine Gesundheit; und in Potsdam war dieß gewöhnlich der Vorläufer zum Ansuchen für den Abschied.

schied. Er wollte nach Carlsbad gehen. Der König schenkte ihm tausend Thaler zu dieser Reise. Und so ward Friede zwischen dem Könige und Quintus, der nun die Fräulein von Schlaberndorf heurathete, wieder zu dem Könige kam, und der Gefehrte seiner Abendstunden blieb bis an seinen Tod.

Einige Vorleser des Königs, zumal Herr von Cat und Herr von Pauw, waren auch seine Gesellschafter. D'Arget war der erste, sodann folgte La Mettrie, dann der Abbé de Prades, dann Herr von Cat, dann Herr von Pauw, dann der Abt du Val Pyrau. Endlich kam auf sehr kurze Zeit, ein Herr le Begue de Villiers; und noch kurz vor seinem Tode hielt sich der König zum Vorlesen einen guten Jüngling aus der französischen Colonie in Berlin. Herr Villeaume, dem der König die Handschrift seiner Oeuvres posthumes hinterließ, und dem Er mehr dadurch gedient hat, als sehr viele vornehme Herren, denen er den Orden des schwarzen Adlers umhieng und die grössten Titel gab, war nicht Vorleser des Königs sondern sein Copist; und hätte er etwa noch eine Copey von den Werken des Königs, so wäre Er wahrlich auch ein Mann von grosser Bedeutung für Variantensammler.

Herr von Cat, ein Schweizer aus der Stadt Morsee am Genfersee, sah den König zuerst in Holland auf einer Treckschuite. Er gefiel dem Monarchen, den er nicht kannte, und dem ihm dieser Ort, eine schwarze Perucke, und ein zimmtfarbnes

farbnes Kleid, unkenntbar machen mussten (*). Drey Monate nachher schrieb der König in Preußen an Herrn von Cat, und verlangte, daß er in die Dienste des Mannes mit der schwarzen Perucke trete. Herr von Cat war eben krank gewesen, und konnte den Vorschlag nicht annehmen. Nach der Schlacht bey Leuthen, im Jahre 1757, schrieb der

(*) Herr von Cat erzählet dieß, und sehr viele höchst merkwürdige Dinge, in seinen Briefen an Herrn de Laveaux, Verfasser einer in Straßburg gedruckten Lebensbeschreibung des Königs, mit folgenden Worten: En 1754, me trouvant dans une campagne entre Amsterdam et Utrecht, je fis arrêter la barque qui passoit tout près, pour me rendre dans cette dernière ville. Ne pouvant entrer dans ce qu'on appelle le *Roef*, parce qu'il étoit loué, je restai dans la barque même, avec les autres passagers: et comme il faisoit beau, je me tins à l'air. Au bout de quelque tems, je vis sortir du Roef un homme en habit cannelle, boutonnières d'or, perruque noire, le visage et l'habit passablement barbouillés de tabac d'Espagne. L'inconnu m'ayant fixé pendant quelque tems, me dit sans autre préambule: Monsieur, qui êtes-vous? Piqué de ce ton cavalier de la part d'un inconnu dont l'extérieur n'annonçoit rien de bien important, je refusai de satisfaire sa curiosité. Il se tut. Quelque tems après il prit un ton plus poli et me dit: Monsieur, entrés dans l'endroit où je suis, vous y serés mieux que dans la barque même avec ces fumeurs. — *Vie de Frédéric II. Roi de Prusse* (Strasbourg 1789) Tom. VI. pag. 372. 373.

der König wieder an ihn. Herr von Cat kam im Jahre 1758 nach Breslau. Der König sagte ihm, ich nehme sie zu meiner Gesellschaft (*); er war also nicht eigentlich des Königs Vorleser, sondern der König war vielmehr, wie mir dieß Herr von Cat im Jahre 1771 in Potsdam selbst gesagt hat, sein Vorleser. Friedrich las gern laut, und las vortreflich. Ein und zwanzig Jahre hindurch war Herr von Cat um den König. Er folgte ihm durch mannigfaltige Gefahren des siebenjährigen Krieges, und hatte also Gelegenheit den grösten Mann unsers Jahrhunderts mitten in seinen grösten Prüfungen, im höchsten Glücke und im höchsten Unglücke, en deshabillé zu sehen. Die Art wie der König dem Herrn von Cat sein Unglück bey Hochkirchen erzählte, ist erhaben. Er vertraute an Herrn von Cat eine grosse Anzahl seiner litterarischen Handschriften; und oft gab Er ihm den gefährlichen Auftrag das Fehlerhafte in diesen Handschriften anzumerken. In einem seitdem gedruckten Briefe gestehet der König an Cat seine Neigung zum Selbstmord. Alle gedruckten Briefe des Königs an diesen guten Schweitzer sind voll Liebe. Keine Lage in der Welt, fodert mehr Herrschaft über sich selbst, mehr Verschwiegenheit, mehr Leidenschaftlosigkeit, als der tägliche Umgang mit einem König; nichts gefällt in einer solchen Lage, jedem Könige länger, als reine Vernunft, wahre Tugend, die höchste Behutsamkeit,

(*) Je vous prends pour ma compagnie.

keit, und die höchste Treu. So gefiel Herr von Cat: und doch kam Er, noch ein und zwanzig mit Friedrich dem Grossen verlebten Jahren, aus unbekannten Ursachen, in Ungnade. Friedrich ließ ihm seinen Gehalt; und Herr von Cat lebt noch anjetzt, geehrt und glücklich, im Winter in Potsdam, im Sommer auf seinem Landgute. Vor kurzer Zeit beschenkte ihn König Friedrich Wilhelm der Zweite mit der Anwartschaft auf ein sehr beträchtliches Canonicat, und erlaubte ihm das Ehrenzeichen dieses Stiftes zu tragen.

Als Herr von Cat den König verlassen mußte, ward der berühmte Herr von Pauw, Canonicus zu Xanten, Vorleser des Königs. Schon lange kannte Friedrich diesen gründlich gelehrten, scharfsinnigen und geistvollen Mann aus seinen Schriften. Aber was sonderbar ist, im Jahre 1771 hatte der König sogar eine kleine Streitschrift gegen Pauw geschrieben. Sie ward in Berlin im Jahre 1771 bey Samuel Pitra gedruckt, und heißt: de l'Amérique et des Américains, ou observations curieuses du philosophe LA DOUCEUR, qui a parcouru cet Hémisphere pendant la derniere guerre, en faisant le noble métier de tuer des hommes sans les manger.

Diese Schrift des Königs war eine gutmüthige und lustige Vertheidigung des nicht geistreichen Bibliothekars Pernety in Berlin, gegen Pauw. Pernety war ursprünglich ein Benediktinermönch,

und

und kam auf die Flotte des Herrn von Bougainville, als dieser die Inseln entdeckte, welche die Franzosen Malouines, und die Engländer Falklands Inseln nennen. Er gab eine Beschreibung dieser Inseln heraus. In dieser Beschreibung erzählet Pernety eine Menge Dinge von America und dessen Entdeckung mit der Leichtglaübigkeit eines Mönchs. Pauw schrieb sein schönes Werk Considerations für les Americains, und behandelte darinn den guten Benediktiner etwas scharf. Pernety wollte sich vertheidigen, und schrieb ein dickes Buch gegen Pauw; aber Pauw antwortete ihm unüberwindlich. Indessen ward Pernety, wie ich im dreyzehnten Capitel dieser Fragmente erzählen werde, auf eine gar sonderbare Art königlicher Bibliothekar in Berlin; und durch Vermittelung des Königs, machte ihn der Pabst zum Abt von Bürgel im Lande der Unglaubigen, nicht weit von Jena. Nun wollte der König nicht gerne, daß man seinen ersten Bibliothekar, den er doch als einen grossen Gelehrten nach Berlin hatte rufen lassen, verächtlich mache. Also suchte der gutmüthige Monarch dem armen Pernety durch die oben angeführte Schrift wieder auf die Beine zu helfen: so wie vormals seinem Presidenten Maupertüis gegen den Spott des Voltaire; und so endigte sich dann der Streit zwischen Pauw und Pernety.

Als nun Pauw Vorleser des Königs ward, graute ihm doch wahrlich nicht deswegen vor diesem Dienste, weil der König gegen ihn geschrieben hatte,

hatte, sondern deswegen, weil er gewohnt war, frey und unabhängig und ganz in litterarischer Muße in Xanten zu leben. Schon bey seiner Ankunft in Potsdam, sagte er einem preußischen Minister, der mir dieß erzählet hat: nimmer werde ich es aushalten, täglich zu einer gesetzten Stunde zum Könige zu gehen, um da zu lesen! — Man begreift solche Gefühle. Aber man begreift nicht, warum Herr Büsching zur Ursache dieses gerechten Mißmuths angiebt, daß Pauw sich nicht habe entschliessen können, dem König zu schmeicheln (*). Friedrich dem Grossen hatte man gar nicht nöthig zu schmeicheln. Pauw sagte ehrlich und offenherzig dem Könige, was mancher anderer an seiner Stelle wohl auch gefühlet aber nicht gesagt hätte: aller Zwang sey ihm unerträglich! — Der König nahm dieß sehr gut; Pauw schied sich freundschaftlich von ihm, und wanderte froh und glücklich, zurück nach Xanten.

Nach der Entfernung des Herrn von Pauw, veränderte sich die Scene auf eine sonderbare Art, durch die Ankunft des Abbé du Val Pyreau. Er war aus einer adelichen und angesehenen Familie im Bischthum Lüttich, hatte verschiedene unbedeutende Dinge geschrieben, und sich deswegen mit der römischen Kirche entzweyt, die ihn für einen Ketzer erklärte, und ihn aus seinem Vaterlande vertrieb. Er hatte nun keinen Unterhalt, und

ward

(*) Büschings Charakter Friedrichs des Zweiten. S. 76.

ward Corrector bey einem Buchdrucker in Frankfurt am Mayn. D'Alembert empfahl dem König diesen Ketzer, und der König machte ihn zu seinem Lecteür.

Dü Val Pyrrau hatte viel einnehmendes, und war nicht unwissend. Aber durch seinen ausschweifenden Hochmuth machte er sich in Potsdam alle Menschen zu Feinden. Da ihn nun der König anfänglich gerne sah, und sich gerne mit ihm unterhielt, entstand beynahe eine allgemeine Verschwörung wider ihn in Potsdam. Er suchte nicht etwa nur Vicarius apostolicus in Westphalen zu werden, wie Herr Nicolai sagt (*): sein Hauptehrgeitz gieng auf ein Bischthum; und der König war wirklich entschlossen, wie ich im dreyzehnten Capitel erzählen werde, ihn zum Bischof zu machen. Er schickte ihn deswegen an den Pabst. Aber dü Val Pyrrau benahm sich wieder mit dem Pabste so übel, daß er dadurch dem Könige äusserst mißfiel. Dieses Mißfallen vermehrte er dann, nach seiner Rückkunft in Potsdam, noch bey dem Könige dadurch, daß er sich selbst zum Bischofe machen wollte, seitdem ihn der König dazu nicht mehr tauglich fand. Er überwältigte die catholischen Geistlichen in Potsdam so sehr durch sein Ansehen, daß sie ihn mussten Messe lesen lassen, ob ihm gleich nach den Gesetzen

(*) Nicolai's Anekdoten von König Friedrich II. II. 133.

setzen der catholischen Kirche dieß nicht mehr zukam: denn sein Priesterbrief war ihm abgenommen, und jede Priesterfunction war ihm von seiner Kirche verboten. Er aber las nicht nur Messe in Potsdam, sondern ließ sich den Ornat rc. dem Altare umhängen, und ließ sich bey der Messe durch zwey geweihte Priester bedienen; und nach den Gebräuchen der catholischen Kirche darf dieß alles nur ein Bischof.

Brühwarm überbrachte man dem Könige dieß, und andere kleine Thorheiten des ehrgeitzigen Mannes. Du Val Pyrean ward also wegen seines üblen Betragens nicht mehr zum Könige gerufen. Der König hatte ihm einen Gehalt von zweytausend Thaler auf einige grosse schlesische Präbenden oder Commanderien gegeben, und diesen Gehalt ließ er ihm. Das ihm so gefährlich gewordene Potsdam floh auch deswegen dieser Erzbischof nicht, denn er war noch da als der König starb.

Die einzigen Gesellschafter des Königs in seinen sechs letzten Lebensjahren, waren nun, mit Ausnahme der Herren die ich am Ende noch nennen werde: der Abt Bastiani, der von seinem Gute Haldem in Westphalen oft von dem Könige abgerufene Staatsminister Freyherr von der Horst, der Bischof von Ermeland, der Graf von Chazot Commandant der Stadt Lübeck, zuweilen auch der Prinz von Hohenlohe Ingelfingen; und täglich, der Kammerherr Marquis von Lucchesini.

Nie war der König mehr unterhaltend, nie liebte er auch mehr daß man ihn unterhalte, als wenn

wenn er das Podagra hatte. So brachte der Herr Minister von der Horst mit dem Bischof von Ermeland, viele Wochen in Potsdam bey dem Könige zu. Noch zulezt in den Jahren 1784 und 1785 waren der Herr Minister von der Horst, der Graf von Chazot und der Abt Bastiani, beynahe zwey Monate hindurch, die beständigen Gesellschafter des Königs. Gewöhnlich ließ der König diese Herren vor eilf Uhr des Vormittages rufen. Dann blieben sie zur Mittagsmahlzeit, die oft über drey Stunden daurte. Am Abend gegen sechs oder sieben Uhr wurden diese Herren wieder zur Conversation des Königs eingeladen, und sie blieben bey dem Könige bis nach dem Abendessen, bey dem er, wenn er das Podagra nicht hatte, immer gegenwärtig war, ob er gleich nichts aß. Hatte aber der König das Podagra, so sezten sich diese Herren von eilf Uhr des Vormittages bis zur Tafelzeit vor sein Bett; aber dann wurden sie den Nachmittag viel früher wieder zum Könige gerufen, und mehrentheils schon um fünf Uhr. Konnte der König das Bett verlassen, so gieng er dann mit diesen Herren an die für sie zugerichtete Abendtafel, nicht zum Essen sondern zum Sprechen. Nicht immer des Vormittages, aber immer des Mittags und des Abends war Herr von Lucchesini von dieser Gesellschaft des Königs.

Der Bischof von Ermeland ist ein Pole aus der bekannten Familie Grabowsky. Er lebte in seiner Jugend lange in Frankreich. Sein Umgang war äusserst angenehm, und er zeigte sich

immer als einen Mann von grosser Weltkenntniß. Der König ließ ihn deßwegen oft nach Potsdam und Sanssouci kommen. Ueber mancherley Dinge, auch über Dinge seines Berufes, musste dieser Bischof manchen Scherz von dem Könige anhören. Einst sagte er ihm über Tafel: „Ich weiß gar „wohl wie alle übrigen Apostel zu ihrem Amte „gelanget sind, aber begreifen kann ich doch nicht „wie der Apostel Paulus dazu kam: da er doch „unsern Herrn Christus nicht gesehen und nie ein „Wort mit ihm geredet hat?“ — Der Bischof erwiederte: Sire, dieß geschah, als der heilige Paulus auf seinem Wege nach Antiochien vom Pferde fiel. — „Was, Herr Bischof, versetzte „der König, Sie wollen mich bereden, daß man „Apostel wird, wenn man vom Pferde fällt? — „Ich kann ihnen versichern, daß dieß nicht immer „geschieht: denn ich bin zehnmal vom Pferde ge„fallen, fiel immer plumpś wie ein Sack; und „ward nie Apostel (*)!“

Man wird den König an diesen Worten nicht verkennen. Aber mißkennen würde man ihn, wenn man dem Herrn Grafen von Mirabeau glauben wollte:

(*) Quoi, Monsieur l'Eveque, vous voulés donc me faire croire, qu'on dévient apotre en tombant du cheval! Je puis vous assurer que cela n'arrive pas toujours; car moi qui vous parle, je suis tombé dix fois du cheval, mais tombé comme un sac, vous dis-je, et jamais je ne suis devenu apotre!

wollte: daß Er dem Bischof von Ermeland seine Einkünfte von hundert tausend Reichsthaler auf vier und zwanzig tausend herabgesetzet habe(*). — Dieß ist berlinischer Schnickschnack; den auch wahrscheinlich der grosse Anekdotensammler dort, deswegen in sein Register aufgenommen hat, und damit er von dem Bischof von Ermeland eine krüppelhafte Anekdote erzählen könne, die falsch ist(**). Der König hat die Einkünfte des Bischofs von Ermeland nicht vermindert sondern vermehret, seinen ganzen Zustand nicht verschlimmert sondern verbessert. Grabowsky war von jeher ein überaus schlechter Haushälter gewesen; darum hatte ihn eine polnische Commission, auf Veranlassung seiner Glaubiger, zu einer Competenz von zwölftausend polnischen Gulden, das ist nach deütschem Gelde, auf zweytausend Reichsthaler heruntergesetzet. Aber als Friedrich Westpreüssen übernahm, ertheilte er ihm einen jährlichen Gehalt von sechs und zwanzig tausend Reichsthaler, unterhielt ihm seine Schlösser, gab ihm freye Wohnung, freye Feürung und Jagd, und befahl der preüssischen Kammer die Bezahlung aller seiner Schulden zu übernehmen. Nie hat ein Bischof von Ermeland, wie Herr von Mirabeau glaubt, hundert tausend Reichsthaler Einkünfte gehabt, sondern nur fünf und zwanzig tausend. Aber bey der

(*) Histoire secrete de la cour de Berlin. Tom. II. pag. 308.

(**) Anekdoten und Charakterzüge. VII. 114.

preussischen Administration stiegen diese Einkünfte weit höher: denn man fand in diesem Bischthum die vollkommenste Priesterwirthschaft. Domainenämter wurden bey der ersten Verpachtung oft siebenmal so hoch wie zuvor ausgebracht, und dabey noch die Dienstleistung den Unterthanen unglaublich erleichtert. Alles was das Bischthum Ermeland dadurch verlohr, daß der König Westpreussen in Besitz nahm, waren Souverainitätsrechte, die sich die Bischöfe unter der polnischen Regierung anmaßten.

Einer der ersten und lezten Gesellschafter des Königs war der Graf von Chazot, der mit dem Charakter eines französischen Generallieutenants und zwölftausend Livres Pension von Frankreich, anjezt als Stadtcommandant in Lübeck lebt. Chazot ward als Dragoner Hauptmann in französischen Diensten zuerst mit dem Könige bekannt, als er mit seinem Vater dem Feldzuge am Rhein beywohnte. Er gefiel dem Kronprinzen so wohl, daß er ihn gleich nach vollendetem Kriege seinen Abzug aus französischen Diensten zu nehmen bewog. Chazot kam nach Rheinsberg, und war einer von Friedrichs liebsten Gesellschaftern. Gleich nach seinem Regierungsantritt gab ihm der König ein Eskadron in dem berühmten Dragonerregiment von Barreüth, von dem anizt der grosse und geistvolle General von Kalkreüth Oberster ist. Chazot that überall Wunder der Tapferkeit. In der Schlacht bey Friedberg legte er sechs und sechzig österreichische Fahnen, die das einzige Regiment

von

von Bareuth erobert hatte, dem Könige zu Füssen. Friedrich beschenkte Chazots Mutter, die in der Normandie lebte, mit Gold und Brillanten, und bezeugte ihr durch einen schönen Brief seine Verehrung für ihren Sohn. Aber er benahm sich mit Chazot, wie mit jedem den er gerne bey sich behalten wollte, nach einerley Grundsätzen: war wechselsweise äusserst gnädig, und dann wieder kalt. Oft musste Chazot ziemlich lange in seiner Garnison zu Pasewalk sitzen, zuweilen sagte ihm der König auch unangenehme Dinge in Briefen. Der gute Chazot kannte diese Manier des Königs nicht, von der ich in einem besondern Capitel sprechen werde, und konnte sie auch nicht ertragen. Er ergriff also die erste Gelegenheit, eine Stelle zu finden die einträglicher war als ein Regiment das er etwa hoffen konnte, und verließ den Dienst des Königs. Aber Friedrich ward ihm deswegen nicht gram: denn er hat ihn oft, und zum leztenmal gegen das Frühjahr 1784, von Lübeck zu sich nach Potsdam, beschenkte ihn jedesmal, behandelte ihn recht freundschaftlich, und nahm auch seine Söhne in seine Dienste. Chazot muss älter seyn als der König; er zeigte sich immer als ein Mann von Verstand, von der edelsten Ehrliebe, und von den grösten militairischen Talenten und Kenntnissen. Im Umgange war er sehr angenehm, und mit der grösten Aufrichtigkeit sagte er dem Könige wie dem geringsten Höfling die Wahrheit keck ins Gesicht.

Der Marquis von Lucchesini genoß sechs Jahre hindurch, bis zu Friedrichs Tode, seinen Umgang; er war sein beständiger Tischgenosse, und der beständige Gefehrte seiner Abendstunden. Schärfere und billigere Blicke warf wohl kein Philosoph und kein Gelehrter in den Kopf und in das Herz Friedrichs des Grossen, als dieser geistvolle, tiefgelehrte und liebenswürdige Italiener. Nicht nur hat ihn der König gar nicht selten bey auswärtigen Staatsangelegenheiten, bey allen seinen Correspondenzen mit dem Pabst, und zu vielen geheimen Dingen gebraucht. Er that noch viel mehr; denn ein rühmlichst bekannter und allgemein verehrter und geliebter Fürst hat mir gesagt: Friedrich habe nicht nur den Herrn von Lucchesini über alle auswärtigen und innern Angelegenheiten des preüssischen Staates unterrichtet, sondern er habe ihm sogar alle seine Geheimnisse anvertraut.

Das leztere weiß wohl niemand ganz genau, denn eigentlich vertraute wohl Friedrich keinem Menschen seine eigentlichen Geheimnisse; aber gewiß der litterarische Freünd des Königs war Lucchesini. Neüe Bücher las Friedrich nicht mehr gerne, und deütsche Bücher hat er nie gelesen. Lucchesini las alles, auch sogar deütsche Bücher, denn in der deütschen Litteratur ist er so gut bewandert als irgend ein Deütscher; und so erzählte er dann dem Könige auch litterarische Neüigkeiten aus Deütschland. Seine liebsten Gedanken und Empfindungen ergoß Friedrich im Umgange mit Lucchesini. Er war der Vertraute aller seiner alten und

und neüen litterarischen Arbeiten, er gab ihm alle seine Manuscripte zu lesen, und unterhielt sich über alle mit ihm. Einen Beweis des Vertrauens, das der König in Lucchesini sezte, sah ich mit meinen eigenen Augen in seinem Hause zu Potsdam; alle mit der eigenen mir bekannten Hand des Königs an d'Alembert geschriebene Briefe, waren in seiner Verwahrung; denn an d'Alembert schickte der König nur die Abschriften dieser Briefe.

Niemand wäre also allerdings fähiger gewesen die Werke des Königs herauszugeben als Herr von Lucchesini, wenn man verlanget hätte, daß sie jemand mit Anmerkungen und Auslegungen aus dem Munde des Königs begleite. Lucchesini ist in dieser Absicht unerschöpflich reich an Anekdoten, die alle samt und sonders verborgen und verschlossen sind für die berlinischen Anekdotenhändler. Niemand kennet besser als er die litterarische Geschichte der Werke Friederichs. Anmerkungen von ihm hätten auf manchen weniger frappanten Aufsaz, auf manches nicht sehr auffallendes Gedicht einen höhern Werth geleget, denn sie hätten uns mit der Veranlassung dieser Stücke bekannt gemacht, und mit dem Augenblicke in dem so manches entstand. Aber diese Auslegungen und Commentarien wird man schreiben, wenn die Menschen nicht mehr leben, die einzig und alleine diese Commentarien schreiben könnten. Ein Landsmann und Freünd des Herrn von Lucchesini, der Herr Abt Denina, war auf Befehl des Herrn

 Mini-

Ministers von Herzberg bloß der Herausgeber der nachgelassenen Werke des Königs, unmittelbar vor dem Drucke.

Mehr als jemals gebe ich jetzt dem Wunsche Raum, daß doch Herr von Lucchesini Friedrichs Leben möchte beschrieben haben, und nicht der französische Sprachmeister Herr de Lavaux! Die späteste Nachwelt hätte dem Herren von Lucchesini dafür gedanket, und hätte ihn dafür mit unsterblichem Ruhme gelohnt. Aber Herr von Lucchesini scheint jetzt als preußischer Gesandter in Warschau, mehr den politischen Ruhm zu lieben: ob man gleich denselben nie anders als auf rauhen und dornichten Wegen findet, und ob er gleich eben so leicht entwischet als man ihn ergreift. Gewiß weiß Er aber auch besser als man solche Dinge in der gelehrten Welt wissen kann, wie höchst schwierig, mißlich und gefährlich es ist, irgend etwas über die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. So lange die Personen noch leben, deren Eigenliebe irgend einen grossen oder haarkleinen Antheil an dieser Geschichte zu haben sich einbildet, kann jeder Historiker versichert seyn, daß nicht etwa nur der grosse Acteür, sondern selbst der kleinste Lichtputzer auf der Scene, ihn vergiften möchte, wenn er nicht sagt, daß alles was Grosses geschah durch ihn geschah! — Ueberhaupt mag auch jedem in die Politik der Zeit Eingeweihten entweder die Lust zum schreiben bisweilen ganz vergehen, oder ihm ahndet, daß man so wenig alles glauben würde

was

was er schriebe, als er selbst nöthig hätte alles so rein wie er es weiß zu sagen.

Unter den Gefehrten von Friedrichs lezten Tagen sah ich, kurz vor seinem Tode ausser dem Herrn Marquis von Lucchesini, den Herrn General Grafen von Görz, den Herrn General und Oberstallmeister Grafen von Schwerin, und den Herrn Staatsminister Grafen von Herzberg.

Der Herr General von Görz, Bruder des vormaligen preüssischen Gesandten in Petersburg, war erst in dänischen Diensten, und seit 1773 immer um Friedrich. Er war mehr als nur guter Gesellschafter und General; der König brauchte ihn oft zu auswärtigen geheimen Missionen von grosser Wichtigkeit. Die ganze Kunst des Hoflebens und des feinen Umgangs hatte der Herr General von Görz in seiner Gewalt.

Der neulich verstorbene Herr General und Oberstallmeister von Schwerin hat Friedrich den Grossen auf seinem ganzen Heldenlauf begleitet. An manchem grossen Tage erwarb sich Schwerin durch hervordringenden Muth und ausharrende Tapferkeit ein dauerhaftes Andenken in der preüssischen Kriegesgeschichte. Unzählige male hat er mit seinem Regiment eingehauen und den Feind geworfen. Seit allen beendigten Kriegen scherzte nun Schwerin, in edler Ruhe über dieß und alles mit dem König, und der König über dieß und alles mit Schwerin.

Der Herr Staatsminister Graf von Herzberg hat ganz für Friedrich und ganz mit ihm gelebt, denn

denn er war sein Minister, Rathgeber, Gesellschafter und Freünd. Eine nicht bekannt gemachte Vorrede zu einem im vorigen Jahre gedruckten Werke des Herrn Grafen von Herzberg (*) erhielt ich aus der Hand dieses Ministers. Sie war mir äusserst merkwürdig in Absicht auf seine Verhältnisse mit dem verstorbenen König, zumal durch einen entscheidenden Brief über den bayerischen Krieg; und war eine fürchterliche Widerlegung des französischen Aretins. Herr von Herzberg hat diese Vorrede aus Bescheidenheit unterdrücket, und mir dabey den 8 November 1788 gesagt: „Könnte man eine diplomatische Geschichte Friedrichs des Zweiten mit rechtfertigenden Beylagen schreiben, so würde erhellen, daß ich den grösten Antheil an Friedrichs Anschlägen hatte, daß ich einen grossen Theil derselben ihm angab, und daß alles, was ich Ihm angab immer gelang (**).“

Herzberg

(*) Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités, et autres actes et écrits publics, qui ont été rédigés et publiés pour la cour de Prusse par le Ministre d'état Comte de Herzberg depuis le commencement de la guerre de sept ans 1756, jusqu'à celui de la guerre de Bavière 1778. Volume I. Berlin 1789.

(**) Je vous envoye cy-joint, schrieb mir der Herr Minister von Herzberg, un exemplaire du Recueil de

Herzberg war der Minister, an den Friedrich noch zehn Tage vor seinem Tode mündlich sagte: croyez vous que j'ay besoin de vos yeux pour voir? — Der Minister hatte dem König durch ein Billet zu verstehen gegeben: Er, der König, habe auf einen wichtigen Artikel ihrer Depeschen nicht geantwortet. Darauf kam diese schreckliche Frage wegen der Augen. Aber gleich den andern Tag,

de mes écrits publics, à la tête du quel vous trouverez une préface, qui peut servir de preuve, combien on m'a mal jugé dans les lettres secretes sur l'article des vues. J'avois fait une préface plus étendue, qui contient surtout une lettre sur la guerre de Bavière, decisive sur cette matière, avec toutes sortes d'autres circonstances, qui regardent ma vie; mais je l'ay ensuite racourci sur le conseil de quelques personnes, pour qu'on ne puisse pas m'accuser de trop d'égoisme. Je vous communique cette pièce pour votre lecture, en vous priant de me la renvoyer sans en faire aucun usage. Vous pouvez la montrer à son Excellence Monsieur le Baron de Seulwitz, si vous le jugés à propos. C'est le meilleur juge competent pour vous dire, si je n'ay pas eu raison dans le conseil que j'ay donné au feu Roi sur la guerre de Bavière, et si elle n'auroit pas mieux tourné en suivant ce conseil. Si l'on pouvoit écrire l'histoire diplomatique de Fréderic II avec des piéces justificatives, on verroit, que j'ay eu la principale part à ses vues, que j'en ay fourni une grande partie, et que les miennes ont toutes réussi.

Tag, ließ Friedrich den Herrn von Herzberg kommen, und sagte Ihm: Vous avés eu raison; vous n'avez qu'à ecrire ce que Vous avez proposé, et à envoyer même un courier pour cet effet. — Dieß geschah.

Vierzig Jahre hat Herr von Herzberg mit Friedrich dem Grossen gelebt, und seit dem Hubertsburger Frieden in einer Art von Freündschaft und Vertraulichkeit. Geschenket hat Friedrich dem Herrn von Herzberg nichts, als nur vierzehn Tage vor seinem Tode ein Tischgeräthe von Porcellan. Aber zwey Tage nach dem zu Hubertsburg geschlossenen Frieden, kam er zu Ihm, und sagte: „Sie „machten den Frieden, wie ich den Krieg: einer „gegen viele!“ — Friedrich wusste, daß einem Herzberg dieß genügt (*).

Nach

(*) Den 7 Junius 1788 schrieb mir der Herr Graf von Herzberg dieß mit folgenden Worten: Frederic n'etoit pas libéral; il faisoit rarement des présens, mais il etoit prodigue pour la totalité de la Monarchie. Quoique j'aye vécû quarante ans avec lui, et depuis la paix de Hoobertsbourg dans une sorte d'amitié et de familiarité, il ne m'a jamais donné le moindre présent extraordinaire qu'un service de porcellaine quinze jours avant sa mort; mais il vint chez moi deux jours aprés la paix de Houbertsbourg concluë, et me dit: *Vous avez fait la paix, comme j'ay fait la guerre, un contre plusieurs.* Il sçavoit que cela me suffisoit.

Nach solchen Zügen habe ich nicht nöthig mehr zu sagen. Was ich schreibe, sind Fragmente; und Herzbergs Name gehöret nicht nur etwa in Friedrichs Geschichte, sondern in die gegenwärtige grosse Geschichte von Europa.

Dieß ist das Wenige was ich von Friedrichs Umgange und von seinen Gesellschaftern sagen wollte. Einige allgemeine Anmerkungen bleiben mir noch übrig. Der Herr Graf von Mirabeau sagt in seiner Schrift gegen den vortreflichen Grafen von Guibert: „Friedrich liebte den Voltaire „nicht mehr als die übrigen Gelehrten die er um „sich hatte; er liebte den Voltaire vielleicht weni„ger; und es wäre nicht schwer, für denjenigen „der sein Privatleben beschriebe, zu zeigen: daß „Friedrich sich in seinem ganzen Leben um Män„ner von Geist (gens d'esprit) nur mittelmäs„sig bekümmert hat. Er bedurfte überhaupt „mehr daß man Ihn höre als daß man selbst „spreche (*).“

Wie viel oder wie wenig Voltaire von Friedrich geliebet ward, ist, wie mir deucht, ein sehr auflösliches Problem. Anfänglich kannte ihn Friedrich bloß aus seinen Werken und aus seinen Briefen. Er kannte also so lange nur Voltaire den Schriftsteller und nicht Voltaire den Mensch. Sobald er den eigentlichen, leibhaften und natürlichen

lichen

(*) Lettre du *Comte de Mirabeau* sur l'Eloge de Frédéric, par M. de Guibert, et l'Essai général de Tactique du même Auteur. Pag. 8. 9.

lichen Voltaire sah, bey sich hatte und mit ihm lebte, fand er sogleich die Henriade und ihren Verfasser, zwey völlig verschiedene Wesen. Seine Neigung für die Henriade blieb, die Neigung für Voltaire verschwand. Nie hörte Friedrich auf, die Werke des Voltaire zu loben; aber ihrem Verfasser sagte er oft beissende Wahrheiten. Nie bat er ihn auch wieder zu sich, nach den Scenen mit Maupertüis, ob er ihm gleich einen Zufluchtsort in seinen Ländern anbot, da er desselben zu bedürfen schien. Hatte aber auch Friedrich in keiner Zeit für Voltaire eine wahre Liebe, so hatte er doch dieselbe gewiß für Algarotti, für d'Argens, für Bastiani, für Lucchesini, und viele andere; und es ist nichts als die blosse Explosion eines Witzes, den etwa der Herr Graf von Mirabeau von kleinen neidischen Berlinern geborgt haben mag, wenn er behauptet was er gewiß nicht glaubt: Friedrich habe nur stumme Zuhörer bey sich gehabt, nur Leute die nicht fähig waren ihm zu antworten, oder ein Gespräch mit ihm zu unterhalten.

Selbst mitten unter den Scenen zwischen Voltaire und Maupertüis, äusserte Friedrich noch eine Gutmüthigkeit und eine Schonung, die sogar Herr Denina mißkennet, indem er Friedrich den Grossen wegen der Verbrennung des Akakia, ganz sanft der Intoleranz beschuldigt (*). — Aber der Akakia war kein Glaubensartikel; und das

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 119.

das Verbrennen einer so sehr boshaften Schrift gegen Maupertuis war, sobald man die Umstände genau weiß, das vollkommenste Gegentheil der Intoleranz.

Voltaire hatte die Handschrift des Akakia schon eine Weile in Potsdam verbreitet. Dieß erfuhr der König, und auf sein Verlangen las ihm Voltaire diese Schrift. Der König sagte zu Voltaire: „im Grunde mögen sie wohl Recht haben, „angenehm ist auch das Ding geschrieben; aber bedenken sie wie ehrenrührig es selbst für mich ist, „wenn ich zugebe daß man den Președent meiner „Academie verspotte; also verlange ich ihr Ehrenwort, daß der Akakia niemals gedruckt werden „soll?“ — Voltaire gab mit der grösten Bereitwilligkeit dem Könige sein Ehrenwort; und vier Tage nachher kamen einige tausend gedruckte Exemplare des Akakia nach Potsdam. Gleich ließ der König den Voltaire rufen, und machte ihm über diese Treulosigkeit die bittersten Vorwürfe. Voltaire laugnete daß er den Akakia habe drucken lassen, und war unverschämt genug zu versichern, daß er der Verfasser dieser Schrift nicht sey! — „Gut, sagte der König, weil „sie also der Verfasser dieser Schrift nicht sind, „so soll sie auch der Henker verbrennen.“ — Dieß geschah, und machte den grossen Voltaire beynahe wahnwitzig.

Heisset dieß Intoleranz? — Höchst niederträchtig handelte Voltaire in dieser Sache, und der König sehr gütig. Aber nie vergaß er diese

Niederträchtigkeit, und als Voltaire nach dem Tode des Maupertuis noch fortfuhr auf ihn zu schimpfen: so verglich der König, in einem an ihn selbst geschriebenen Briefe, den Voltaire mit den Raben die sich an Leichnamen weiden.

Der gute Herr Formey glaubt, daß er über den Akakia Dinge erzähle, die kein Mensch wisse (*). Dieß thut mir leyd: denn ich habe aus dem Munde des Herrn Ministers von der Horst, hier die Geschichte der Verbrennung des Akakia erzählet, wie sie der gute Herr Formey nicht weiß.

Eine Bemerkung über Friedrichs kleinere und grössere Offenherzigkeit bey der Mittagstafel und in seinen Abendgesellschaften, ist mir von einem Herrn mitgetheilet, der von beydem sehr oft Zeuge war. Bey der Mittagstafel sagte der König, so unterhaltend er auch immer war, nicht nur nichts als wovon er wünschte daß alle Menschen es wissen, sondern zumal auch das, was er ausgebracht haben wollte. Dieß war Nahrung für die fremden Gesandten in Berlin: denn diese hatten, wie mir ein vieljähriger Minister und Gesellschafter des Königs versichert, immer Pensionaire unter den Bedienten des Königs, und der König mochte, wie billig, die Herren vom Corps diplomatique gerne beziehen. Weit offener, und weniger sorgsam, war er, natürlicherweise, in seinen Abendunterhaltungen: denn da waren seine Bedienten

(*) Souvenirs d'un citoyen. Tom. I. pag. 265. 270.

dienten entweder gar nicht, oder nur selten gegenwärtig.

Eine andere Bemerkung habe ich von dem Herrn Marquis von Lucchesini, die jedoch beweiset, daß der König diese sehr gute Vorsichtsregel bisweilen vergaß. An einem Abend, da Herr von Lucchesini allein bey ihm war, sagte der König eine Sache von grosser Wichtigkeit an Lucchesini, in französischer Sprache, und ganz laut. Ganz leise, und in italienischer Sprache, antwortete Lucchesini: der hier im Zimmer gegenwärtige Bediente versteht französisch! Ces animaux n'entendent point le françois — versetzte der König ganz laut. Herr von Lucchesini nannte mir den Bedienten, der noch bey dem Könige war, und den ich sonst noch nie gesprochen hatte. Aus Neugier wünschte ich zu wissen, ob dieser Bediente französisch spreche oder nicht? Ich ergriff also das erstemal, als ich wieder nach Sanssouci kam, einen Vorwand um mit diesem Bedienten zu sprechen. Ich redete ihn französisch an: et cet animal me repondoit admirablement!

Undurchdringlich war doch im Ganzen der König, da wo Er es seyn wollte; ich würde mein Hemd verbrennen, sagte er einst, wenn es wüßte was ich weiß. Darum verrieth er sich über Staatsgeschäfte auch denjenigen nie, denen daran gelegen seyn konnte, in seine Seele zu sehen, und in seinem Herzen zu lesen. Seine Sarcasmen ausgenommen, sagte er über Hauptsachen nichts, als was er durchaus sagen wollte; jedoch sehr oft

 etwas,

etwas, wie mir versichert ist, als wenn es ihm entfallen wäre, und dann stellte er sich als wenn er sich zurückzöge. Schlau war dieß nicht, denn ein grosser Charakter ist nicht schlau. Aber mit der grösten und edelsten Einfalt, und einer ganz unschuldig scheinenden Miene, sagte Friedrich wohl sehr oft beissende Wahrheiten.

7. Cap.

Ueber seine vorgebliche Nichtachtung der deutschen Litteratur.

Unsers guten Büschings pragmatisches Buch über den Charakter Friedrichs des Zweiten, ist das Archiv, wo man authentische Aktenstücke und Documente findet, aus denen sich allerdings mit der grösten diplomatischen Genauigkeit lernen läßt, wie dieser grosse König deutsch buchstabirte und schrieb.

Wahre Liebe erwarb sich gewiß der gute Herr Büsching, durch diese Aktenstücke und durch diese Documente, bey denjenigen deutschen Gelehrten die es höchst übel nahmen, daß der König in Preussen ihre Schriften nicht las. So, und nicht anders, sagten sie, wie Büsching den Charakter Friedrichs beschrieb, muß man Geschichte schreiben. Diese Akten und diese Documente waren allerdings unlaugbare Zeugnisse und Belege, daß Friedrich der

der Grosse nicht deütsch buchstabiren konnte. Büschings Buch war also ein eigentlicher Triumph, und ein wahres Gedankenfest für alle kleinen Geister auf allen Universitäten und in allen Recensirbuden Deütschlands. Alle diese Geister glaubten sich dadurch daß der König in Preüssen nicht buchstabiren konnte, gerochen für alle Zeiten und für alle Jahrhunderte, an dem Verächter ihrer Schriften, und an dem König der sie nicht kannte.

Französische Wörter buchstabirte und schrieb Friedrich nicht viel besser (*). Sogar Voltaire konnte nicht buchstabiren. Sein Secretair musste deswegen, wie man mir versichert hat, alles was Voltaire schrieb, durchsehen und corrigiren.

Aber Friedrich ward als ein Kind und als ein Knabe, nicht anders erzogen und unterrichtet, als wie man alle fürstlichen Kinder und Knaben in Deütschland um diese Zeit, und vielleicht noch sechzig Jahre nachher erzog. Er hatte, so deütsch auch übrigens sein Vater war, eine französische Gouvernante, und sodann einen französischen Lehrmeister. Was er als Knabe lernte, sezte er als Jüngling fort. Deütsche Bücher wurden damals an deütschen Höfen gewiß nicht einmal von Lackayen gelesen. Jeder deütsche Prinz und Edelmann von einiger Erziehung, bildete seinen Geschmack nach

 franzö-

(*) Die Beweise hiervon giebt ebenfalls Herr Büsching; auch Herr Formey in seinen Souvenirs d'un citoyen. Tom. I. pag. 131. 353. 354.

französischen Schriftstellern; und jeder deütsche Prinz und Edelmann schrieb, wenn er schreiben konnte, französisch. Friedrichs litterarische Jugendfreünde waren Franzosen; und in Rheinsberg, wie an allen deütschen nicht ganz rohen Höfen, sprach man französisch. So wie man uns nun, in den Tagen unserer Cultur, eine Zeit vorbereitet, in welcher einst die deütschen Gelehrten nicht mehr Latein verstehen werden, so waren in Friedrichs Kinderjahren sehr viele grosse deütsche Gelehrte unfähig einen deütschen Brief zu schreiben.

Mit der deütschen Litteratur konnte also Friedrich in seiner Jugend eben so wenig bekannt werden als mit der deütschen Rechtschreibung. Sein Vater schickte ihm, als er in Cüstrin gefangen saß, die zwey einzigen deütschen Bücher, die er vor seiner Thronbesteigung und vielleicht in seinem ganzen Leben gelesen hat, die Bibel und Arndts wahres Christenthum.

Aber was Friedrich in seinen Kinderjahren nicht gelernt hat, das hätte er im Jahre 1740 in Leipzig lernen sollen! — Eine neüe Sonne, war dort für Deütschland aufgegangen, und diese Sonne hieß Gottsched. Wer Augen hatte solches Licht auszuhalten, setzte sich in diese Sonne. Nur Friedrich wusste nichts von ihr bis in den siebenjährigen Krieg. Dieß verdroß die Glaübigen an Gottsched. Einer von ihnen und der letzte von allen, der noch in Göttingen leben soll wie man sagt, schoß darum, nachdem halb Eüropa schon sein Pulver gegen Friedrich verschossen hatte, noch

noch mit papiernen Bolzen nach Ihm: denn seine Bolzen hält der alte Geck für Epigrammen (*)!

Nichts als die Festigkeit und Unveränderlichkeit seines Charakters und seiner Gesinnungen bewog Friedrich den Großen, auch in Absicht auf seine Studien, den Gang als Mann und Greis noch fortzusetzen, den er schon als Jüngling nahm.

(*) Mit ironischem Spotte gegen den geschmacklosen und unwitzigen Gottsched und seine arroganten Schüler, sagte ich in meiner ersten Schrift über Friedrich: „Aber warum hieng König Friedrich „immer nur an französischer Litteratur, warum achtete er gar nicht auf jenes helle Sonnenlicht, das „seit 1740 über ganz Deutschland, durch Gottsched „und ein Dutzend Magister in Leipzig aufgieng! — „Aus Bescheidenheit! — — Denn Friedrich der „Große fühlte sich in Sachen solcher deutschen Litteratur so sehr zurück, daß er nie von Sanssouci „nach Leipzig hinblickte" — Aber diesen Spott, den gewiß in ganz Deutschland kein Mensch mißverstanden hat, nahm höchst lächerlich Herr de Laveaux, Verfasser der in sieben Bänden zu Straßburg herausgekommenen Vie de Frédéric II, Roi de Prusse, für Ernst! Mr. le Docteur Zimmermann (sagt Herr de Laveaux) prétend que ce fut par modestie que Frédéric se tint éloigné de la litterature allemande. Il se sentait, dit-il, si fort en arrière à l'egard de cette litérature, qu'il n'osoit jamais porter ses regards de Sans-Souci à Leipzig. *Vie de Frédéric II. Strasbourg.* 1789. Tom. VII. pag. 49.

Er schrieb seine Werke in der allgemeinsten und beliebtesten Sprache von Europa; in der Sprache die mehr seine Muttersprache war als die deütsche. Er schrieb in der Sprache der Nation, die schon im vorigen Jahrhundert besser schrieb als alle übrigen Nationen; und er mag auch wohl gefühlt haben, daß es unendlich leichter ist, in französischer Sprache gut zu schreiben als in deütscher.

Deswegen aber sprach Friedrich der deütschen Muse nicht Hohn. Darum ließ er sie doch ihren Reihentanz tanzen. Darum war Er, der Purpurträger, ihren rauhen Tönen nicht undankbar. Die deütschen Musen konnten sich sonnen und singen, in Feyerkleidern wallen und jubiliren: nur Friedrich sah und hörte sie nicht! — Während der Jünglingsjahre Friedrichs hatte man noch keinen deütschen Voltaire. Unzählige gute Köpfe, die anjetzt Deütschlands Stolz und Ehre sind, waren damals noch ungebohren. Darum hielt sich Friedrich an französische Litteratur, die schon in frühen Jahren Ludewigs des Vierzehnten eben so ausgebildet war, als es nun endlich, hundert Jahre später, die deütsche auch ist. Also las er auch, (mit Erlaubniß) kein deütsches Buch.

Seine Liebe für ausländische und zumal französische Litteratur, verstärkte sich aber auch vorzüglich durch den beständigen Umgang mit Algarotti, Maupertuis, Voltaire und d'Argens. Er hatte diese Männer am liebsten bey sich. Der Ton ihres Umganges überwog doch alles, was der König

wenig-

wenigstens von deütschem Gelehrtenwitze sah, hörte, und wusste. Sulzer liebte und verehrte die Deütschen; aber er glaubte doch, mancher deütscher Leyermann, mancher Magister mit Schneidermanieren, hätte dort im Marmorsaale zu Sanssouci an der Tafel des Königs, zwischen dem Könige, Voltaire, Algarotti und d'Argens, sehr verlegen, sehr vertrocknet und peinlich gesessen, und wäre wahrlich da, eher in Leibesnoth gekommen als zu witzigen Einfällen! — Unendlich amüsanter war es, wie mir der redliche und geistvolle Sulzer oft versichert hat, Algarotti, Maupertuis, Voltaire und d'Argens, miteinander sprechen zu hören, als das amüsanteste Buch zu lesen. Dieser billige Philosoph, und gewiss biedere und treüe deütsche Patriot, verwunderte sich auch darum nicht, daß doch, ab und zu, ein etwas linkischer und schwerfälliger deütscher Gelehrter oder Leyermann, in Vergleichung mit diesen geistvollen Köpfen, dem Könige bengelhaft vorkam; und darum sagte auch Sulzer, sey es dem Könige (was man ihm so thöricht übel nahm, und wofür der alte Magister in Gettingen so oft mit seinem Weisheitszahne knirschte) unmöglich gewesen sich einen deütschen Belesprit zu denken!! — Aber seitdem in Deütschland schöne Geister auf allen Strassen laufen, lohnten dann freylich die Dümmsten unter diesen Geistern, dem Könige seine Abneigung gegen ihre Deütschheit, oft hämisch genug mit ihren Bolzen! — Indessen assen einmal keine deütschen Magister und Leyermänner, sondern nur Algarotti,

 d'Argens

d'Argens und Voltaire gewöhnlich des Abends mit dem König. Diese Abendmahlzeiten im Marmorsaale des kleinen Schlosses zu Sanssouci, diesem so schön genannten einsamen Sitze der Ruhe, des häuslichen Lebens, der schönen Natur und der Musen, daurten so tief in die Nacht herein, daß allen um die Tafel herum versammelten Bedienten des Königs, wie mir der Herr Generalchirurgus Schmucker gesagt hat, die Beine schwollen. Viel Champagner trank man dann auch, bey diesen Abendfesten der Musen und des Witzes. Vielleicht ist in ganz Deütschland kein Ort, wo jemals so viel Witz vergossen ward, wie in diesem Marmorsaale zu Sanssouci! — Dieß sagte ich mir oft, mit einer Art von staunender Bewegung der Seele, und dann auch wieder mit einem unangenehmen Schauder, bey der Ueberlegung, wie oft man vielleicht hier dem Himmel trotzte: wenn ich da, alleine, zwischen den corinthischen Saülen saß, die Venus Urania vor mir sah, und den Apoll der das Buch des Lucretius in der Hand hält, und in diesem offenen Buche, mit grossen goldenen Buchstaben die Worte: Te sociam studeo scribundis versibus esse, quos ego de *rerum natura* pangere conor!

Aber Friedrich verachtete niemals die deütsche Nation. Durch Deütsche wurden ja alle seine grossen Ideen ausgeführet, und alle seine kühnen und unsterblichen Thaten verrichtet. Er verachtete auch gar nicht die deütsche Sprache. Alle Briefe, die man an ihn über öffentliche und privat Angelegen-

legenheiten seines Landes schrieb, alle Berichte der Minister und Generale, alles was die ganze Armee betraf, musste deütsch geschrieben seyn. Mit seinen Officieren, die Franzosen von Geburt waren, sprach der König im Felde deutsch. Nur die Academie der Wissenschaften in Berlin musste französisch an ihn schreiben; an seiner Tafel und mit seiner Abendgesellschaft sprach er französisch. Dieses alles gieng, seit dem Anfang seiner Regierung, in seinem unveränderlichen Gange, und nach gleichen Gesetzen fort.

Ein Schriftsteller voll Geist und Eleganz und Kraft, war und blieb Friedrich für alle Jahrhunderte, obschon Herr Büsching pragmatisch und also mit den gehörigen Belegen beweiset, daß er weder deütsch schreiben noch deütsch buchstabiren konnte, obschon er nur französische und nicht deutsche Bücher las, keine Magister zum Essen hat, und aus Voltaire mehr machte als aus Gottsched.

Es mag seyn daß er auch wohl zuweilen einen grossen deütschen Gelehrten widerlich fand. Vielleicht sah er auch wohl solche deutsche Männer, bey der persönlich mit ihnen gemachten Bekanntschaft, stotternd und ausser aller Fassung. Aber deswegen hat er diese Männer nicht gering geschätzet, und nicht verachtet. Ein grösserer Kopf war nach Leibnitz und Friedrich, in Berlin wohl nie erschienen, als Lambert. Er betrug sich auch bey dem Könige mit grossem Muthe und edler Offenherzigkeit. Man gab sich die äusserste

Mühe

Mühe Herrn Lambert bey dem Könige lächerlich zu machen: und er hätte wirklich etwas ihm ganz eigenes in seinem Äussern, in seiner Art zu reden, und in seiner Art zu seyn. Dessen ungeachtet weiß ich ganz zuverlässig, daß der König mit der größten Ehrerbietung von Lambert sprach, und den Spöttern antwortete: „man muß bey diesem Manne „auf die Unermeßlichkeit seiner Einsichten sehen, „und nicht auf Kleinigkeiten."

Weit mehr Geschmack fand Friedrich an den sächsischen Schulmeistern als an Gottsched. Er hatte, sagte Herr Büsching, schon in dem siebenjährigen Kriege in Sachsen sechs Schulmeister ausgesucht, die Er für vorzüglich geschickte und brauchbare Leute hielt, und sie in der Churmark und in Pommern, jeden mit hundert und vierzig Thalern Gehalt, auf Dörfern ansetzen ließ. Noch im Jahre 1772 bezeugte Er in einer Cabinetsresolution, die Herr Büsching anführt, daß man besonders auf sächsische Schulmeister sehen müsse, die vor den brandenburgischen, in aller Absicht, einen grossen Vorzug haben, wie Er glaubte (*). Dieß war also Achtung, wenn man will, für die brandenburgische aber nicht für die deutsche Litteratur.

Gelacht habe ich ein klein wenig, bey der Stelle, wo der liebe Herr Büsching sagt: „Frie„drich

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 90.

„drich hat nicht nur niemals von Schullehrern so „verächtlich geurtheilt und gesprochen als von den „Kirchenlehrern, sondern sie sogar mit zu den Re„genten gerechnet. Man kann leicht gedenken, „daß nur von Schulregenten die Rede sey, es ist „aber doch dieser Titul, wenn er aus dem Munde „und der Feder eines Königs kommt, ganz an„sehnlich; und hier ist der Beweis, daß Er ihn „den Schullehrern gegeben hat (*).“

Höchst ansehnlich wären allerdings die Schulmeister dadurch geworden, wenn Friedrich, wie Herr Büsching pragmatisch beweiset, sie mit Regenten, also auch mit Königen und Monarchen in eine Reihe gestellet hätte. Aber leider dachte sich Friedrich, der bekanntlich nicht sehr gut deütsch schrieb, bey diesen Regenten weiter nichts als das französische Wort Régent; und dieses Wort bedeütete alsdann auf ehrlich Deütsch, nicht mehr und nicht weniger als einen Schulmeister! — Hätte er geglaubt Schulmeister seyen eigentliche Könige oder Regenten, so hätte er das Wort Schulregent (im erhabenen Verstande) wenigstens nicht von Dorfschulmeistern gebraucht, sondern vielmehr von Herrn Büsching selbst als dem Director vieler Schulen, oder von jedem berlinischen Oberschulrath (**).

Gütig

(*) Ebendaselbst. S. 96.

(**) Nicht so gut wie Friedrich der Grosse, verstand König Friedrich Wilhelm der Erste das Wort Re-

gent

Gütig war Friedrich aber nicht nur gegen sächsische Dorfschulmeister, sondern auch gegen viele deutsche Gelehrte, zumal in seinen spätern Jahren, und am allermeisten gegen Schweitzer. Er war überhaupt der schweitzerischen Nation sehr gewogen, und man hat hiervon viele Beweise.

Insonderheit giebt ein hochachtungswürdiger und scharfsinniger Italiener, Herr Denina, der schweitzerischen Nation dieses auch durch seine Feder höchst ehrenvolle Zeugniß, indem er sagt: „Gott„sched war ein Pedant von der allerflachsten und „unausstehlichsten Art (*). Bey solchen leipziger „Bekanntschaften erkaltete Friedrichs vorzügliche „Liebe für die Schweitzer nicht, die offenbare „Gegner (nicht rivaux) Gottscheds und seiner „Waffenträger waren. Er fuhr also fort, so viele „Schwei-

gent. Herr Formey sagt: un jour le Roi rencontra en rüe un des régens du collége françois, homme agreste et qui avoit la physionomie la plus pédantesque qu'on ait jamais vüe. *Qui êtes-vous?* — *Je suis regent*, du ton le plus ferme. Cela deroute le Roi, qui n'avoit jamais oui parler que du Regent de France. Il se tourna vers les officiers qui le suivoient, et portant son doigt au front, il leur fit signe, que cet homme etoit fou! *Souvenirs d'un citoyen.* Tom. I. pag. 87. 88.

(*) Gottsched etoit un Pédant des plus plats et des plus insupportables. *Essai sur la vie et le regne de Frederic* II. pag. 237.

„Schweitzer als er nur konnte, in sein Land zu ziehen, und gebrauchte sie zumal bey allen seinen litterarischen Anstalten. Die schweitzerische Nation, die sich seit der Wiederherstellung der Wissenschaften sehr ausgezeichnet hatte, erwarb sich einen grossen Ruf eben in der Zeit als Friedrich sich mit der Erziehung seiner Völker beschäftigte, und mit der Emporhebung der Wissenschaften und Künste. Kaum würde die ganze Schweitz eine mittelmässige Provinz in einer der grossen europäischen Monarchien ausmachen, und doch enthielt sie eine grössere Anzahl lebender berühmter Männer, als die zahlreichsten und ausgebildetesten Nationen. — So wenig auch Friedrich nach deutschen Büchern frug, so war ihm doch nicht unbekannt, daß drey oder vier Schweitzer angefangen hatten der deutschen Litteratur die meiste Ehre zu machen; und daß Schweitzer die Kühnheit hatten sich dem Geschmacke des berühmten Pedanten Gottsched zu widersetzen. Es gab damals in ganz Deutschland nicht zwey so bekannte Schriftsteller wie Haller, und Gesner. Wenigstens war Klopstocks unsterbliches Gedicht damals nicht berühmter als Hallers Poesien, und Gesners Tod Abels. Für keine ihrer eigenen Litteratoren hatten damals die Deutschen mehr Achtung als für Breitinger und Bodmer. Darum nahm auch Friedrich in die Academie der Wissenschaften in Berlin mehr Schweitzer auf als Gelehrte von andern Nationen. In den ersten Jahren nach dem Frieden,

„Frieden, hatte die Academie in Berlin acht schweizerische Mitglieder: Beguelin, Merian, Bernoulli, Cat, Euler, Lambert, Sulzer, und Wegelin. Deutsche, Franzosen und Italiener, waren nur fünfzehn. Die Erzieher, die Friedrich seinen beyden Brudersöhnen gab, waren Schweitzer. Das Joachimsthalische Gymnasium stand zwanzig Jahre hindurch, unter der Aufsicht des verstorbenen Herrn Sulzer, und des Herrn Merian (*).“

Einige dieser braven Schweitzer mussten freylich dann auch für die Gnade die sie bey dem Könige fanden, den gewöhnlichen Zoll abtragen den der litterarische Pöbel verlanget.

Sulzer zumal hatte diese Ehre: denn er war Lehrer des Thronfolgers, dabey ein Mann von erhobenem Geiste und Charakter, sehr offenherzig, redlich und kühn, und ein entschloßner Schurkenfeind. Dieß erweckte ihm in Berlin gelehrte Widersacher, die er verlachte, und die ihm sein Leben auf keinen Augenblick trübten, wie sich das versteht. Aber dieß verdroß die gelehrten Herren, die alle Künste der Schurkheit und Arglist gegen Sulzer schon erschöpfet hatten. Endlich ergriffen sie andere Waffen. Als Sulzer einst in der Nacht, auf einem ihm sehr gewöhnlichen Wege, nach Hause gieng: ward nach ihm geschossen, und die Kugel flog ganz dichte bey seinem Kopfe vorbey! — Mir hat der redliche Sulzer selbst, diese Geschichte im

(*) Ebendaselbst. pag. 237. 238. 239. 240.

im Jahre 1771 in Berlin, mit mitleidiger Verachtung für seine elenden Feinde erzählet.

Er blieb aber deswegen doch ein treuer preüssischer und deütscher Patriot. In dem siebenjährigen Kriege gab er sich die äüsserste Mühe, durch den Ritter Mitchel und den Marquis d'Argens, bey Friedrich Aufmerksamkeit und Liebe für die deütsche Litteratur zu erregen; und daher ist es gekommen, daß Friedrich die berühmten Sachsen, Reiske, Ernesti, Rabener und Gellert sprach. Sulzers Liebe und Verehrung für deütsches Verdienst gab ihm im Jahre 1761 den edeln Gedanken, mit Hülfe einiger seiner Freünde, Colbergs muthvollem Vertheidiger dem Obersten von Heyden eine goldene Medaille schlagen zu lassen. Friedrich freüte sich über diesen patriotischen Gedanken, bezeügte dem braven Sulzer seinen Beyfall, verlangte selbst auf der Liste der Subscribenten zu stehen, und wünschte daß dem General Werner eben die Ehre widerfahren möchte, wie dem Obersten von Heyden. Dieß alles geschah; und Friedrich schrieb noch im Kriege deswegen an Sulzer einen dankbaren und unvergeßlichen Brief, den ich aus Hirzels schönem Denkmal hieher versetze (*). Liebe und

(*) Je suis d'autant plus sensible, schrieb der König an Sulzer, à votre attention d'avoir travaillé à honorer ceux qui servent si bien la patrie, que vous m'avez prévenu sur ce dessein, que j'aurois executé depuis longtems sans les circonstances presentes, qui ne me permettent pas toujours, de donner,

und Achtung für Sulzer wurden in der Folge bey dem Könige so groß, daß Er alles that um dem grossen und guten Manne den Aufenthalt von Berlin angenehm zu machen, indessen da Sulzer sehnlichst wünschte diesen Aufenthalt gegen ein stilles Leben an den reizenden Ufern des Züchersees zu vertauschen. Die bey dieser Gelegenheit geschriebene Briefe des Königs an Sulzer und über Sulzer, hat uns sein würdiger Freünd Hirzel aufgehoben (*).

Bey aller dieser Schweitzerliche des Königs, fand sich indessen doch etwas, das comisch scheinen könnte, wenn es erlaubt wäre an einem so sehr grossen Manne irgend etwas comisch zu finden. Ein Mann den ich ehre und liebe wie ich Sulzern geehret und geliebet habe, der Herr Oberste von Stamford, nunmehr Oberhofmeister des Erbprinzen von Oranien, hat mir in Potsdam gesagt: daß auch derjenige der kein Schweitzer war, par tous les Diables ein Schweitzer seyn musste, wenn ihn Friedrich dafür hielt. Er wählte aus dieser Ursache für den gegenwärtigen Kronprinzen von Preüssen, einen Herrn Behnisch zum Untergouverneür. Dieser Herr Behnisch erzeigte mir im Jahre 1786 in Potsdam die Ehre mich seiner Gesundheit

donner, comme je le voudrois, à ceux qui se distinguent, les marques de considération qu'ils meritent.

(*) Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. II. Th. S. 81. 82. 83.

sundheit wegen zu befragen. Ich hielt ihn für einen Schweitzer weil ihn der König dafür hielt. Aber da mir seine deütsche Aussprache überaus fein, und lieblich schien, da er also das erzgrobe Organ von Sprache und die barbarische Elocution nicht hatte, die ich und alle Schweitzer ohne Ausnahme, und einige von uns in einem hyperbarbarischen Grade haben: so wusste ich lange nicht, was ich aus diesem Landsmann machen müsse, den doch Friedrich, wie mir Herr von Stamford versichert hat, immer königlich keck, tapfer und unüberwindlich für einen Schweitzer hielt. Aber Herr Behnisch sagte mir endlich selbst, er sey aus Breslau.

Gütig und großmüthig war Friedrich zumal für den König aller damaligen deütschen Gelehrten, den Herrn von Haller. Im Jahre 1749 ließ Friedrich durch den Presidènt von Maupertüis an Haller schreiben: „er möchte nach Berlin kommen, „und da bleiben. Titel und Rang könne er haben „so viel er wolle; auch einen sehr grossen Gehalt. „Der König verlange dafür keine Arbeit, weiter „nichts, als nur seine Gegenwart in Berlin.“ — Ein grosser Erwerb wäre aber freylich Haller für die Academie der Wissenschaften in Berlin gewesen; und dieß dachte und wollte auch eigentlich Maupertüis. Sodann machte er ihm Hofnung, wenigstens nach Ellers Tod, auf die allgemeine Direction des ganzen Medicinalwesens in der ganzen preüssischen Monarchie, und gab ihm noch grössere und glänzendere Aussichten.

Als Haller diesen Brief von Maupertüis erhielt, wohnte ich bey ihm in seinem Hause in Göttingen. Ganz deütlich und lebhaft erinnere ich mir, welchen Eindruck dieser Brief auf ihn machte, und die Worte zumal, mit denen ihm Maupertüis zu verstehen gab: „der König werde ihn oft „rufen lassen, und ihn mit Voltaire und den „übrigen Herren in seine Abendgesellschaft auf„nehmen.“

Unglaublich wirkten alle diese Vorschläge und Aussichten auf Haller. Sie huben ihm die Seele wie ich seitdem kaum eine Seele von der bessern Art gehoben sah. Weg warf der König aller deütschen Gelehrten für eine Weile alle seine Folianten, alle seine Anatomie und alle seine Botanik. Er beschäftigte sich mit nichts als schöner Litteratur, und hatte den ganzen Tag hindurch die witzigsten Einfälle. Aber bisweilen fielen ihm dann doch auch die unchristlichen Abendstunden und Abendfeste zu Potsdam und Sanssouci aufs Herz. Er erzählte mir, wie man damals hiervon und von dem ganzen Privatleben des Königs in Berlin sprach: und damals sprach man in Berlin völlig, pünktlich und buchstäblich so, wie Voltaire seitdem in seiner lügenhaften Vie privée de Fréderic. Seine Uebermacht über Voltaire in den wissenschaftlichen Fächern der schönen Litteratur, und seine eigenen mehr umfassenden Geisteskräfte schien Haller zwar wohl zu fühlen. Er hatte viel weiter umher und tiefer, nach allen Quellen menschlicher Wissenschaft gegraben. Er war mit der Geschichte

aller

aller Zeiten, aller Völker, aller Menschen und aller Dinge besser bekannt. Ueber Geschichte und Philosophie der Geschichte war es mir immer eben so angenehm Hallern zu hören als Voltaire zu lesen. Sein grosser und feinfühlender Geist wusste eben so gut das Unnütze wegzuwerfen, und das Treffende hinzustellen. Haller hatte im Umgange nicht die Impudenz des Witzes, wie Voltaire; aber sein Kopf war eben so schnell, und er wusste die Dinge eben so gut zu sagen. Ein Christ war er gleichwohl, jedoch damals noch kein so fürchterlicher und hyperorthodoxer Christ wie in der Folge, und darum sagte er mir: „denken sie sich einen „Christ, denken sie sich einen Menschen, der an „die Religion Jesu glaubt und sie von ganzem Her„zen bekennet, nach Potsdam, zwischen den Kö„nig, Voltaire, Maupertuis, und d'Argens!"

Ein schöner Zug von Haller war dieß. Aber nun schrieb er an Maupertuis die Bedinge unter welchen er entschlossen sey, nach Berlin zu kommen. Alle diese Bedinge genehmigte der König. Es schien die ganze Sache habe ihr völliges Ende erreicht, und sey zu völliger Richtigkeit gekommen: als Haller, höchst unerwartet, an Maupertuis meldete: „er könne nicht nach Berlin „kommen, denn es sey nicht schicklich, daß er „seine ältern Verbindungen mit Hannover auf„hebe."

Zu klug war Haller um an Maupertuis seine indessen in Hannover angefangene und nun schon vollendete Unterhandlung nicht zu verschweigen.

Natürlicherweise berichtete er dieß alles gleich auf der Stelle an Göttingens Schöpfer und Erhalter, den Minister Freyherrn von Münchhausen. So schnell als Voltaire sprach, so schnell war Münchhausen in Entschlüssen und Handlungen. Er bewog Hallern in Göttingen zu bleiben; er versprach ihm dort die Errichtung einer königlichen Societät der Wissenschaften, die Presidentenstelle bey dieser Societät, und einen Adelsbrief von dem Kaiser.

Maupertuis gerieth über Hallers Verfahren in Wuth; und in seinem Herzen entstand, wie ich durch Sulzer weiß, eine nachher nie wieder abgelegte Feindschaft gegen Haller. Auch der König ward aufgebracht. Aber der König vergab leicht, wo er vergeben konnte: denn am Anfang des Jahres 1756 ließ er Hallern durch Sulzer die Stelle eines Canzlers der Universität Halle anbieten, und dabey einen Gehalt von dreytausend Thaler; wozu aber Haller in der Folge noch sehr vieles verlangte.

Diese Geschichte von 1749 erzählte Haller im Jahre 1771 im dritten Buche seines Usongs; also freylich in einem Roman, und in sofern hatte er dabey freye Hand. Zongtu, (nemlich Friedrich, der König in Preussen) sagt er, habe keinen Unterschied des Guten und des Bösen geglaubt; und da Del Fu (nemlich Haller) ihm nicht habe verbergen wollen, daß er ein Gottesverehrer sey und die Tugend dem Laster vorziehe, sey er nicht nur um seine Stelle bey dem Zongtu gekommen, sondern Zongtu habe

habe sich noch so weit gegen ihn erniedrigt, daß Er in harten Ausdrücken gegen ihn schrieb; aber seine Schriften habe er nie gelesen.

Dichtung war dieß alles. Aber weil ich Friedrichs Herz und Denkart besser kennen kann als der Herr von Haller beydes kennen konnte: so schmerzet mich diese Stelle im Usong, die doch offenbar auf Friedrich den Grossen deüten soll! Auch nur darum konnte ich dem sonst gegen meinen grossen Lehrer und verehrten Anverwandten unfreündlich scheinenden Triebe nicht widerstehen: Friedrich den Grossen hier gegen den König unter den damaligen deütschen Gelehrten zu vertheidigen; zumal da der eine König den andern zuerst beleidigt hatte, und da der König in Preüssen gegen den König in Göttingen eigentlich doch weiter nichts als eine Pistole abschoß.

8. Cap.

Ueber Friedrichs vorgeblichen Aberglauben, und über seine wirklichen Versuche in der Alchymie.

Ein scharfsinniger Beobachter und geliebter Gesellschafter Friedrichs, hat mir in Potsdam gesagt: Friedrich der Grosse sey wohl hie und da, ein wenig aberglaübisch gewesen! — Dieß frappirte mich nicht. Aber für eine Verlaüm-

laumdung hielt ich es doch, als ich irgendwo las: »Friedrich der Grosse habe an die weisse »Frau geglaubt!«

Etwa drey oder vier Jahre vor des Königs Tode, kam die veraltete Mähre von der weissen Frau in Berlin wieder in Gang, und eine grosse Menge von Damen und Herren des Hofes nickten ihr Beyfall. Alle berlinischen Hofkammerjungfern schwuren: sie sehen am hellen Mittage, grade gegen den Zimmern der Königinn über, eine weisse Frau am Fenster! — Allmählig sah auch die Königinn und der ganze Hof die weisse Frau. Man sandte zum Castellan, damit er die unbewohnten Zimmer hinter dem Rittersaale aufschliesse. Dieß war der Weg zur weissen Frau; aber als der Castellan in das Zimmer kam, wo die weisse Frau sich am Fenster gezeiget hatte, war die weisse Frau nicht mehr zu Hause.

Höchst glaubhaft fanden es indessen viele Leute, und besonders ein sehr geistreicher Prinz: daß man am hellen Mittage nichts anderes sehen könne als was ist. — Und was dann endlich die Sache noch ganz zu erweisen schien, war ein zweyhundertjähriger Holzschnitt, den man nach Hofe brachte, und der die weisse Frau so leibhaft vorstellte, als sie am hellen Mittage in den unbewohnten Zimmern am Fenster stand.

Friedrich lachte erschrecklich, wie sich das von selbst versteht, über alle Menschen, die an die weisse Frau glaubten. Er sagte: »dieses Gauckel-»spiel ward unter der Regierung meines Vaters »zwey-

„zweymal entdecket, und bestrafet; ein Küchen-„junge ward im Kleide der weissen Frau gegeiselt, „und einen Soldat setzte man auf den hölzernen „Esel im Kleide der weissen Frau!“ Beständig lenkte der König, um diese Zeit, an seiner Tafel die Unterredung auf diese Thorheit; besonders wenn jemand an der Tafel saß, den Er im Verdacht hatte, er glaube an die weisse Frau. Den Fürst von Sacken, der gar nicht zum Regiment der weissen Frau gehörte, fragte einst der König plözlich: „Hat man in Dresden auch ein solches „prophetisches Gespenst?“ — Ja, sagte der Fürst. Der König fragte nun weiter: „wie ist „es denn beschaffen; ist das sächsische Gespenst „auch eine weisse Frau?“(*) — Der Fürst war bestürzt, und fürchtete es würde dem Könige mißfallen, wenn er die Wahrheit sagte. Also färbte er, als ein feiner Hofmann, auf der Stelle das Gespenst grün, und sagte: „nein, Sire, es ist eine grüne Frau (**),“ vermuthlich weil ihm das grüne Gewölbe in Dresden dabey einfiel. Kaum kann man sich das laute Gelächter vorstellen, das hierauf an der Tafel des Königs entstand; aber deswegen hörte Friedrich nicht auf die Anhänger der weissen Frau, wie es sich gebührte, mit seinen Sarcasmen zu verfolgen.

Auch der Herr Abt Denina scheint Friedrich den Grossen für ein klein wenig abergläubisch zu halten,

(*) Quoi, aussi une femme blanche?

(**) Non, Sire, c'est une femme verte.

halten, indem er sagt: „Mir ist wenigstens nicht „bekannt, daß Friedrich die Schwachheit hatte an „Sterndeüterey zu glauben, wie so viele andere „grosse Fürsten. Er verlachte so ziemlich alle Vor„hersagungen. Indessen schien er doch neügierig, „ein gewisses Prophetenbuch zu sehen, im Ge„schmacke der Bücher des Nostradamus, wovon „man sagte, es sey in dem alten Kloster Lenin ge„funden (*)?“

Ueberhaupt hat Herr Denina hier nicht ganz unrecht. Aber die Weissagung aus dem Kloster Lenin (Vaticinium Leninense) hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Prophezeyungen des Nostradamus; sie ist auch kein Buch, sondern ein einzeles Blatt, das man wollte bey Friedrich Wilhelms des Ersten Zeiten, unter einem Stein des Klosters Lenin gefunden haben. Es ist im alten Mönchslatein geschrieben, verschiedentlich gedruckt, und eine blosse Betrügerey, oder vielmehr, wie die weisse Frau, ein blosser Spaaß. Vor mehr als zwanzig Jahren entdeckte sich in Berlin dieser Spaaß. Die Bücher eines verstorbenen Professors am Joachimsthalischen Gymnasium wurden in einer öffentlichen Auction verkauft. Im Auctionscatalogus stand die wahre Urkunde dieser Weissagung, unter der Rubrik: Concept des Vaticinii Leninensis! — So kam also

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 459.

Univ. Bibl. München

also an den Tag, daß der Urheber dieses Spaasses sich dieser Erfindung bedienet hatte, um vermuthlich die Landesregierung jener Zeit von neuen Einrichtungen abzuschrecken, die dem Volke mißfielen. Es mag seyn daß Friedrich diese thörichte Weissagung, wovon wenigstens unter dem Pöbel sehr viel gesprochen ward, etwa einmal zu sehen verlangte: denn solche Dinge waren ihm, wie man sehen wird, doch nicht ganz gleichgültig.

Ein ehmaliger Gesellschafter Friedrichs, der scharfsinnige Herr Canonicus von Pauw in Xanten, sagte noch in diesem Jahre 1789 mündlich: „Friedrich der Grosse habe seines starken Geistes „ungeachtet, den Versuchungen zur Alchymie und „zur thörichten Erforschung der Zukunft nicht wi„derstehen können. Auf jene habe er mehrere Jahre „lang, jährlich zehntausend Thaler gewandt. Um „die Länge seines Lebens, oder den Ausgang wich„tiger Angelegenheiten zu erforschen, habe er nicht „leicht, einen Astrologen oder Propheten in sei„nem Lande unbefragt gelassen, wiewohl man „nicht sagen könne, er habe den Propheten ge„glaubt. Aber der Hang zu solchen Dingen „scheine doch in dem brandenburgischen Hause „erblich."

Ein solches Urtheil über Friedrich von einem so grossen Beobachter und Denker wie Herr von Pauw ist, verdienet eine genaue Untersuchung. Männer von Ansehen aus Berlin, denen dieses Urtheil des Herrn von Pauw mitgetheilet ward, erwieder-

erwiederten: „daß sie nie dergleichen gehöret hät-„ten, und daß sie es nothwendig müssten erfahren „haben, wenn es wahr wäre.“ — Aber woher haben die gelehrten Herren in Berlin das Recht zu glauben: manche Dinge von Wichtigkeit die Friedrich den Grossen betreffen, seyen deswegen nicht wahr, weil sie nichts davon wissen?

Friedrich der Grosse hat dem Herrn Minister von der Horst gesagt: „Alles was die Menschen „aller Zeiten von der Astrologie und der Weissa-„gungskunst haben glauben wollen, ist beynahe „eben so ungereimt, als alle Religionssysteme der „ganzen Welt. Seit uralten Zeiten verband man „diese beyden Arten von Unsinn; immer glaubte „die Imagination bis zur tiefsten Ueberzeugung „was der gesunde Menschenverstand verwarf. Aber „da ich auch überzeuget bin, daß man auf ganz „vernunftwidrigen Wegen oft Wahrheiten entde-„cket, und daß die scheinbarsten Vernunftschlüsse „gar oft zu grundfalschen Begriffen leiten: so „machte ich alle mir mögliche Untersuchungen über „diese zwey grossen Gegenstände unsers Wahnsinns „und unsers Glaubens. Alle die sich für Astro-„logen ausgaben, sogar alle Dorfpropheten „(Dévins de village) ließ ich um Rath fragen: „denn über solche Dinge erfährt man nichts we-„der von Cathedern noch Canzeln! — Der Er-„folg hiervon war, daß ich überall nichts fand, „als Alteweibermährchen, und Unsinn! Fran-„cheville verstand in meinen Staaten am besten die „Ausrechnungen der Caballistik; und er hat mir

„versi-

„versichert, daß er nicht daran glaube. Ein altes „Buch, das viel dummes Zeug dieser Art mit Ge„lehrsamkeit vorträgt, sind die Briefe des Gra„fen von Gabalis; wenigstens hat mich dieses „Buch belustigt."

Dieß sind die eigentlichen Worte des Königs, die sich der Herr Minister von der Horst ganz deutlich erinnert. Man wird aus diesen Worten lernen, wenn man sie mit der Nachricht des Herrn von Pauw vergleicht, wie sorgfältig man doch alles prüfen muß was man auch nach der höchsten Wahrscheinlichkeit geneigt seyn kann für Geschichte zu halten. Nicht der Glauben an solche Dinge, sondern der Hang zur Untersuchung solcher Dinge, ist vielleicht in dem brandenburgischen Hause erblich: denn geprüft hat also doch Friedrich der Grosse die eitele Kunst der Astrologen und der Dorfpropheten; aber er hat, wie auch Herr von Pauw sorgfältig hinzufügte, nicht daran geglaubt.

Eben so verhält es sich mit Friedrichs vorgeblichem Hang zur Alchymie. Sehr oft sprach er von Alchymie in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst. Der König verheelte gar nicht: „Er habe Geld an Alchymisten gegeben damit sie „Versuche anstellen; und Er selbst habe die Er„folge dieser Versuche auf das genaueste beob„achtet."

Herr von der Horst hat ganz genau folgende Worte aus dem Munde des Königs gehöret: „Goldmacherey ist eine Art von Krankheit; sie „scheint oft durch die Vernunft eine Zeitlang ge„heilet,

„heilet, aber dann kommt sie unvermuthet wie„der, und wird wirklich epidemisch. Bey Fre„dersdorf hatten sich hier in Potsdam Alchymi„sten gemeldet; dieser glaubte fest daran, und ließ „sich mit ihnen ein. Bald verbreitete sich das „Gerücht dieser Unternehmung über die ganze „Garnison, und es war kein Fändrich in Pots„dam der nicht hoffte durch Alchymie seine Schul„den zu bezahlen. Windige und betrügerische „Adepten schlichen sonach von allen Ecken und un„ter allerley Gestalt nach Potsdam. Aus Sach„sen kam eine Frau von Pfuel mit zwey sehr „schönen Töchtern; diese trieben das Handwerk „kunstmäßig, und junge Leute zumal hielten sie „für grosse Prophetinnen. Ich wollte dem „Ding mit Gewalt steuren, aber es gelang mir „nicht. Man erbot sich, in meiner Gegenwart „alle nur erdenkliche Proben zu machen, und „mich durch den Augenschein zu überzeugen. „Dieß hielt ich für das beste Mittel die Thorheit „aufzudecken; und also ließ ich diese Alchymistin„nen unter genauer Aufsicht arbeiten. Geld in die „Tiegel zu werfen, und anderer grober Betrug, „konnte nicht gelingen; aber dennoch machte die „Frau von Pfuel die Sache so wahrscheinlich, daß „ich alle Versuche erlauben musste; und daß es mir „am Ende weit über die zehntausend Thaler kostete, „die ich dazu bestimmt hatte. — Eine Narrheit „bleibt es immer an die Verwandlung der Metalle „zu glauben; aber dieß ist sicher: daß sich die Me„talle in ganz andere Gestalten bringen lassen, unter

„denen

„denen man sie nicht suchen sollte. Man macht aus „Gold kleine rothe Körner, die beynahe aussehen „wie Rubine, und gar nichts metallähnliches zu „haben scheinen. Wer mir mein Geld wiedergiebt, „den lehre ich diese Kunst. — Nur muß ich das „dabey gestehen, daß man dadurch nicht reicher „wird, denn um funfzig Ducaten in solche rothe „Körner zu verwandeln, verlieret man ungefähr „sechs Ducaten."

Diese Worte, die der König in Gegenwart des Herrn Ministers von der Hoß und des Herrn Marquis von Lucchesini ausgesprochen hat, beweisen daß Friedrich der Grosse eine beträchtliche Summe Geldes zu alchymistischen Versuchen hergab, aber nicht daß Er an Alchymie glaubte.

9. Cap.

Ueber Friedrichs politischen Charakter.

Friedrichs erstaunende Geistesgrösse lag gar nicht in der allmähligen Entwickelung eines grossen Charakters, sondern darinn, daß er auf einmal und mit einem Sprunge da stand, wie er war und wie er werden sollte, in seiner vollen Reiffe und Kraft.

Grundsätze, die er einmal angenommen hatte, befolgte er sein ganzes Leben hindurch, mit unerschütterlicher Festigkeit. Sein erster politischer

Blick

Blick traff und entschied. Was er in allen Dingen einmal für wahr hielt, das hielt er sein ganzes Lebenlang für wahr. Den ganzen Plan seines Verhaltens in Staatssachen, seine einmal über politische Dinge angenommenen Meinungen und Grundsätze, hat er auch in seinem Alter nie verlassen, er hat nie dagegen gehandelt.

Als Kronprinz schrieb er einen Aufsatz über die damalige Lage von Europa, der im sechsten Theile seiner nachgelassenen Werke steht. Er sah damals schon was eine Vereinigung der grösten Kräfte in Europa thun und wirken könnte. Er sah daß sie groß genug wäre, um die übrige Welt unter sich zu theilen. Er sah kein Mittel dagegen, als in der Coalition aller übrigen Mächte und Staaten. Dieß dachte und schrieb Friedrich als Kronprinz; und unablässig hat er als König auf diesen einmal angenommenen Grundsatz gebaut.

Nach dem Tode Kaiser Carls des Sechsten musste er, diesem Grundsatze zufolge, seine Staaten gleich so vergrössern, damit auch er, einst eine Stimme unter den grössern Mächten von Europa habe. Frankreich glaubte damals, der Zeitpunkt sey vorhanden, in welchem es die furchtbare österreichische Macht unter drey Competenten werde vertheilen können. Bayern und Sachsen und Maria Theresia, die Erbinn Carls, waren diese Competenten. Jene sollten so viel für sich nehmen, daß der eigentlichen Erbinn beynahe nichts übrig bleibe, als Ungarn und Niederösterreich. Friedrich

drich konnte für sich auf nichts greifen, als auf Schlesien; und diese Provinz musste er im Besitze haben, bevor etwa ein anderer komme, und sage, Schlesien gehöret mir! — Um also auch Theilhaber an der österreichischen Erbschaft zu werden, ergriff Friedrich die Partey von Frankreich.

Aber er band sich nicht durch eine völlige Allianz. Eben so wie mit Bayern und Sachsen, nahm er mit Frankreich die Abrede, das gemeinschaftliche Werk möglichst zu befördern. Bey seinem Ausmarsche aus Berlin, sagte er scherzend zu dem französischen Gesandten: ich nehme ihr Spiel, fallen mir die Trümpfe zu, so wollen wir theilen. Als er aber sah, daß Frankreich und Sachsen ihn täuschten, daß die Franzosen alles thaten damit er aufgerieben werde, daß die sächsischen Hülfstruppen durch Hoflist und Hofränke ihm nicht nur unnütz wurden, sondern schädlich, so hatte Er nichts mehr das ihn band. Er machte also den Breslauer Frieden: und erhielt durch diese erste Formalität, den beständigen Besitz von Schlesien, vermittelst völliger Abtretung des Eigenthümers. Oesterreichs einziger Allirter, König Georg der Zweite von England, verbürgte diesen Frieden.

Ein neuer Auftritt zog ihn aber gleich wieder auf die Seite Kaiser Carls des Siebenten, da er noch kaum Zeit gehabt hatte, sich in Schlesien ein wenig fest zu setzen. England machte den Traktat zu Worms; und Friedrich erfuhr desselben geheime Artikel durch einen bisher öffentlich nicht bekannten Zufall. Wilhelm der Achte, Landgraf

 von

von Hessencassel, war theils aus Staatsgründen und theils aus persönlicher Neigung der eifrigste Anhänger des Hauses Bayern. König Georg der Zweite von Großbritannien hatte grosse Achtung für diesen Fürsten; und als sein Schwiegervater hielt er sich seiner völlig versichert. Der Landgraf besuchte den König in Herrnhausen, und war geschickt genug die geheimsten Artikel des Traktats von Worms von ihm herauszulocken. Sobald er das Geheimniß besaß, eilte er dasselbe an Friedrich zu entdecken; und diese wichtige Entdeckung beschleunigte Friedrichs Einbruch in Böhmen.

Friedrichs und Frankreichs Erniedrigung, waren der Zweck des Traktats von Worms. Hätte er also nunmehr an Oesterreich das völlige Uebergewicht gelassen, so hätte ihn auch nichts mehr gerettet. Also verweilte er keinen Augenblick. Er ergriff die Waffen, dem Scheine nach, für das Oberhaupt des Reichs; und in der That, zu seiner eigenen Erhaltung. Frankreich war äusserst bedrängt, die Oesterreicher standen im Elsaß, und Friedrich rettete Frankreich. Aber treulos handelte Frankreich gegen Friedrich, da es, der heiligsten Versprechungen ungeachtet, die ganze österreichische Macht nach Böhmen ziehen ließ, ohne ihr zu folgen. Der Cardinal von Fleüry handelte hierbey so priesterhaft und kindisch, daß er die ganze Hauptsache in eine Gefahr setzte die groß blieb bis zu der Schlacht bey Fontenoi: weil er glaubte, Frankreich könne in einem so critischen Zeitpunkt

punkt nichts grösseres thun, als Freyburg im Breisgau erobern! Fleury folgte aber eigentlich den Grundsätzen des Cardinals von Mazarin: diese beyden Cardinäle glaubten, wie seitdem der berühmte Minister von Vergennes, die wahre Politik bestehe in Hintergehung und Betrug.

Die ganze Last des österreichischen Angriffes in Böhmen musste also Friedrich aushalten. Seine Plane waren nach der Voraussetzung eingerichtet, die Franzosen werden den Prinz Carl nach Böhmen begleiten; man weiss was geschah. Noch im folgenden Jahre war Friedrich, auch nach seinen grossen Siegen bey Friedberg und bey Soor, doch in Gefahr die österreichische Armee in seinem Lande zu sehen, und vielleicht gar vor Berlin. Er widersetzte sich diesem Ungewitter mit Nachdruck und Eile, schlug selbst einen Theil seiner Feinde durch den Ueberfall bey Großhennersdorf; und liess den andern, durch einen guten Gehülfen, bey Kesselsdorf schlagen. Nun war Friedrich im Stande einen Frieden zu schliessen, bey dem er nichts verlohr.

Sollte sich also wohl in Friedrichs politischem Charakter, besonders bey den zwey ersten Schlesischen Kriegen, eine gewisse Schüchternheit gefunden haben? — Scharfsinnige Staatsmänner habe ich sagen gehöret: Er nimmt im ersten Kriege und Frieden so viel als nothwendig war, um sich Oesterreich zum ewig unversöhnlichen Feinde zu machen, aber nicht so viel, als er haben musste um das Eroberte sicher zu behaupten. Ziemlich

klar ist, daß er wohl im Breslauer Frieden nicht mehr erhalten konnte; aber zur Schliessung des Dresdner Friedens scheint der Grund nicht stark genug. Musste er nicht auch Böhmen, oder wenigstens einen grossen Theil desselben haben, um einen Frieden zu machen wie er ihn bedurfte? —

Weder Freünde noch Feinde hätten gelitten, daß Friedrich bey dem Dresdner Frieden, das Haus Oesterreich ganz ausser Stand setze an die Wiedereroberung Schlesiens zu gedenken. Gewiß nicht von der Art war die Uebermacht des Königs bey dem Dresdner Frieden, daß er diesen Versuch nur mit der Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolges hätte wagen dürfen. Die russische Armee war zum Ausmarsche gegen ihn fertig. Wären die Russen in Preüssen eingerückt, so hätten sie da, nichts vor sich gefunden, als eine offene wehrlose Provinz. Von den beyden Treffen bey Großhennersdorf und Kesselsdorf, hatte die österreichische Armee wenig gelitten; der grosse Verlust bey beyden Treffen fiel auf die Sachsen. Vor Friedrich konnten also noch die Oesterreicher stehen, und ihn zwingen sie aus den Augen nicht zu verlieren: indeß da Russen, Cosaken und Calmucken, freye Hände gehabt hätten in Friedrichs Ländern. An Frankreich konnte Er sich nicht mehr lehnen, nach solcher ihm bewiesenen Treülosigkeit; ihn hätte Frankreich zerstücken lassen, und indessen ruhig seine Eroberungen in den Niederlanden fortgesetzet. Friedrich machte also den Dresdner Frieden so gut

wie

wie er gemacht werden konnte; und hätte er, wie Carl der Zwölfte, alles gewagt und alles aufs Spiel gesetzet, so hätte er nicht gehandelt wie ein politisch kluger König, sondern wie ein irrender Ritter.

Schüchtern war Friedrich in seinem Leben nie, also auch nicht in den zwey ersten Schlesischen Kriegen. Seine physische Beschaffenheit gab auch bey seinem feingebauten Körper keiner Schüchternheit Raum; entschlossen und mächtig zertritt ein solcher Geist jede Regung von Schwäche. Selbst den Vorwurf von Feigheit, den ihm sein Verhalten bey Molwitz zuzog, ist höchst ungegründet. Friedrichs damaliges Verhalten war durch einen Zusammenfluß von Umständen so unvermeidlich, daß auch Achilles und Alexander, in solcher Lage, nicht anders hätten handeln können als Friedrich. An der Spitze der ganzen österreichischen Cavallerie warf der General Römer ein preußisches Regiment, das die ganze Cavallerie des Flügels ausmachte, wobey der König stand. Friedrich sah den Augenblick, da er niedergehauen oder gefangen werden musste. Er ritt also zurück. Aber so weit riß ihn freylich der Schwarm der Fliehenden weg, daß er nur erst in der Nacht, und nach völlig gewonnener Schlacht seine Armee wieder fand. Er ritt auch weg von Collin, im gestreckten Gallop, indeß seine Officiere unter sich auf dem Schlachtfelde sagten, hier ist unser Pultawa! Aber hätte denn Friedrich die Gefahr nicht vermeiden sollen seinen Feinden in die Hände zu fallen; und hatte er nicht

Ursache dieß mehr zu fürchten als den Tod? — In allen Schlachten des siebenjährigen Krieges hat Friedrich sich allen Gefahren wie ein Major ausgesetzt; und in tausend andern Vorfällen hat er gezeiget, daß nicht etwa nur eine durch die Stärke seiner Seele überwundene Naturschwäche ihn überall so muthig machte, so entschlossen und so kühn. Ein Biedermann war zwar der Spanier der gesagt hat, an diesem oder jenem Tage war ich brav; aber bey Friedrich war dieß nie der Fall im Kriege.

Oft hielt man ihn für politisch schüchtern, wenn er, was ihm doch bey seiner Uebermacht und seinem Uebergewichte so leicht war, in seinen politischen Unterhandlungen nicht grade durchfuhr. Aber dieß geschah aus einem äusserst klugen und billigen Grundsatze, wodurch Friedrichs Politik sich so ganz von der Denkart so vieler anderer Politiker unterscheidet. „Ich mische mich niemals, sagte er oft, in die innere Verfassung „und Haushaltung anderer Staaten, als wenn „meine eigene und gröste Gefahr dieß nothwendig „erfodert.“

Also kann man auch nicht sagen daß Friedrich erst durch die guten Erfolge seiner Unternehmungen recht kühn geworden sey, wie viele oder gar alle grosse Männer, zumal auch Luther. Friedrich war politisch kühn, gleich nach seinem Regierungsantritt; im Alter ward er vorsichtig, und zurückhaltend bey Unternehmungen die zu Weitläufigkeiten führen konnten. Seinen kühnsten politischen

Streich wagte er bald nach seiner Thronbesteigung, als er wegen der Herrschaft Herstall dem Bischof von Lüttich dreytausend Mann ins Land schickte. In der äussersten Entkräftung befand sich freylich damals der kaiserliche Hof; aber mit etwas mehr Besonnenheit, hätte das Ministerium in Wien doch wenigstens den jungen König eines Landesfriedensbruches angeklagt, und ihm dadurch den Haß aller minder mächtigen Reichsstände zugezogen. Und hätte sich dann noch vollends Frankreich, das in beständiger Verbindung und Allianz mit dem Bischthum Lüttich steht, damals mit Holland gegen Friedrich verbunden, so gewonn vielleicht Friedrichs Feldzug gegen einen Bischof doch vielleicht ein verdrießliches Ende.

Einen kühnen und kühnfassenden Blick hatte Friedrich gleich bey jedem ihm vorgelegten neüen und grossen Projekt. Aber deswegen untersuchte er diesen Projekt nicht weniger äusserst genau. Die Wahrscheinlichkeit oder Richtigkeit des Vorschlages entschied gleich im allerersten Moment sein durchdringendes Auge; und ein solches Auge fand sich nirgends, wie mir hundertmal von einem seiner vieljährigen Minister gesagt und wieder gesagt ist, bey keinem Menschen aus diesem Zeitalter in dieser Stärke. Aber auch auf diesen Blick verließ sich Friedrich nicht ganz. Er rechnete, untersuchte, foderte Bericht; und sodann baute er dennoch, zumal in Finanzsachen, niemals auf die Sicherheit des Ausganges, sondern hielt alles für eine Probe.

Wesentlich verschieden von den meisten andern Staatsmännern in Europa war Friedrich, in allen seinen Unterhandlungen. Dieß gesteht mit der edelmüthigsten Aufrichtigkeit der Graf von Guibert in folgender Stelle seiner Lobschrift auf Friedrich. „Friedrich, heißt es da, sagte schrieb und that „alles mit einer Klarheit, Würde und Bestimmt„heit, wovon man bey unsern auswärtigen Ge„schäften nichts weiß; denn dort setzt man fast im„mer seine ganze Kunst darinn, nicht grade zum „Ziele zu gehen, sondern den Sinn in Redensar„ten zu ersaüfen, sich in Dunkelheiten zu hüllen, „um sich Ausflüchte offen zu lassen, anstatt sich der „nackten Wahrheit zu bedienen, die doch so viel „seltener, und wenigstens mit mehr Würde in „Verlegenheit geräth, als Lügen und Hinterlist. „In allen seinen eigenen Depeschen, in allen un„mittelbaren Unterhandlungen, denen sein Name „beygefügt ist, zeigt Friedrich sich jederzeit fest „und wahr (*).“

Zum Beweise dessen was dieser großmüthige Franzose sagt, darf man nur Friedrichs Ausdrücke und Friedrichs Schreibart bey politischen Unterhandlungen, mit den Ausdrücken und der Schreibart einiger anderer grosser Höfe vergleichen. Äusserst beflissen war Friedrich, klar und nie dunkel

(*) Eloge du Roi de Prusse, par Mr. le Comte de *Guibert*, vortreflich übersetzt von Zöllner. S. 71. 72. 73.

kel zu seyn; und kein Mensch wird ihn einer Unwahrheit überführen können. Völlig musste man von seinem aufrichtigen Betragen überzeuget werden, da er sehr oft seine Correspondenz mit einem Hofe mit dem er in Unterhandlung stand, ganz offenherzig einem dritten Hofe mittheilte. Was er bey dem kaiserlichen Versuche um Bayern durch einen Tausch zu erlangen, an den kaiserlichen Hof nach Wien geschrieben und von diesem Hofe zur Antwort erhalten hatte, schickte er nach Versailles.

Treu und Glauben hielt er immer, und nie hat er ein gegebenes Wort gebrochen. Eine offenbare Lüge steht in einer bey seinem Leben über ihn geschriebenen und gedruckten und lange unter dem Mantel verkauften Schrift, daß er, der bey dem Hubertsburger Frieden an Sachsen versprochen, dreytausend fünfhundert gefangene Soldaten auszuliefern, immer den Gesandten durch seine Minister antworten ließ: „der König wird „verdrießlich, wenn man ihm hiervon spricht; „oder der König ist sehr verwundert, daß der säch„sische Hof etwas suchet, wobey die eben von „neüem wieder errichtete Freündschaft leicht erkal„ten könnte (*).“ Es ist wahr daß man nach dem Hubertsburger Frieden, wegen zurückgehaltener Kriegsgefangenen von allen Seiten klagte, und sich von allen Seiten Vorwürfe machte. Oesterreich verfuhr zumal in Absicht auf die preüssischen

(*) Frédéric le grand. pag. 26.

schen Kriegsgefangenen nicht sehr billig, und brach allemal das Auswechselungsgeschäft wieder ab. Aber jener Vorgang zwischen den sächsischen Gesandten und den preussischen Ministern ist erdichtet.

Aus Friedrichs nachgelassenen Werken kann man freylich erweisen, daß Er, der Allirte Rußlands, bey den grossen und schnellen Siegen dieser so gewaltig und glücklich gegen die Türken so wie überall und in allem emporstrebenden Nation, eben so unruhig ward als die übrigen grossen Höfe von Europa. Er näherte sich sogar dem Wiener Hofe, der damals grosse Lust bezeigte sich mit den Türken gegen Rußland zu vereinigen. Friedrich befürchtete, seine Freundinn die grosse Kaiserinn möchte ihm einst eben solche Gesetze vorschreiben wollen wie den Polen; und der Wiener Hof wollte durchaus nicht zugeben, daß die Russen sich der Moldau und der Wallachey bemeistern. Aus dieser verwickelten Lage zog sich indessen Friedrich mit einem Scharfsinn, einer Behutsamkeit, einer Milde und einer Weisheit, wobey seine politischen Fähigkeiten, und sein ganzer politischer Charakter, in vollem Lichte erscheinen. Friedrich blieb der grossen Catharina getreu. Er vergaß nicht, daß Sie ihm einst sein Königreich Preussen wiedergab, und daß Sie alleine doch am Ende Ihn gerettet hat im siebenjährigen Kriege. Aber die darauf erfolgte Theilung von Polen zeiget, daß er dabey eben so wenig seinen eigenen Nutzen vergaß. Wer Friedrichs politischen Charakter ganz kennen will, darf weiter

nichts

nichts als nur die Geschichte seiner Unterhandlung wegen der Theilung von Polen lesen; und wehe dem, der da nicht sieht, daß Friedrich in der Kunst bey einer grossen Staatsunterhandlung sich geduldig und schlank, sanft und stark, fein und meisterhaft zu benehmen, ganz eben so groß war als im Kriege.

Zu viel wäre es indessen auch gesagt, wenn man vorgeben wollte: es habe seit dem siebenjährigen Kriege in Europa niemand gewagt, einen Plan zu machen, ohne Friedrich zu Rathe zu ziehen, oder zu fürchten. Gewiß hat man seit dem siebenjährigen Kriege Plane gemacht, wobey Er nicht zu Rathe gezogen ward: denn sonst hätte man gegen ihn selbst keine Plane machen müssen. Offenbar war aber dieß der Fall, bey der Besitznehmung von Bayern, und bey dem Projekt dieses Land gegen die Niederlande zu vertauschen; auch bey dem Plane des Herrn von Vergennes, durch List und erregte Zwietracht, die sieben vereinigten Provinzen der Krone Frankreich zu unterwerfen.

Friedrich ward auch wohl nicht bey dem grossen politischen Projekt zu Rathe gezogen, der im Jahre 1780 zu Stande gekommen seyn soll, und dem zufolge Menschenfreunde wünschen durften und hoffen konnten, Rußlands Fahnen auf die Mauren von Constantinopel gepflanzet, und die milden und weisen Gesetze von Catharina der Grossen in jener schönen Weltgegend verehret und geliebet zu sehen: wo seit dem Umsturz des griechi-

griechischen Kaiserthums der Despotismus sich niemals satt an Menschenblute säuft, wo wilde Barbarey alle Rechte der Natur zertritt, und alle Wissenschaften und Künste verbannet. Groß und erhaben war dieser Projekt; so wenig er auch Friedrich dem Grossen gefallen konnte, und so furchtbar er für die handlungtreibenden Nationen seyn mag. Achthundert tausend Menschen sind anjetzt dieses Projecktes wegen im Kampfe; und indem ein wildes, unmenschliches und rohes Volk, das zwischen sich und jedem Christen ohne Ausnahme einen eben so grossen Unterschied macht als ein Edelmann zwischen sich und einem leibeignen Bauer, von seinem Propheten Muhammed sich Fluch Tod und Untergang für die ganze Christenheit erbittet, wünschet ein grosser Theil der Christenheit der Fahne Muhammeds den Sieg.

10. Cap.

Ueber sein Verhalten gegen die Abgesandten auswärtiger Mächte an Ihn, und gegen seine Abgesandte an sie. Ueber seine Blicke auf auswärtige Dinge, Verhandlungen und Begebenheiten.

Bey den eigentlichen Privataudienzen fremder Gesandten war niemand zugegen, als der Minister vom Departement der auswärtigen Sachen. Nie hat man aber gehöret daß der König fremden Gesandten Antworten ertheilet habe, die ihnen persönlich hätten unangenehm seyn können. Gesandten übelgesinnter Höfe sagte Friedrich freylich niemals Schmeicheleyen, aber wohl offenherzige Wahrheiten.

Bey öffentlichen Audienzen an den Courtagen in Berlin, kam der König auf eine halbe Stunde aus seinem Zimmer, unterredete sich etwa mit drey oder vier Gesandten, und dieß mehrentheils von den allergleichgültigsten Dingen, wenn er sie nicht etwa fragte, wie sich ihre Herren befinden?

Kein Mensch in der Welt verstand wohl besser als Friedrich, wenn er wollte, irgend einem Menschen etwas ihm ganz besonders angenehmes zu sagen. Der österreichische Gesandte Graf Rewitzky war ein besonders kluger und sehr gelehrter Mann, den der König hochschätzte. Er verstand die morgenlän-

genländischen Sprachen vorzüglich gut, und dieß war bekannt. Der König fragte ihn einst bey einer öffentlichen Audienz: „aus welcher Sprache „ist das Wort Aga abgeleitet; mir ist dieß unbe„kannt, und kein Gelehrter gab mir jemals hier„über Nachricht?“ Rewitzky erwiederte, das Wort Aga stamme aus der armenischen Sprache, und heiße in derselben so viel als ein Herr oder Vorsteher; von den Armeniern haben die Sarazenen und Türken dieses Wort genommen, es sey mit jenen nach Spanien übergegangen, dort auf das weibliche Geschlecht angewendet, und daher komme das liebliche spanische Wort Aya. — Der König dankte, im Angesichte seines ganzen Hofes, dem Herrn von Rewitzky für diese Erklärung, als wäre sie für ihn eine Entdeckung von der höchsten Wichtigkeit.

Der Kaiser begegnete einige Zeit nachher dem preüssischen Gesandten in Wien, Baron von Riedesel, mit ausgezeichneter Unfreündlichkeit und Verachtung, denn er sprach an den Courtagen mit allen übrigen Gesandten wie gewöhnlich, und nie mit Riedesel. Dieß vergalt Friedrich gleich dem Grafen von Rewitzky. Er redete mit ihm kein Wort, ob er gleich mit den russischen, französischen, sächsischen und andern Gesandten, die neben Rewitzky standen, sich eine Weile unterhielt.

Nach dem Absterben des Baron von Riedesel ernannte der König den Graf Podewils zu seinem Gesandten in Wien. Podewils war in Berlin Lieütenant bey den Gendarmen. Der

Kaiser

Kaiser begegnete ihm freundlich, machte den Grafen Rewitzky zum Gesandten in London, und schickte an seine Stelle nach Berlin den Generalmajor Fürsten von Reüß: und Friedrich begegnete diesem Fürsten eben so freundlich als der Kaiser dem Herrn Lieutenant von Podewils.

Es gab Fälle, da der König aus Unwillen gegen die Person eines Gesandten, ihn nicht nur nicht anredete, sondern ihn gar nicht ansah. Dieß widerfuhr dem englischen Gesandten Herrn Elliot. Was sich wohl mancher anderer Gesandter auch erlaubt, wenn er kann, erlaubte sich Herr Elliot; er ließ durch den irrländischen Lord Miltown, zwey in Berlin sich befindenden americanischen Emissarien, im Wirthshause, ihre Kuffer erbrechen und ihre Papiere herausnehmen. Unter diesen Papieren waren zwey Briefe von der Hand des Königs. Von der Stunde an, da der König diese Gewaltthätigkeit erfuhr, redete er kein Wort mehr mit Herr Elliot. Aber als der englische Hof dieses bezeigten Unwillens ungeachtet, Herrn Elliot dennoch in Berlin ließ, gab der König seinen Unwillen deutlicher zu verstehen. Elliot, sagte der König, ist Capitain bey der englischen Landmiliz; also mache ich den Capitain eines Freybataillons zu meinem Gesandten in London.

Graf Lusi, den im vorigen Jahre der Freyherr von Alvensleben von seinem Gesandschaftsposten in London abgelöset hat, war dieser Capitain. In Berlin nannte man ihn den Kammerherrn vom Hofe des Königs Ulysses, denn Lusi ist aus Ithaca gebürtig.

gebürtig. Aber Luft war ein Mann von Verstand, der sich am englischen Hofe sehr gut betrug, und da sehr wohl gefiel. Als der deütsche Fürstenbund sich seiner Reife näherte, und man auch in England wegen der holländischen Sachen den König in Preüssen zum Freünde haben wollte, schickte der englische Hof einen andern Gesandten nach Berlin, und Herr Elliot kam nach Coppenhagen.

Zeiten hat es übrigens doch auch gegeben, in denen man von Friedrich mit Recht sagen konnte: er zieht die fremden Gesandten bisweilen ein wenig auf; er spottet oder liebkoset sie, so wie es ihm eben einfällt. Durch dieses Betragen wollte freylich der König diese Gesandten nicht persönlich beleidigen; aber es hatte doch zuweilen schreckliche Folgen an ihren Höfen.

Der Verfasser einer französischen Schrift über Friedrich den Grossen sagt: die meiste Sensation in Berlin machen wohl die Abgesandten fremder Höfe, die nicht ein Wort von allem wissen was an ihren Höfen vorgeht, und die dennoch, aus Furcht man möchte dieß merken, den ganzen Tag in die Kreutz und in die Quere über die ihnen unbekanntesten Staatsangelegenheiten disputiren (*). — Dieses Urtheil ist im Ganzen hart, und zur Hälfte verläumderisch. Aber wahr ist freylich, daß kein Hof seine Gesandten über sein ganzes System, und über den ganzen Gang seiner Politik unterrichtet.

Jeder

(*) Frédéric le grand. pag. 111.

Jeder Hof beleuchtet seinen Gesandten nur gerade die Punkte die ihren besondern Auftrag betreffen. Der listige Mirabeau macht es in seiner geheimen Geschichte des berlinischen Hofes ganz deutlich, daß er selbst sich auch in diesem Falle befand. Von der geheimen Verbindung Frankreichs mit dem Kaiser war Mirabeau im geringsten nicht hinreichend unterrichtet; und darum spricht er auch so höchst vermessen von dem Kaiser.

Friedrich zeigte allemal Achtung für persönlich verdienstvolle Gesandte fremder Höfe, wenn ihn seine Verhältnisse mit ihren Höfen nicht etwa zu einem widerlichen Benehmen nöthigten, das sie persönlich nicht betraf. Aber man kann nicht sagen, daß er sich ausnehmend gut gegen dumme Gesandte betrug; dieß ist eine Verläumdung. Eben so unwahr ist, daß Friedrich mit äusserst klugen Gesandten gar nicht sprach. Aber freylich ließ er sich mit solchen Gesandten gar nicht ein, denen man es gleich an der Nase ansah, sie treiben ihr natürliches Kundschafterhandwerk mit List.

Kein fremder Abgesandter erwarb sich jemals bey Friedrich einen solchen hohen Grad von Achtung und Freundschaft, wie der englische Abgesandte Ritter Andreas Mitchel. Er begleitete den König durch den ganzen siebenjährigen Krieg, und stand oft an seiner Seite in den blutigsten Schlachten. Bey Zorndorf hielt er gleich neben dem Könige, als er eben eine Ecke des ungeheuren Vierecks angriff, in das sich die russische Armee unter dem General Fermor stellte. Mit Kartetschen feuerten

die Russen gerade auf den Platz, wo der König und Michel waren. Der König wandte sich um, und sagte: »mein lieber Michel das ist nicht ihr »Platz!« — Michel antwortete: »Sire, ist es »der Ihrige? — Ich bin zu ihrer Person gesen»det, und mein Platz ist allenthalben wo es Euer »Majestät zu seyn beliebt.« — Mitten in diesem Blutbade bey Zorndorf verließ Michel den König auf keinen Augenblick, als nur aus Neugier, gegen das Ende der Schlacht, um dem General von Schwerin zu folgen, der mit dem Regiment der Gensd'armes einen Angriff auf einige russische Infanterie und viele Cosacken machte. Diese Truppen hielten in einem Dorfe fest, und wollten dieses Dorf behaupten. Schwerin schlug sie auseinander. Zweytausend Cosacken verließen sodann ihre Pferde, warfen sich in die königliche Amtsschäfferey bey Quarzen, ein überaus grosses steinernes Gebäude, schossen da durch alle Löcher heraus, und wollten sich nicht ergeben; aber das Dach, unter dem viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und die tapfern Cosacken wurden insgesamt erstickt und verbrannt. Ich verschweige die Reflexion die Michel über diesen Brand machte! — Genug, Michel verließ den König nie, der auch kaum jemals einen Menschen mehr geliebet hat als diesen Herrn Michel, und eben so aufrichtig war Er von diesem äusserst vortreflichen Manne geliebet. So sehr gerne hatte ihn Friedrich im siebenjährigen Kriege bey sich, daß er oft viele Wochen nacheinander, wie zum

Exempel

Exempel in Freyberg, mit niemand aß als mit Mitchel. Am Tage vor der siegreichen und in einem schrecklichen Zeitpunkt gelieferten Schlacht bey Liegnitz, bat der König seinen Freund Mitchel, wie Cato seine Freunde in Utika: er möchte sich doch von ihm entfernen! — Mitchel verbrannte alle seine Papiere, weil er glaubte alles sey verlohren. Aber er verließ, wie recht war, den Helden nicht; der dann auch durch einen vollkommenen Sieg über Laudon seinem Umsturz abermal entgieng.

Jeden Gesandten, der als ein Mann von Redlichkeit sich zeigte, konnte der König sehr wohl leiden, wenn er auch übrigens ein Mann von vielem Verstande und grossen Fähigkeiten war. Vorzüglich gefielen dem Könige, unter vielen andern, nächst Mitchel: der schwedische Gesandte von Rudenschöld, der österreichische Gesandte Graf Puebla, die französischen Gesandten Ritter des Touches, Lord Tirconel, und Graf von Valory.

Treflich wußte Friedrich die zuweilen bis zum Uebermaaß unbescheidene Neugier fremder Gesandten zu strafen. Mit aller Gesandtenkunst, und allen Gesandtenkunstgriffen, ließ sich doch von allem was in Friedrich vorgieng, wahrlich nichts ausforschen; also richteten alle diese Herren allen ihren Scharfsinn, alle ihre List, und alle ihre Kniffe, endlich alleine auf die Kunst des Königs Gesundheitszustand auszuspioniren. Aber auch über diesen Punkt kamen sie in manche Verlegenheit.

 Einst

Einst da der König sich ausnehmend gut befand, mussten alle seine Bediente, wie mir ein preüssischer Minister versichert hat, auf jede Frage nach dem Befinden des Königs, nichts antworten; sondern die Achseln zücken, und mit betrübten Gesichtern gen Himmel sehen! So strenge, gewaltig und scharf, befahl dieß Friedrich, daß alle seine Bedienten diesem Befehle mit der grösten Genauigkeit gehorchten.

Ein grosses Unglück betraf daher, im Jahre 1782 oder 1783 den französischen Abgesandten, Marquis de Pons. Er erkundigte sich durch seine geheimen Emissarien nach dem Befinden des Königs. Der königliche Bediente sah gen Himmel, zückte jämmerlich die Achseln, und spielte seine Rolle meisterhaft. Gleich schrieb de Pons in den Brief, in dem er dem Könige von Frankreich zum neüen Jahre Glück wünschte: „auch „könne er noch melden, der König von Preüssen „befinde sich so schlecht, daß er zuverlässig todt seyn „werde, wenn diese Depesche in Versailles ein„treffe.“

Als hierauf Ludwig der Sechszehnte am Neüjahrstage die Glückwünsche annahm, sagte Er auf eine höchst edle Art, vor dem ganzen französischen Hofe: „Ich kann ihnen eine Nachricht ankündigen, „die mir leid thut. Der gröste Mann in Europa „ist todt! — Ich habe geheime Berichte, daß „der König von Preüssen in dieser Stunde nicht „mehr lebt!“ — Einige französische Hofleüte antworteten: der preüssische Gesandte, Herr von

Golz,

Go'z, wisse hiervon nichts. Aber der König behauptete seinen Saz, und versicherte: „Er sey „der Sache ganz gewiß.“

Ungefehr einen Tag vor dem neüen Jahre, kam Friedrich nach Berlin, zeigte sich allenthalben, war ganze Stunden in den Exercierhaüsern, und that so jugendlich, daß er sogar, was in den lezten Jahren ungemein selten geschah, des Abends Damen zum Essen bitten ließ. Versteinert war der arme Marquis de Pons, bey allen diesen Geschichten; die er dann endlich auch nach Versailles schreiben musste, weil Friedrich nicht starb. Er half sich aber als ein braver Mann, und schrieb nach Versailles: man habe ihn bezogen.

Die polnische Theilungssache blieb aüsserst verschwiegen. Man sah, daß etwas wegen Polen im Werke war, und wusste nicht was. Der Herzog von Choiseül schrieb an den französischen Gesandten in Berlin: er wünsche, es möge auch kosten was es wolle, doch nur eine Instruktion zu sehen, die etwa Friedrich über diese Sache seinem Gesandten in Warschau ertheile. Der französische Gesandte versuchte sein möglichstes. Er wählte einen berlinischen Schurken zu dieser Spionerey; dieser eröffnete seinen Auftrag einem Cabinetssecretair des Königs, und versprach ihm, wenn er ihm die Copey einer solchen Instruktion verschaffen könne, tausend Louisd'or. Aber der Cabinetssecretair war ein ehrlicher Mann, und meldete dem Könige gleich die ihm vorgeschlagene Schelmerey. Der König ließ sich gefallen, daß

der Cabinetssecretair eine ganz falsche Depesche ausfertige, diese dem Schurken zustelle, und die tausend Louisd'or annehme. Alles geschah; die tausend Louisd'or wurden ausgezahlt, und die grosse Entdeckung gieng mit einem Courier nach Versailles.

Choiseül war zu scharfsichtig, um diesem Ding Glauben beyzumessen; er versicherte den Gesandten gleich, er sey hintergangen. So wenig wusste auch in der Folge der französische Hof von den Hauptumständen der polnischen Theilungssache, daß, noch vor dem Schlusse des Theilungstractats, Choiseüls Nachfolger der Herzog von Aigüillon einen vermessenen Schritt selbst bey dem Könige wagte.

Friedrich, der die zur Ungebühr getriebene Neügier fremder Gesandten immer vergolten hat wie es sich gebührte, fand es unter seiner Würde seinen Postmeistern zu erlauben, daß sie die Briefe der Gesandten öfnen. Er wusste zwar wohl, daß in Briefen die mit der Post abgehen, oder mit der Post ankommen, nichts Erhebliches steht. Aber Er wollte auch nicht veranlassen, daß Postmeister ohne Ehre und ohne Charakter, aus eigenem Antrieb und niedriger Neügier, sich diese schurkische Gewaltthätigkeit erlauben. Aufseher über die fremden Gesandten, so wie es die Nothwendigkeit nach jetzigen Zeitgebraüchen erfodert, hielt sich Friedrich. Viele Jahre hindurch bestellte er zu diesem Zwecke, mit einem ansehnlichen Gehalt, einen Herrn Ellermann.

Seine

Seine eigenen Gesandten an fremden Höfen, hat Friedrich, wie man weiß, bisweilen schlecht gewählet. Dieß befremdete ganz ausserordentlich, weil man überall zum voraus setzet: jeder König, jeder Fürst, und jeder Staat, wähle zu Gesandten, die klügsten, scharfsichtigsten, geistvollesten und geschicktesten Männer im Lande; Köpfe vom ersten Range, und zumal von äusserst feinen Geruchsnerven. Wer Friedrichs Grundsätze hierüber nicht kannte, hat geglaubt: Friedrich wähle schlecht, aus übel verstandener Sparsamkeit; oder es liege ihm gar nichts daran, in der Beobachtung des Spieles der menschlichen Dinge und Leidenschaften geübte Köpfe zu Gesandschaften zu gebrauchen; auch vielleicht nicht einmal in ihrem Erfolge, kleine und in alle Löcher kriechende und taugliche diplomatische Mäuse.

Ein Vorurtheil das er bey allen Gelegenheiten äusserte, war der Grund, daß er bisweilen seine Gesandten schlecht wählte, und noch schlechter bezahlte. Dieses Vorurtheil bestand wirklich darinn, daß er bey einem Gesandten die Geschicklichkeit für nichts hielt. Ein Gesandter, sagte Friedrich, ist ein Briefträger, der Insinuationen zu überbringen hat, und die Antwort darauf empfängt. Er glaubte nicht, daß von solchen Briefträgern der gute Erfolg einer Unterhandlung abhänge, sondern sehr oft von dem ungefehren Zufall, und von zusammentreffenden Ereignissen.

Seine Instruktionen waren sehr bestimmt. Er verlangte daß seine Gesandten diese Instruktionen

äusserst genau befolgen, und über die erhaltenen Antworten mit Einsicht berichten. Betrugen sie sich in ihren Posten als Männer von Verstand, so konnten sie bey ihrer Rückkunft Beförderung hoffen. Nicht leicht ließ er es einen Gesandten entgelten, wenn es mit seinem Auftrag nicht gut gieng; und dem Geheimenrath von Klinggräff, den er kurz vor dem siebenjährigen Krieg nach Wien schickte, um eine entscheidende Antwort von der Kaiserinn Maria Theresia zu hohlen, nahm er die mitgebrachte höchst üble Zeitung gar nicht übel.

Mit den fremden Gesandten an seinem Hofe betrieb Friedrich am liebsten selbst seine Unterhandlungen. Er schickte auch nach fremden Höfen wo er seinen Gesandten hatte, nicht selten, ohne öffentlichen Charakter zu grossen Zwecken Männer aus, mit denen er selbst correspondirte, ohne daß der Gesandte ein Wort davon wusste. Hielt er den Legationssecretair für vorzüglich geschickt, so correspondirte er mit dem Legationssecretair, und nicht mit dem Gesandten. So war er viele Jahre hindurch, mit dem jetzigen preußischen Gesandten in Madridt, Herrn von Sandoz, in Briefwechsel, als dieser noch Legationssecretair in Paris war; und von diesen Briefen sah und wusste sein dortiger Gesandter nichts.

Zuviel hat Friedrich den Berichten seiner Gesandten gewiß nicht zugetraut, und eben so wenig ward Er durch fehlerhafte Rapports verleitet: denn gewiß wusste wohl niemand gegen solche Rapports sicherere Maaßregeln zu nehmen als

dieser

dieser grosse König. Friedrich war auch nicht der Mann der sich durch unbedeütende Nachrichten unterhalten ließ, durch schiefe oder falsche Beobachtungen, eitele Muthmassungen, und aus Alltagsgeschwätz zusammengestoppelte Bülletins. Seinen Scharfblick hat man indessen so wenig anerkannt, daß man sogar behaupten durfte: er sey jämmerlich von den Emissarien betrogen worden, die er nach Constantinopel schickte, um dort die Geheimnisse des Divans auszuspüren.

In Constantinopel hatte der König schon vor dem siebenjährigen Kriege, einen Gesandten Namens Rexin, und ausser ihm niemand. Aber gleich bey dem Anfange dieses Krieges schickte er den Oberstlieütenant Marquis de Varenne mit geheimen Aufträgen dahin. Dieser blieb nicht lange, denn er ward nach der Schlacht bey Collin, nicht weit von der sächsischen Grenze, als er eben nach Berlin zurückreisen wollte, unter einer grossen Anzahl verwundeter und kranker Officiere die nach Dresden giengen, von Panduren umringt, und zugleich mit dem verwundet von Collin zurückkommenden General von Manstein erschossen.

Rexins Unterhandlungen hatten in Constantinopel nicht deswegen keinen Fortgang, weil etwa Rexin seine Pflicht nicht that. Der Unverstand der Türken war ihm zuerst im Wege; denn der siebenjährige Krieg daurte schon über ein Jahr, und noch kam Rexin bey dem Großsultan zu keiner Audienz. Sodann widersetzte sich, welches unglaublich wäre, wenn es der König nicht selbst

sagte, seinen Unterhandlungen mit der Pforte der großbritannische Gesandte in Constantinopel Herr Porter (*). Auch war der Großsultan ein Mann ohne alle Energie; und die grossen Summen, die von Berlin nach Constantinopel giengen, wirkten nichts, weil die Höfe von Wien und Versailles eben solche Summen verwendeten um die Türken in ihrer Unthätigkeit zu erhalten. Endlich unterzeichnete doch Rexin einen Freundschaftstractat mit dem Großvezier; und allmählig versammelten sich über hundert tausend Türken bey Belgrad. Der Großsultan schien Lust zu haben diese Armee gegen Oesterreich zu gebrauchen, als Peter der Dritte in Constantinopel wissen ließ, daß er die Türken auf keine Weise daran hindern würde; aber nach dem Tode Peters wollten die Türken die ihnen von Friedrich schon lange angebotene Defensivallianz wieder nicht annehmen. Dieß alles sind Thatsachen, die der König in seinen nachgelassenen Werken selbst erzählet; und woraus erhellet, daß er wohl von den Türken betrogen ward, aber nicht von Rexin.

Hätte der König auch gewiß vorher gewußt, daß die Türken ihm nicht beystehen werden, so würde er deswegen nicht gesäumet haben den siebenjährigen Krieg anzufangen, wie jeder fühlen muß, der seine damalige Lage betrachtet. Rasch mußte er zu Felde, oder nichts kleineres erwarten, als den Umsturz seines Thrones.

Uebri-

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 351.

Uebrigens wählte Friedrich gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, einen vortreflichen Gesandten nach Constantinopel, an dem Obersten von Zegelin. Er erwarb sich grosses Ansehen und Vertrauen bey dem Divan, und gewonn dadurch grossen Einfluß. Auf Verlangen des Königs hat er dem russischen Hofe in Constantinopel wesentliche Dienste geleistet, zumal in den Zeiten da es doch sehr darauf ankam den österreichischen Gesandten, Herrn von Thugutt, genau zu beobachten. Durch Zegelin ließ Friedrich den Türken ihren unglücklichen Krieg mit den Russen abrathen, und dieß erwarb dem Könige das völlige Zutrauen der Türken. An sehr vielen Unterhandlungen wegen des Friedens mit Rußland, hatte dann auch Zegelin grossen Antheil. Nach seiner Zurückkunft von Constantinopel gab der König diesem klugen und nützlichen Manne, alle Merkmale der grösten Zufriedenheit; und weil er nicht wieder in Kriegesdienste treten wollte, erhielt er eine ansehnliche Pension in Berlin.

Eben so schwer und nicht weniger wichtig und glücklich waren während des siebenjährigen Krieges die Unterhandlungen des Obersten von Golz in der Crimm. Friedrich schickte diesen verdienstvollen Officier an Kerim Guerey den Chan der Tartaren, um ihn gegen Rußland und Oesterreich aufzubringen. Herr von Golz führete diese Unterhandlung mit grosser Geschicklichkeit, wie man aus dem guten Erfolge weiß, da der Chan dem Könige vierzig tausend Mann anbieten ließ; und er erwarb sich

dadurch

dadurch Friedrichs grossen Beyfall. Aber Herr von Golz erwarb sich nicht den Beyfall des Herrn Grafen von Mirabeau, weil dieser sein Betragen heruntersetzen will, und alles Verdienst bey dieser Unterhandlung auf den Gesandschaftsdollmetscher Bickamp giebt (*). Von wem in Berlin hatte aber wohl Herr von Mirabeau hierüber zuverlässige Nachricht; er, der dort so gierig auffieng was ihm jeder sagte, und dem jedes eitele Geschwätz eben so viel galt als erwiesene Wahrheit?

Der nunmehrige Herr Hofmedicus Frese in Potsdam, war von dem Könige dem Herrn von Golz als Arzt mitgegeben: denn bey den Tartaren hat der Arzt des Chans den ersten Rang nach dem Chan. Eigentlich war also Herr Frese der Gesandschaftscavalier des Herrn von Golz, und er war auch als Arzt dem Chan höchst willkommen, weil er ihn von einer heftigen Migraine befreyte, und ihm dadurch Lust zum Kriege machte. Der Chan schickte hingegen seinen Barbier als Gesandten an Friedrich. Dieß muß, sagt der König selbst, niemand befremden: denn bey diesen Orientalern gilt kein Adel, und man hält diejenigen für die Ersten im Lande, die dem Landesherrn zunächst auf den Leib kommen (**).

Möchte

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. I. pag. 134.

(**) Oeuvres posthumes. Tom. IV. pag. 274.

Möchte nur Herr von Golz die Geschichte seiner Gesandschaft und seiner Unterhandlungen in der Crimm mittheilen. Gewiß käme dadurch Friedrichs Scharfblick so sehr ans Licht, als die Unwissenheit mit welcher Herr von Mirabeau und seine berlinischen Ohrenbläser diese tartarische Gesandschaft beschwatzen. In Constantinopel und in Baktschisarai wußte sich Friedrich, ohne allen Zweifel, eben so gut zu benehmen, wie in jedem andern Lande: denn von auswärtigen Dingen war kein König in Europa besser unterrichtet als er.

Befremdend ist es darum, wenn es das Ansehen hat als fände man Spuren von Unwissenheit auswärtiger Angelegenheiten in Friedrichs nachgelassenen Werken. Man erstaunt darüber, wenn man zumal diese Unwissenheit in Dingen zu finden glaubt, die den König zunächst angiengen; und nichts gieng ihn doch näher an als jede auf Preussen sich beziehende Begebenheit am Wiener Hofe.

Friedrich sagt in seinen nachgelassenen Werken: „der Graf von Seckendorf erhielt in seinem „Gefängnisse zu Grätz seine Freyheit, mit dem Be„dinge, daß er dem Kaiser alle Befehle abliefere, „durch die er bevollmächtigt worden dem verstor„benen Könige von Preussen die feyerlichsten Ver„sicherungen des Beystandes zu geben, den ihm „der Kaiser zur Begünstigung seiner Rechte auf „die Erbfolge der Herzogthümer Jülich und Berg „versprach (*).“

Hierüber

(*) Oeuvres posthumes. Tom. I. pag. 119.

Hierüber ward angemerket: Seckendorf sey erst nach dem Tode des Kaisers aus seiner Gefangenschaft losgekommen, und gar nicht kraft Negotiationen zwischen ihm und Carl dem Sechsten, sondern einzig durch die Gnade von Maria Theresia. Es sey auch gar nicht die Rede gewesen, und habe gar nicht die Rede seyn können von Auslieferung der während seiner Berliner Gesandschaft erhaltenen Befehle des Kaisers, falls man auch die Nachricht des Königs von der ersten noch auf Carls des Sechsten Befehl geschehenen grossen Erleichterung von Seckendorfs Arrest verstehen wollte.

Eigentlich ist hier die Frage: ob Seckendorf noch bey Lebzeiten Carls des Sechsten, oder nach dessen Tode von Maria Theresia, seiner Gefangenschaft entledigt worden sey? Sodann: ob der Graf Seckendorf, als ein Beding seiner Entlassung, gewisse Schriften habe herausgeben müssen, die auf das Versprechen des Wiener Hofes sich bezogen, Friedrich Wilhelm dem Ersten wegen der Nachfolge in Jülich und Berg, Hülfe zu leisten?

Ueber den ersten Punkt hat wohl Friedrich sich wirklich geirret, weil er zweyerley Arten der Entlassung des Grafen von Seckendorf nicht unterschied. Seckendorf ward bey seiner ersten Gefangennehmung in Wien, mit einer fast unglaublichen Härte behandelt. Den schwachen Kaiser machte man glauben: der üble Erfolg seiner Waffen komme nur daher, weil er einem treulosen Ketzer das Commando seiner Armee übergab. Am geschäftigsten

sten war hierbey, der Haß der kaiserlichen Beichtväter. Einer von ihnen machte auf Seckendorf ein stockdummes Epigramm; und weil bekanntlich alle stockdummen Epigrammen überall dem Pöbel am besten gefallen: so fand auch dieses Epigramm in Wien den höchsten Beyfall, und es entflammte jeden Dummkopf gegen den Ketzer Seckendorf zur höchsten Wuth. Man begegnete ihm auch als einem wirklichen Verbrecher; und verstattete ihm beym Essen nicht einmal Messer und Gabel. Aber endlich sahen doch der Hof und die kaiserlichen Beichtväter, wie sehr den armen Seckendorf das Betragen seiner Nachfolger im Commando, wegen des Hauptpunkts der gegen ihn erregten Anklage vor ganz Europa rechtfertige! — Also ward beschlossen, ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern, und ihn nach Grätz zu bringen: wovon man zur Ursache angab, daß man sich bloß dazu entschlossen habe, um ihn der Wuth des wienerischen Pöbels zu entziehen.

Aber über den zweyten Punkt läßt sich doch vielleicht der königliche Schriftsteller rechtfertigen, weil man in Wien sehr grosse Ursachen haben konnte, von Seckendorf die Ablieferung der Papiere zu verlangen, die seine ehmalige Gesandschaft in Berlin betroffen. Friedrich erwehnet zwar nur der Papiere, die sich auf die Jülich und Bergische Successionssache bezogen; und ganz natürlich erwehnet er der Papiere nicht, die einen weit grössern und ihn weit näher angehenden Gegenstand hatten, nemlich seine vorgehabte Flucht nach Wien. Aus

Gnade

Gnade entließ auch Maria Theresia den Grafen von Seckendorf seiner Gefangenschaft vielleicht nicht so sehr als aus Nothwendigkeit, da sie doch auch einen Wallis und einen Neuperg entließ, und lezterm sogar das Commando ihrer Armee gegen Friedrich anvertraute.

Einer noch weit mehr auffallenden Unwissenheit auswärtiger Dinge, wird Friedrich von einem französischen Schriftsteller beschuldigt. Er sagt: „Friedrich hatte nie einen richtigen Begrif von „Frankreich. Er hielt alle Franzosen für eine grosse „Gesellschaft lustiger junger Leute, die ewig, alle „nach nichts fragen als nach Freude; und Er hat „aufrichtig geglaubt, Frankreichs Finanzen, Frankreichs Gesetze, Frankreichs Kriege, seyen einer „Anzahl gewandter, anschlägiger und listiger Leute „gänzlich überlassen, die dabey ihr Glück machen (*).“

Wenn Friedrich dieß wirklich von den Franzosen glaubte und sagte, so hat er gewiß die Franzosen seiner Zeit sehr gut gekannt. Es mag aber auch der Schriftsteller der sich das Ansehen giebt, als wenn er ihm deswegen Vorwürfe mache, nur den französischen Ministern haben sagen wollen, in wessen Händen die Finanzen, die Gesetze und die Kriege in Frankreich waren. Unter der Regierung Ludwigs des Funfzehnten nach dem Tode des Cardinals von Fleüry, und unter Ludewig dem Sechszehnten bis nahe an unsere Tage, sind wahrlich jene falschen Begriffe, die Friedrich von Frankreich gehabt

(*) Frederic le grand. pag. 63.

gehabt haben soll, ein sehr treues Gemälde des französischen Hofes. Nichts hatte da auch nur einigen Bestand. Krieg und Frieden floß aus der Frau von Pompadour; und als sie von der grossen Maria Theresia in einem Briefe ma Cousine genennet ward, bestimmte gleich der französische Ambassador die Zeit, in welcher Frau von Pompadour den Marschall d'Etrees über die Weser schicken werde, um Hannover zu verschlingen.

Als ein ursprünglicher Lothringer folgte der Herzog von Choiseul nicht nur etwa seiner natürlichen Neigung, indem er eine Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich vorschlug: denn er befestigte sich dadurch in seiner Premierministerschaft, und machte sich dadurch von der Pompadour unzertrennlich. Nicht nur war die Pompadour völlig vom österreichischen Hofe gewonnen, sondern sie wünschte in einemfort Armeen marschiren zu lassen, um nur etwa einem von ihren Lieblingen ein Commando zu verschaffen. Die angesehensten Officiere in der französischen Armee sagten laut: „diese Hure „würde unsere Armee gegen den lieben Gott zu „Felde schicken, bloß um das Vergnügen zu haben „Generale zu ernennen (*)" — Mit solchem Leichtsinn ward Frankreich regiert! Auch sagte einst der Herzog von Choiseul, indem er die Frau

(*) Cette Catin feroit marcher notre armée contre le bon Dieu, pour avoir le plaisir de nommer des Generaux.

Frau von Pompadour in Versailles die Treppe herunter führte: „gestehen sie, Madame, daß wir „Frankreich recht fröhlich am Seile führen (*).“ Der Herr Graf von Nesselrod, anjetzt Russisch-kaiserlicher Gesandter in Berlin, hat diese Worte gehöret.

Was nach dieser Zeit in Versailles und Paris vorgieng, beweiset Schritt für Schritt, wahr und treffend, alle diese Züge des französischen Leichtsinns, den Friedrich so äusserst richtig beurtheilte. Choiseül war zwar ein einsichtsvoller Staatsminister, und im Kriegsdepartement ein Minister von ausgezeichneter Thätigkeit; aber er war heftig, unvorsichtig, und leichtsinnig. Rußland ward ihm zu groß unter dem Scepter von Catharina. Er berechnete wie man etwa dieses furchtbare Reich am besten demüthigen könne, hetzte darum den Divan zum Kriege gegen Rußland auf, und die Russen bewiesen durch sechsjährige ununterbrochene Siege, zu Wasser bey Morea, im Archipelagus, bey Tschesme, Metelin, Lemnos, Negropont, Patrasso, in Egypten, auf dem asowischen und schwarzen Meere, auf dem Dnieper und auf einer weiten Strecke der Donau, und zu Lande in der Moldau, in Bessarabien, in der Wallachey, jenseit der Donau, in den balkanischen Gebürgen, in der Crimm und in Georgien, wie schlecht Choiseül gerechnet hatte. Nach dem unrühmlichen, oder doch wenigstens

(*) Convenés, Madame, que nous ménons la France bien gayement.

stens für Frankreich harten Frieden mit England, ward in Versailles des Vormittages ein Conseil wegen der Schleifung der Werke von Chandernagor gehalten, die sich die Franzosen noch mussten gefallen lassen. Einige Stunden ward darüber deliberirt, und endlich biß man in den sauren Apfel. Das älteste Mitglied des Staatsraths rieff dabey aus: „Verlohren ist hiermit die grosse Achtung in „welcher Frankreich in Europa stand; nie steiget „es wieder zu der Höhe herauf, auf der es so lange „den ersten Platz behauptet hat (*).“ — Der Herzog von Choiseul erwiederte dem alten Manne: „Ey, ey, Monsieur; so steigen wir zum zweiten „Platze! Aber bedenken sie, daß wir essen müssen, „denn es schlägt eben drey (**).“

Bey solchen Zügen, wovon Frankreichs neüere Geschichte wimmelt, konnte Friedrich der Grosse die französische Nation und die französische Regierung doch wohl für das halten was sie war, ohne die ihm deswegen gemachten Vorwürfe zu verdienen.

(*) Voilà donc cette grande considération de la France perdüe en Europe, et jamais elle ne remontera parmi les Puissances à la prémiere place qu'elle maintint si longtems.

(**) Hé bien! hé bien, Monsieur, nous descendrons à la seconde! Mais songés qu'il faut aller diner, car voilà trois heure qui sonne.

Aber wenn Friedrich in diesem merkwürdigen Sommer des Jahres 1789 noch lebte; oder, wenn er dort im Lande der Unsterblichkeit erführe was in diesem berühmten Sommer auf unserer Unterwelt vorgeht, würde Er, der die Geistesfähigkeiten der Franzosen immer mit so grossem Recht bewundert hat, anjetzt nicht auch über den Muth dieser Nation erstaunen, die so lange mit immer frohem Herzen und liebenswürdigem Leichtsinn das schreckliche Joch des Despotismus trug, und nun über seinen blutigen Trümmern die Fahne der Freyheit vor dem Angesichte des so tief gebeugten Königs in Frankreich schwinget? — Würde vielleicht Friedrich der Grosse nicht auch fühlen, daß eine zahlreiche, mächtige und geistvolle Nation furchtbarer ist als eine gemiethete Armee; und daß eben die drey Männer, von denen Er wenigstens zwey bewundert hat, Montesquieu, Rousseau und Voltaire, in die Herzen der Franzosen jenes unauslöschliche Feuer trugen das jetzt den Thron der Bourbons so gewaltig erschüttert? — Montesquieu, Rousseau und Voltaire, lehrten zwar das sanfte und höfliche Pariservolk nicht, Köpfe abhacken und auf Stangen herumtragen; sie lehrten nicht, Frankreich unter dem schönen Namen der Freyheit mit Raub, Mord, und Brand erfüllen. Aber gieng nicht aus ihnen der Geist, der dem Menschen und dem Bürger die Rechte des Menschen und des Bürgers zeigt; der wenigstens in einem grossen Augenblicke, den höchsten Edelmuth, die höchste und großmüthigste Hingebung aller

aller andern Rechte bewirket hat, bey dem französischen Adel und der französischen Geistlichkeit; und vielleicht früh oder spät, Tod und Verderben allem Despotismus drohet, in Monarchien und Republiken, bey jedem kecken Fortschritte der Vernunft?

Friedrich würde vielleicht sagen: „die Franzosen hatten im Julius 1789 die Hundswuth. „Dieß nennet man zwar fast allgemein, Patriotismus und Energie. Aber es ist Zügellosigkeit hungriger Sclaven, denen man einen Arm losgebunden hat, und dabey nicht bedachte: sie werden, „und müssen nach der Natur der Dinge, mit diesem Arme nun auch die andern Bande zerreissen! — Die Franzosen möchten Engländer „oder Amerikaner seyn und bleiben Franzosen. „Mehr als ein Menschenalter, und noch sehr viel „Blut gehöret dazu, bevor ein solches Volk zu „weiser Freyheit reiffet. Frankreich ist jetzt beynahe ein Planet in Auflösung. Wahrer Freyheit ist es nicht so nah wie einem Bankrott. „Die grösten Schwierigkeiten werden erst dann „entstehen, wenn man die alten Auflagen von „einem bewafneten Volke verlanget, das nichts „mehr kennet als Anarchie, und sich nur darum „empöret hat, um sich von jedem Drucke zu befreyen. „Die Franzosen sind gar nicht auf dem Wege zu „einer Englischen Constitution, sie sind vielmehr „auf dem Wege zur Constitution von Polen: mit „dem kleinen Unterschied, daß in Polen die Geistlichkeit und der Adel alles sind, und die Unedelgebohr-

„gebohrnen nichts: da hingegen in Frankreich der „Unedelgebohrne alles seyn soll, und der Adel und „die Geistlichkeit nichts. In politischen Dingen „kann man für nichts mehr schwören. Aber wenn „auch die Franzosen sich nicht bald unter einander „aufreiben, so findet doch gewiß einst jede fremde „Armee in diesem unglücklichen Lande eine unter„drückte Partey auf ihrer Seite.“

11. Cap.

Ueber die geheimen Quellen der Berichte, die Er von Vorfällen an auswärtigen Höfen, und von andern wichtigen Dingen erhielt.

Auf mancherley Wegen entdeckte Friedrich die politischen Geheimnisse fremder Höfe. Sein Scharfsinn wusste jeden Weg auszuspüren und jede Schwierigkeit zu überwinden. Ganz gegen die gewöhnlichen Begriffe die man von Friedrich hat, verwandte er oft erstaunliche Summen auf solche Entdeckungen, und manchmal begünstigte ihn auch ein besonders glücklicher Zufall.

Höchst einfältig und ohne allen Argwohn von Friedrichs politischer Klugheit, wird in der grossen berlinischen Anecdotensammlung versichert: Nie habe Friedrich Männer aus fremden Diensten, welche

welche ihm wichtige für ihn interessante Umstände entdeckten, deshalb besonders belohnt (*)!

Herr Denina sagt an einer Stelle seines schönen Werkes über Friedrich: man erzähle der König habe dem russischen Kanzler Grafen von Bestuchef einst ein Geschenk von hundert tausend Thaler versprochen, und ihm dann aus oeconomischen Gründen dieses Geschenk nicht gemacht (**). An einer andern Stelle sagt Herr Denina: der König beklage sich verschiedentlich in seinen Werken, der Minister dem er den Auftrag gab diese hundert tausend Thaler an Bestuchef auszuzahlen, habe diese Zahlung unterlassen (†). Aber man hat mich versichert, dieß wenigstens sey zuverlässig ein Irthum, daß der König an Bestuchef diese hundert tausend Thaler nicht zu zahlen befohlen, wenn er ihm wirklich diese Zahlung versprochen habe. Niemals, sagen mir Männer und Zeügen von grossem Gewichte, war Friedrich freygebiger als zu solchen grossen Zwecken, und zumal am russischen Hofe unter den Kaiserinnen Anna und Elisabeth. Es liegt, sagt man mir, etwa sieben Meilen von Berlin, ein schönes königliches Amt; es ward vormals das Chatullamt genannt, und trägt viele tausend Thaler Einkünfte. Diese waren unter jenen

(*) Anekdoten und Karakterzüge. XV. 24.

(**) Essai sur la vie et le régne de Frédéric II. pag. 126.

(†) Ebendaselbst. pag. 174.

fenen Regierungen Rußlands, ein Leibgeding der obersten Gewalthaber am Hofe zu Petersburg, und bey deren Umsturz giengen diese Einkünfte von einer Hand in die andere. Fürst Menzikow besaß dieses Amt zuerst, nach ihm Biron, dann der Graf Münnich; und, wie man vermuthet, endlich auch Bestuchef. Aber Bestuchef verkaufte sich doch, wie es scheint, an den Meistbietenden, weil Friedrich ihn überall, mit Ausnahme eines einzigen Falles (*) seinen alten und erklärten Feind nennt. Friedrich, der sich sonst als den Haushälter des Staats ansah, war überhaupt nie mit Ausgaben dieser Art zurückhaltend, denn sie dienten zum Besten des Staats. Sehr grosse Summen, die man mir nicht anzuführen erlaubt, hat er an Männer verwendet die in fremden Diensten standen, die ihm auf irgend eine Art zu seinen Absichten behülflich waren, und die ihm wichtige für ihn interessante Umstände entdeckten.

Grosse Geschenke erhielt von ihm ein nunmehr verstorbener, mir äusserst wohl bekannt gewesener, und in den Werken des Königs mit den unverkennbarsten Zügen immer lebendig vor meine Augen gestellter Staatsmann, der mit Ihm in Potsdam wie ein römischer Dictator sprach, und dessen hitziges und gebieterisches Betragen daselbst, Friedrich mit dem Betragen des Prätors Popilius am Hofe des Königs Antiochus vergleicht. Man konnte mir zwar die eigentlichen Summen, die er erhielt,

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III, pag. 263.

erhielt, nicht bestimmen. Aber so viel wusste man genau, daß ihm der König nur zur Behauptung seiner Rechte gegen eine wichtige Stadt, zwanzig tausend Thaler ohne Nutzen auszahlen ließ: denn diese Stadt gab ihm weit mehr, und machte ihn dadurch zu ihrem Freunde. Nie soll dieser auswärtige Staatsmann dem Könige wirkliche Dienste geleistet haben; und dieß beförderte auch seinen Fall. Ein mir ebenfalls sehr wohl bekannter und sehr scharfsinniger General, den Friedrich aus einer andern Ursache an den Hof schickte in dessen Diensten dieser Staatsmann stand, machte dort die geheimen Künste des schlauen Mannes bekannt, und so war er gestürzet.

Herr Denina erzählet, wie Friedrich durch den geheimen Archivarius Mentzel in Dresden die grossen Gefahren entdeckt hat, die ihn zwangen den siebenjährigen Krieg anzufangen; wie Mentzel in Warschau gefangen ward; und wie er noch in einem Kerker auf der Festung Königsstein lebt (*). Aber noch ein anderer sehr zufälliger Umstand, der dem Herrn Denina nicht bekannt gewesen seyn muß, entdeckte dem Könige die feindseligen Absichten der wider ihn verbundenen Kaiserhöfe. Der Bruder des österreichischen Legationssecretairs Weingarten in Berlin, stand als zweiter Secretair bey der dortigen kaiserlichen Gesandschaft, und hatte

L 5

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 131. 133.

hatte sich mit einer Berlinerinn verheurathet, die er ungemein liebte. Unmöglich ward es ihm seine Betrübniß über den bevorstehenden Umsturz der preussischen Monarchie seiner Frau zu verschweigen. Aber eben so unmöglich ward es dieser guten Berlinerinn, eine so schreckliche Nachricht in ihrem Busen zu verschliessen. Sie bewog ihren Mann zu Friedrich zu gehen, und Ihm alles zu entdecken was er wusste. Weingarten ward hierauf in Sicherheit gebracht, erhielt Belohnung und Pension, und lebte noch vor weniger Zeit in einer Stadt der Alten Mark.

Es sind mir Exempel bekannt, daß der König Originalpapiere von der höchsten Wichtigkeit aus dem Cabinett von Versailles erhalten hat. Aber von solchen Dingen lassen sich die Umstände nicht angeben und die Beweise nicht führen, weil man die Personen nicht nennen will, die diese Dienste leisteten. Sehr oft verschwieg auch der König ihre Namen, auch die Sache selbst, allen Menschen ausser etwa einem Secretair.

Bemerkenswerth und fast comisch sind die Kunstgriffe deren sich Friedrich bediente, um zumal in den lezten Jahren der Kaiserinn Maria Theresia, die Geheimnisse des Hofes in Wien zu erfahren. Maria Theresia fühlte, wie jeder Mensch auf Erden, das Bedürfniß sich mitzutheilen; aber mit dem Unterschied, daß andere Menschen an einer Person genug haben, und daß das gute und liebende Herz der Kaiserinn dazu einige Personen bedurfte. Unter diesen Personen waren immer auch

auch ein paar Damen. Diese Damen waren auch gutherzig und mittheilsam. Diese wußten ihre Kammerjungfern; und Friedrich erfuhr mit jeder Post alle Geheimnisse dieser Kammerjungfern und des Wiener Hofes.

Dieß gieng so. Friedrich ließ durch seine vertrautesten Minister, aufgeweckte, talentvolle, gewandte, zumal schöne, schiere, und mit grossen magnetischen Kräften begabte junge Leute in seine Dienste nehmen, und schickte sie nach Wien, wo sie unter tausenderley Vorwand ankamen und lebten. Ehe sie nach Wien giengen, wurden sie mündlich in allem unterrichtet was zu Friedrichs Zwecke gehörte. Die Hauptregel war daß sie sich mit den Kammerjungfern der Damen, die man ihnen nannte, bekannt machen, sich in dieselben verlieben, alles thun und alles versuchen um Liebe in diesen kammerjungfräulichen Herzen zu erregen. — Fünfhundert Thaler jährlichen Gehalt, erhielten gewöhnlich diese schönen jungen Emissarien. Alles was die von ihnen magnetisirten Kammerjungfern kosteten, und was sie sonst auslegten, ward ihnen überher bezahlt. Wöchentlich mussten sie, sobald der Roman gut angezettelt war, einem preüssischen Minister Nachricht von ihren Entdeckungen geben. Die Briefe giengen in den lezten Jahren, von Wien über München: denn damals war dieser Weg der einzige, auf dem man die Briefe nicht öfnete. Es ist unglaublich welche Entdeckungen diese jungen Adonisse machten. Es gab Beyspiele, daß sie

zwey

zwey Jahre nacheinander an wienerischen Kammerjungfern hiengen; und Briefe schrieben, die weit grössere und wichtigere Entdeckungen enthielten als die sämtlichen Berichte aller Gesandten (*).

Andere Höfe wählten zu diesem Zwecke, ebenfalls flinke, kecke, schiere und schöne Legationssecretaire, oder Gesandschaftscavaliere. Zuweilen magnetisirten auch wohl die Gesandten selbst, nicht die Kammerjungfern, sondern ihre Damen. Aber dieß alles mißlang bald: denn nicht nur jeder Gesandter, sondern jeder schöne, rothwangigte, gut gewandte und mit allen Eigenschaften einer kleinen diplomatischen Maus begabte Legationssecretair, Legationscavalier, oder Legationsprediger, macht sich schon durch sein Amt verdächtig, und trägt also sein Zeichen am Kopfe. Friedrichs Adonisse hingegen magnetisirten lange in Wien, ohne daß man wusste zu welchen Zwecken dieß geschah: denn die allergeringste Verbindung mit der dortigen preüssischen Gesandschaft war ihnen verboten. Erregten sie aber den allergeringsten Argwohn, und dieß geschah zuweilen, so wurden sie zurückberufen. Aber

auch

(*) Ein preüssischer Minister schreibt mir dieß in folgenden Worten: C'étoit alors le regne des soubrettes à Vienne; et un joli garçon, maitre passé dans l'art d'accrocher les femmes de chambre, pouvoit apprendre des choses indeterrables à tout le Corps diplomatique. J'ay vû quantité de rapports de cette espéce, extrémement bien faits.

auch gleich schickte Friedrich, an die Stelle des andern, einen neüen und noch rüstigern Adonis nach Wien.

Solche und tausenderley andere diplomatische Künste, werden an allen Höfen und von allen Höfen in Europa angewendet. Mancher Monarch würde verabscheüen was sein Gesandter thüt, oder durch die dritte vierte und zehnte Hand thun läßt, wenn er es wüßte. Die Politik erlaubt alles, nicht in der Theorie und in Büchern, aber in der Ausübung. Was Friedrich that, war nothwendig im Frieden und im Kriege.

Als der General Fouquet nach einer heldenmüthigen Gegenwehr, mit dem Ueberbleibsel seines Corps bey Landshut gefangen ward, marschirte der König, ohne das Unglück dieses Helden zu wissen, eben zu seinem Entsatze durch die Lausniz. Indeß der General von Hülsen von Meissen nach dem Könige eilte, der bey Radeberg stand, erscheint bey Sonnenaufgang ein österreichischer Officier mit einem Trompeter vor der aüssersten preüssischen Feldwache, und sagt: er müsse den commandirenden General sprechen, in einer Angelegenheit die den König in Preüssen selbst betreffe. Der General von Hülsen kommt. Der österreichische Officier erzählet ihm die allergenauesten Umstände von Fouquets Gefechte; sagt, diese Nachricht kam in lezter Nacht, mit einem durch Böhmen gesandten Courier, mit dem völligen Rapport von Laudon an Daun, und sie können darauf sicher rechnen. Ihrem Könige kann sie so geschwinde nicht zukommen,

men, denn der Weg jenseits des Gebürges durch Schlesien und die Lausnitz ist sehr viel länger: Hülsen antwortete: um dem Könige diesen Rapport gehörig zu machen, muß ich mir ihren werthen Namen ausbitten? Der Oesterreicher erwiederte: melden sie nur ihrem Könige, der österreichische General, der sein Freund ist, habe ihnen diese Nachricht gebracht; und so ritt er weg. Es sind gewiß noch hundert Personen am Leben, die diese sonderbare Anecdote wissen. Der General von Warnery bescheinigt dieselbe, aber ohne die hier erzählten Umstände mit zwey Worten (*).

Im Jahre 1757 starb ein sehr angesehener österreichischer General; der aber damals nicht commandirte. Man war sehr verwundert in seiner Chatull eine ganz ungeheure Summe preußischer Friedrichsd'or von der letzten Ausmünzung zu finden.

Solche Klugheitsregeln werden im Kriege befolgt, so oft man dazu Gelegenheit hat. Cremnitzer Ducaten und Souverainsd'or fanden sich darum auch wohl zuweilen in preußischen Taschen. Ein preußischer General und ein preußischer Ingenieurhauptmann von dem Corps des Herzogs von Bevern, der nach der Schlacht bey Prag den flüchtigen Feldmarschall Daun beobachten

(*) Des General Major von Warnery sämtliche Schriften (Hannover 1789) VIII. Th. 54. S.

sen mußte, beredeten auch wohl dieser Ducaten wegen den Herzog, eine sehr gute Stellung zu verlassen, um Neuhof, ein Schloß das dem Feldmarschall Bathiany gehörte, zu verschonen; und auf der fetten Herrschaft Podiebrad, dem Eigenthum des Kaisers, zu hungern: oder wenigstens den Soldaten nichts als Brodt und Wasser zu lassen, und dem Officier etwa ein Stück Kuhfleisch (*).

Doch mich ermüden diese Geschichten von Treulosigkeit, wovon man unter jedem Volke, in jedem Lande, an jedem Hofe, und bey mancher Armee, so viele Beyspiele hat. Ich erzähle sie, so pünktlich und genau, damit man überall gute Wache halte. Und dann bitte ich zu bedenken, daß auch dieses Capitel doch wenigstens ein Beyspiel von wahrem Edelmuth enthält; und daß es keinem Staatsmann und keinem König verdacht werden kann, wenn er talentvolle Menschen zu allem braucht, wozu sie ihm gut sind: sobald sie dazu stark und schlecht genug denken; sobald sie ihre Köpfe daran wagen wollen, oder wie Friedrichs schöne Emissarien in Wien ihre anderweitigen Talente.

(*) Warnery, VII. Th. S. 124. 125. 127.

12. Cap.

Ueber die englische Allianz im siebenjährigen Kriege und ihre Folgen. Ueber die Theilung von Polen, und über den deutschen Fürstenbund.

Es war ein grosser politischer Fehler, sagt Herr Denina, daß Friedrich im siebenjährigen Kriege seine Allianz mit England für besser hielt als eine Allianz mit Frankreich (*).

So sprachen sonst nur Franzosen. Aber seit seiner ersten Jugend, kannte Friedrich die politische Lage von Europa zu gut, als daß er sich vor dem Anfang des siebenjährigen Krieges, in den wahren Grundsätzen hätte sollen mißleiten lassen: hätte ihm auch damals der Herzog von Nivernois, sechs andere und weit betrachtlichere Inseln angeboten, als die erbärmliche Insel Tabago. Er sah und wusste, welche Throne nach der Oberherrschaft über alle andere Throne streben; und also konnte er auch nicht sich von Frankreich als ein Werkzeug gebrauchen lassen um England zu vernichten.

Preussen wäre klein, wenn die grösten europäischen Mächte in Europa alleine den Ton angäben. Aber

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 416.

Aber auch nur eine einzige Begebenheit beweiset ganz, wie sehr Friedrich die beste Partey ergriff als er sich mit England verband. Nur ein einziges Uebel war in der Folge mit dieser Allianz verbunden, das Er nicht voraus sah, und nicht voraussehen konnte: das Uebel daß Lord Bute in England ein Mann von so grossem Gewichte ward, und gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, einer von Friedrichs gefährlichsten Feinden.

Jene in der Zeitgeschichte nicht genug gerügte Begebenheit, kam durch den bekannten heftigen Streit über Commandosachen zwischen dem Marschall d'Etrees, und dem Generallieutenant von Maillebois, an den Tag. Maillebois beschuldigte den d'Etrees: „er habe immer gezögert, sey nicht „zur rechten Zeit über die Weser gegangen, nicht „schnell genug in das Churfürstenthum Hannover „eingedrungen.“ D'Etrees antwortet hierauf in einer gedruckten Vertheidigungsschrift: „Maillebois mache ihm diese Beschuldigung höchst un„überlegt, und zum grossen Beweise seiner grossen „Unwissenheit. Er, der Marschall d'Etrees, habe „fast zwey Jahre vorher, als französischer Ambas„sador, in Wien den geheimen Tractat unterzeich„nen müssen, durch welchen Frankreich dem Wiener „Hofe versprach, an einem bestimmten Tage in das „Churfürstenthum Hannover einzubrechen.“

Hannover lebte damals im vollkommensten Frieden mit Wien. Schrecklich war also dieses Merkmal der Unzuverlässigkeit der Verbindungen mit dem kaiserlichen Hofe. Auch machte der Chur-

braunschweig-lüneburgische Gesandte in Regensburg, Freyherr von Gemmingen, auf dem Reichstag den kaiserlichen Ministern die allerbittersten Vorwürfe. Er gab es der Welt zu beurtheilen, was man von Treu und Glauben halten müsse, wenn man sehe, daß das von König Georg dem Zweiten gerettete Oesterreich, mitten im Frieden und vor aufgehobener freundschaftlicher Verbindung, dem französischen Hofe zum Bedinge eines heimlichen Tractats mache, auf einen bestimmten Tag in die Länder Georgs des Zweiten einzubrechen.

Gewiß wird Herr Denina nach diesen Gründen überzeugt seyn, daß Friedrich sehr schlecht in die Zukunft gesehen hätte, wenn er bey dieser Denkart seiner Feinde, ihr Freund geworden wäre, und sich mit Frankreich verbunden hätte gegen England und Hannover. Abgekauft hätte er sich dadurch, in diesem Augenblicke, die Gefahr seiner Lage; und, in der Zukunft, hätte man ihn desto gewisser unterdrücket.

England war freylich Friedrich dem Grossen nachgehends nicht günstig; aber dieß hatte für ihn eben keine erhebliche Folge. Bute war gegen das Ende des siebenjährigen Krieges Friedrichs Feind, wie man aus Friedrichs nachgelassenen Werken weiß, und dieß aus ganz sonderbaren Ursachen die ich im fünften Capitel dieser Fragmente erzählet habe. Aber eben so wenig war in der Folge Lord Stormont sein Freünd, aus Ursachen von denen die Geschichte der Zeit nichts erwehnet, und die man hier findet.

Stor-

Stormont suchte in der ganzen Zeit, als er Minister war, Englands Uneinigkeit mit Preussen zu vermehren. Er glaubte, ungeachtet des zwischen den Bourbonischen Höfen geschlossenen Familientractats, könne England seine alte Allianz mit Oesterreich völlig wieder erneuern; und dieser politische Glauben war eben so gewiß ein politischer Fehler als der nachher durch Lord Stormont bewirkte Bruch mit Holland.

Lachend erzählte Friedrich oft, wie er seinen grossen Feind den Lord Stormont in Sachsen habe kennen lernen. Stormont war bey dem Anfange des siebenjährigen Krieges englischer Gesandter in Dresden. Friedrich hatte eben die sächsische Armee eingeschlossen, und Stormont hatte eben eine sächsische Dame geheurathet. Also bat Stormont vorerst den König schriftlich, er möchte doch der ganzen bey Pirna eingeschlossenen sächsischen Armee erlauben Ihm zu entgehen? Friedrich fand dieß gar nicht zuträglich. Lord Stormont kommt also selbst in des Königs Lager, hält an der Mittagstafel eine zierliche Rede an Friedrich um ihm zu beweisen, es sey sein höchstes Interesse sich mit Oesterreich und Sachsen zu vergleichen!

Schnurst als gegen das Interesse von England gieng diese zierliche Rede des englischen Gesandten. Der König antwortete nichts, und begnügte sich den mit an der Tafel sitzenden Ritter Mitchel anzusehen. Mitchel war aber nicht so gelassen wie der König. Er stand von der Tafel auf, ergriff den Lord Stormont beym Arme, gieng mit ihm

ans Fenster, gab ihm die heftigsten Verweise, drohte, kam dann wieder zum Könige, und sagte ihm etwas ins Ohr, das ich weiß, und verschweige.

Dieß alles, und was Mitchel dem Könige ins Ohr sagte, habe ich von dem Herrn Minister von der Horst, dem der König dieß alles gesagt hat.

Stormont kam dessen ungeachtet, nachmals, ins englische Ministerium. Wäre er Minister geblieben, so hätte sich England mit Preussen niemals vereinigt: weil Friedrich im siebenjährigen Kriege der Lady Stormont den Gefallen nicht thun wollte, die sächsische Armee entwischen zu lassen. König Georg der Dritte hat seitdem vor sich allein, und ganz ohne alle Einwirkung der englischen Minister, die höchst glückliche und staatskluge Vereinigung Englands mit Preussen gegründet und bewirket; und zwar seit Anbeginn der Tractaten wegen des deutschen Fürstenbundes. Friedrich wandte sich damals, mit freundlichem Vertrauen an Georg den Dritten; und Georg der Dritte trat mit allen Kräften seiner schönen und redlichen Seele in diesen Bund.

Eine grosse und durch ganz Europa eben so viel Erstaunen als Mißgunst erregende Staatsverhandlung Friedrichs, war unstreitig die Theilung von Polen. Was Preussen durch die Theilung von Polen gewonn, hat man aber auch mehrentheils sehr übel verstanden. Nie hätte Friedrich sein eigen Interesse gekannt, hätte er nicht bey der Theilung von Polen seinen Erwerb von Kräften, mit Rußlands und Oesterreichs Erwerb ins Gleichgewicht

nicht gebracht. Diesem Grundsatze widersprach ein sehr leeres Geschwätz, das damals in Berlin in grossen Umlauf kam: der General von Lentulus, sagte man in Berlin, habe aus Eigennutz des Königs Vortheil in Warschau verabsäumt. Aber Lentulus war in Warschau nur figurirender Minister, und keineswegs der eigentliche Unterhändler; also hatte er auf die ganze Sache keinen Einfluß. Friedrichs einziges Werkzeug bey dieser Unterhandlung war nicht ein Schweizer, sondern ein Hannoveraner, der Ritter von Benoit. Dieser geschickte, scharfsichtige, und wie aus schönen Charakterzügen bekannte Mann, erhielt in Warschau alle Vorschriften des Königs sehr gemessen und bestimmt, unmittelbar aus der Hand des Königs.

Versäumt war Friedrichs Vortheil bey dieser ganzen Sache auf keine Weise, so sehr man auch in Berlin dieß glaubte, sagte und herumtrieb. An Erdenfläche und Menschenzahl erhielt Friedrich von Polen weniger als Rußland, oder Oesterreich; dieß ist wahr. Aber hingegen wollen staatskluge Männer behaupten: Preussens Antheil von Polen sey mehr werth, als vielleicht der ganze Antheil Rußlands, und der ganze Antheil Oesterreichs zusammen genommen. Auch sagte ein scharfsinniger und einsichtsvoller Mann, der damalige österreichische Gesandte in Berlin, Freyherr von Swieten, rein und rund heraus: „Ich muß es „gestehen, beyde Kaiserhöfe haben bey der Theilung von Polen gerechnet, wie Edelleute bey ei-

„ner Abtheilung; Friedrich hingegen wie ein Sou„verain, der auf nichts sieht als auf die Grösse „seines Staatsvortheils."

Ein unschätzbarer Vortheil für den König von Preussen ist schon die Herrschaft über die Weichsel durch den Zoll zu Werden und den Hafen von Danzig. Mitten durch das preussische Gebiet und durch preussische Hände geht also die ganze Ausfuhr und Einfuhr des Königreichs Polen zur See. So ward der König in Preussen Herr des polnischen Handels. Besonders ist dann auch hierbey merkwürdig, daß von der curländischen Grenze bis an die Mosel alle nach Norden fliessenden Ströme durch Zölle oder Hafen unter preussischer Gewalt stehen. Das Königreich Polen hat in seinem ganzen Bezirke, nur noch den einzigen Hafen von Polangen in dem Gebiete des Fürsten von Sacken. Aber da ist kein tiefer und in das Land gehender Strom; hingegen fliessen alle schiffbaren Ströme, die Nuß, der Bog, der Poprad, die Warta und Weichsel im Preussischen zusammen; und alles was man darauf verschiffet, steht unter preussischer Abgabe und Willkühr. Selbst die dem Kaiser bey der Theilung von Polen zugefallene sehr einträgliche Salzwerke gaben den grossen Vortheil nicht, den man davon vermuthet; denn auch da eroberte Friedrich durch das eingeführte Seesalz wieder das Gleichgewicht.

Frankreich war erschrecklich bange bey dieser Theilung von Polen. Das tiefste Geheimniß deckte diese ganze Unterhandlung zwischen Catharina,

rina, Maria Theresia und Friedrich. Wie gierig der Herzog von Choiseül war, auch nur etwas äusserst Weniges hiervon zu erfahren, und wie meisterhaft Friedrich die unbescheidene Neugier des französischen Gesandten in Berlin bestrafte, habe ich schon im zehnten Capitel dieser Fragmente erzählet. Aber Frankreich that noch mehr, und mit eben so wenigem Glück. Hinter Choiseül herkam nun auch sein Nachfolger der Herzog von Aiguillon, und schickte einen geheimen Emissair nach Berlin. De Mettra ist sein Name, und er lebet noch. D'Aiguillon erbot dem Könige Frankreichs Garantie für irgend ein von ihm selbst nach eigenem Belieben gewähltes Stück von Polen; aber Frankreich verlangte dann auch von ihm, daß er seinen Verbindungen mit Oesterreich und Rußland wegen der polnischen Theilungssache ganz entsage? Man kann denken wie Friedrich einen solchen Emissair anblickte.

Aufs höchste stieg Friedrichs Unterhandlungskunst bey den allmähligen Schritten zum deütschen Fürstenbunde. Schon seit Entdeckung des grossen orientalischen Projekts, wovon ich am Schlusse des neünten Capitels ein Wort zu sagen wagte, also seit 1780 und 1781, war Friedrich mit dem edelgesinnten und wahrhaftig patriotischen Churfürsten von Mainz, wegen des deütschen Fürstenbundes, in eigenhändiger Correspondenz; und diese Correspondenz umhüllte die Nacht des tiefsten Geheimnisses. Ganz wohl wußte zwar das preüssische Ministerium daß der König in beständiger

Correspondenz mit dem Churfürsten sey: aber kein Minister wußte damals auch nicht das allergeringste von dem Inhalt dieses Briefwechsels, der nun ganz im geheimen Archiv in Berlin liegt. Auch nicht den Schatten eines Argwohns oder einer Muthmassung, hatte hierüber der sonst für allwissend gehaltene französische Staatsminister von Vergennes; denn noch im Junius 1784 sagte Vergennes in Versailles zu dem preüssischen Staatsminister Freyherrn von der Horst: „Ihr „König ist der gröste König dieses Jahrhun„derts; er thut die grösten Dinge, aber er hat „keinen Allirten! Er sitzt alleine; und er kann „auch nicht einen mir denkbaren Schein von wah„rer Hülfe durch irgend eine Allianz sich verspre„chen (*).“

Als Vergennes so kurzsichtig in Versailles sprach, war Friedrich mit seinen wichtigsten Unterhandlungen wegen des deütschen Fürstenbundes längst im Gange; und eine geraume Zeit nachher kam das erste Gerücht von diesem Bunde in die Cabinette von Eüropa. Niemand war aber auch in Eüropa darüber mehr erstaunt als Vergennes. Denn wenn dieser französische Staatsminister auch nur rechnen konnte, so mußte er sehen: Hannover,

Sach-

(*) Votre Roi est le plus grand Prince de son siècle, il a fait les plus grandes choses, mais il n'a aucun allié! Il s'est mis tout seul; et il ne peut avoir l'apparence de trouver des secours réels par une alliance quelle que j'en puisse imaginer.

Sachsen, Hessen und Braunschweig, können in wenigen Wochen eine grössere Hülfsarmee von den ausgesuchtesten und exercirtesten Völkern dem Könige in Preüssen vor die Thür stellen: als die gröste Macht von Europa, in vielen Monaten, durch eine nur irgend denkbare Allianz.

Das grosse Geheimniß des deütschen Fürstenbundes, seine wahre und tiefe Grundursache, beruhet wohl, ausser allem Zweifel, auf der für Deutschland gefahrvollen Verbindung Oesterreichs mit dem ehmaligen Frankreich. Preüssen zeigte diese Gefahr. Georg der Dritte fühlte was aus diesem Uebergewicht von Frankreich entstünde; zumal wenn es ihm gelungen wäre Holland zu unterjochen. Aber den Stufengang der Errichtung des deütschen Fürstenbundes, mit den wesentlichsten Aktenstücken und Beweisen desselben, kennet seit Friedrichs Tode wenigstens niemand besser als der Churfürst Friedrich Carl Joseph von Mainz.

13. Cap.

Ueber Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten. Ueber das catholische Bischthum das er im Clevischen errichten wollte. Ueber die spöttische Hofnung die Friedrich dem Pabste Clemens dem Dreyzehnten geben ließ er wolle catholisch werden.

Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten sind in seinen nachgelassenen Werken, zumal in seinen Briefen an d'Alembert deutlich ausgedruckt. Es ist darum unbegreiflich, wie man unbedingt hat behaupten dürfen, Friedrich sey ein erklärter Feind der Jesuiten gewesen.

Er verabscheute an den Jesuiten was an ihnen verabscheuungswürdig ist. Aber als er seine Geschichte des siebenjährigen Krieges schrieb, erzählte er die Ursachen ihrer Vertreibung aus Portugall, wie man diese Ursachen damals wusste. Seit Pombals Tode hat sich jedoch diese Geschichte ganz anders entwickelt. Noch ganz neulich hörte ich aus dem Munde eines sehr aufgeklärten und geistvollen Mannes, des Herrn Grafen von Susa, der als portugiesischer Gesandter nach Berlin abgieng, das vollkommenste Gegentheil dessen was Friedrich über die vorgeblich von den Jesuiten gegen das Leben des Königs in Portugall angezet-

telte

te Verschwörung schreibt (*). Die Jesuiten
ben wegen sehr vieler Ursachen verdient aus
rtugall vertrieben zu werden, sagte der Herr
af von Susa. Aber an dieser vorgeblichen
rschwörung gegen das Leben des Königs, waren
eben so unschuldig als der Herzog von Aveiros
d die übrigen Personen vom ersten Range in
rtugall, die wegen dieser falschen Anklage un-
uldig den schmählichsten Tod litten. Kein
ensch hat daran gedacht den König umzubrin-
n. Niemand wusste und konnte wissen, daß
r König in der Kutsche saß, auf welche aller-
ings bey Nacht von Miethlingen des Herzogs
n Aveiros einige Schüsse geschahen. Diese
utsche gehörte einem Kammerdiener des Kö-
gs, den der Herzog von Aveiros wollte ermor-
n lassen. Die Schüsse geschahen eben in der
it, da sonst der König gewöhnlich Rath mit sei-
n Ministern hielt. Aber weil er eben damals
en Roman mit einer Nonne hatte, wählte er
se bekannte Zeit, um sich heimlich in der Kut-
e seines Kammerdieners nach diesem Nonnen-
ster zu begeben (**). Sein erster Minister, der
Mar-

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 241. 242.

(**) Portugall ist bekanntlich das christliche Land, wo man das weibliche Geschlecht am allermeisten und ganz schrecklich vor Männern hütet; und wo man auch deswegen um so mehr erfindsam, sinnreich und glücklich in der Kunst ist, weibliche Herzen zu erobern. Daher gelinget in Portugall nicht nur etwa

Marquis von Pombal hatte gar keine Mühe den schwachen und furchtsamen König (*) zu bereden Aveiros habe ihn ermorden wollen; und er bediente sich mit Vergnügen dieser guten Gelegenheit, die vornehmsten Personen von Portugall den Händen des Henkers zu übergeben. Höchst-unschuldige Personen vom ersten Adel dieses Königreiches wurden enthauptet und gerädert, weil sie dem Marquis von Pombal mißfielen. An einen Königsmord dachten die Jesuiten eben so wenig, als sie von dem vorgehabten Mord des königlichen Kammerdieners wußten, in dessen Kutsche der König saß. Der Pater Malagrida war ein abergläubischer Tropf, ein Schwärmer der sein Leben mit alten Weibern zubrachte, denen er allerley närrische Wunder erzählte, die sein fanatischer Kopf gebahr. So sprach der Herr Graf von Susa.

Also

etwa dem Könige sondern jedem kühnen Ritter in diesem Fache alles; und selbst das allerschwerste von allem, die Eroberung einer Nonne. Der grosse Graf von der Lippe, dessen Namen man noch immer in Portugall verehret, erzeugte mit einer Nonne in einem portugiesischen Kloster eine noch in Lissabon lebende Tochter.

(*) Der König von Portugall war so furchtsam, daß er seitdem immer geladene Pistolen bey sich hatte; nach seinem Tode sogar, fand man in dem Bette worinn er starb, zwey geladene Pistolen unter seinem Kopfküssen.

Also war doch allerdings der sonst sehr einfältige Pabst Clemens der Dreyzehnte befugt sich der Jesuiten anzunehmen, in sofern man sie für Mörder des Königs von Portugall hielt. Friedrich der Grosse erzählte diese Geschichte wie Pombal sie an ganz Europa hatte erzählen lassen; und er beurtheilte sie, wie jeder Mensch sie beurtheilen muß, der nicht weiß, was sonst niemand in der Welt besser als Friedrich wußte: wie viele allgemein bekannte Dinge nur seit vierzig Jahren in Europa geschahen, wovon die wahren Ursachen das vollkommenste Gegentheil dessen sind was man in ganz Europa glaubt.

So nachdrücklich sich auch der König an der angeführten Stelle seiner nachgelassenen Werke gegen die portugiesischen Jesuiten erkläret, so duldsam schrieb und sprach er von den Jesuiten überhaupt bey mancher andern Gelegenheit. Er schätzte sie wegen ihrer Verdienste um die Erziehung, oder eigentlich, wegen der guten Kenntnisse in den schönen Wissenschaften die sie der Jugend mittheilten. Er sagte zu dem Fürsten von Ligne: „Man „muß nichts vernichten; und warum hat man die „Jesuiten vernichtet, diese Verwahrer der Grazien „von Rom und Athen, diese treflichen Professoren? Ohne Zweifel wird die Erziehung dadurch „verlieren; aber da meine Brüder, die catholischen, die allerchristlichsten, die allergetreuesten, „und apostolischen Majestäten die Jesuiten ausjagten, hebe ich, erzketzerischer König, so viele von „ihnen auf, als ich nur finden kann; und vielleicht

„macht

„macht man mir noch einst die Cour, um welche „davon zu bekommen (*).“

Gar keine Notiz nahm Friedrich von der in seinen lezten Lebensjahren in Berlin erregten Exjesuitenjagd. Er wusste was über den eigentlichen und ersten Ursprung dieses Lerms wissenswerth war, lange, sehr lange vor dem Geschrey des Herrn Buchhändlers Nicolai und seiner Gehülfen. Schon im Jahre 1771 erzählte dem Könige der Herr Minister von der Horst: die Exjesuiten haben in Frankreich Freymaurer-logen errichtet; und die Veranlassung hierzu sey sehr natürlich: denn auf das allerschärfste war von der französischen Regierung verboten, daß sich niemals mehr als drey Exjesuiten heimlich an einem Orte versammeln. Der erste Zweck bey Veranstaltung dieser Conventikeln war wohl, wie der König gleich einsah, aus dem Schiffbruche ihres Ordens dasjenige zu retten, was sie etwa auf die Seite gebracht haben konnten, und unter sich hierüber Abrede zu nehmen. Vermuthlich dachten sie in der Folge auch wohl andere Absichten durch diese Mischung von Freymaurerey und Jesuiterey zu erreichen. Alle diejenigen wenigstens, die sie in ihren Logen aufnahmen, erhielten die Tonsur, und wurden eigentliche Jesuiten. Sie behielten aber übrigens die Erlaubniß sich zu verheirathen. So erhielt der Herzog von Orleans und der Herzog von Chartres die Ton-

(*) Memoire sur le Roi de Prusse, Frédéric le grand, par le Prince de Ligne. pag. 53. 54.

Tonsur; so, wie man sagt, der Churfürst von Bayern, und so auch seitdem mancher Freymaurer in Deutschland. Dieß alles wusste also Friedrich viele Jahre vor dem bekannten berlinischen Antijesuitenlerm. Aber deswegen war Er für die protestantische Kirche eben so wenig bange, als Er für dieselbe bange gewesen wäre, wenn man ihm gesagt hätte, der Herr Oberconsistorialrath Gedike in Berlin habe kein Präputium.

Grösseres Aufsehen als die erst seit einigen Jahren nur bloß unter einigen gelehrten Herren und Damen in Gang gekommene Jesuitenriecherey, machte in der Welt die von Friedrich versuchte Hereinziehung der Jesuiten in seine Länder. Der groß und edel denkende Herr von Birkenstok in Wien spricht in seiner schönen lateinischen Lobschrift auf Friedrich den Grossen, von diesem Projekt äusserst wichtig. Erlaubt, die Jesuiten haben dadurch ihre Schlangenklugheit bewiesen, weil sie Friedrichs Schlingen entgiengen. Aber ganz anders verhält sich diese Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhange, und in ihrer wahren Gestalt.

In jener preiswürdigen Zeit, als man bey Pabst Ganganelli die Aufhebung des Jesuiterordens scharf zu betreiben anfieng, kam, wie ich es von dem Herrn Minister von der Horst ganz umständlich weiß, ein gewesener Oberster in kaiserlichen Diensten, Herr von Dobriluck, zum Könige. Dobriluck war in seiner Jugend Novitze bey den Jesuiten, und blieb, wie das sehr gewöhnlich war, ohne Annehmung des Habits dem Orden affilirt.

Dem Könige that er den Vorschlag: „Er möchte „den jetzt so bedrängten Jesuiten in seinen Ländern „völligen Schutz verleihen, und völlige Sicher„heit. Sie hingegen versprechen, in einem preuss„ischen Hafen den grösten und vortheilhaftesten „Handel nach China zu errichten, den jemals „irgend eine europäische Nation nach China trieb. „Bekanntlich haben sie am Hofe zu Peking immer „den grösten Einfluß, und den Rang von Manda„rinen; und zu den grösten Anlagen und Unterneh„mungen" (wie dieser Emissair am Ende der Unterredung dem Könige ganz sachte zu verstehen gab) „wissen die Jesuiten schon Mittel."

Dem Könige schien dieß glaubhaft, und er genehmigte alle Bedinge. Aber als man die Unterhandlung weiter trieb, erfuhr man: Dobrilugk sey an den König nicht von dem Jesuitergeneral Ricci abgefertigt, sondern von dem bekannten und klugen Vorsteher aller deutschen Jesuiten, dem Pater Romberg.

Ricci wollte sich auf diese Vorschläge gar nicht einlassen. Wie ein wahrer Mönch sagte er: „Sein Orden sey in den betrübtesten und „armseligsten Umständen. Unmöglich sey es ihm „beynahe, nur den dürftigen Unterhalt seinen „aus Spanien und Portugall vertriebenen Brü„dern zu verschaffen; und also sey er weit ent„fernt, auf wichtige Commerzunternehmungen „nur zu denken."

Eine ganz kurze Zeit nach dieser dem Könige ertheilten Antwort, setzte man den Jesuitergeneral Ricci

Ricci gefangen auf die Engelsburg in Rom. Unter dem Schutze der Kaiserinn Maria Theresia glaubte sich Ricci völlig sicher vor der gänzlichen Vernichtung des Ordens. Zu einem solchen Zwecke betrug sich jedoch Ricci wirklich dumm; denn man fand unter seinen Papieren die eigenhändigen Beichtzettel der Kaiserinn Maria Theresia, die der Pater Hambacher und andere jesuitische Beichtväter der Kaiserinn, nach dem schändlichen Gebrauche des Ordens, immer an ihren General nach Rom schickten. Wäre Ricci weniger unvorsichtig gewesen so hätte er diese Beichtzettel bey guter Zeit verbrannt.

Pabst Ganganelli, den die Kaiserinn wegen der von Ihr befürchteten Aufhebung des Jesuiterordens eben hart bedrohet hatte, schickte der Kaiserinn diese von ihrer eigenen Hand geschriebenen und mit Verletzung aller Kirchengesetze von ihren Beichtvätern dem General des Jesuiterordens immer pünktlich mitgetheilten Beichtzettel. Nun legte sich der Zorn der Kaiserinn gegen den römischen Stuhl, aber er verwandelte sich in den bittersten Haß gegen die Jesuiten. Sie wurden vom Hofe weggeschaffet, in der ganzen österreichischen Monarchie ward der Orden aufgehoben. Niemand begriff in Wien die Härte, mit der man bey Aufhebung des sonst so zärtlich geliebten Ordens der Jesuiten verfuhr. Man nahm ihnen alles. Ob die Jesuiten Hosen trugen, weiß ich nicht; aber gewiß ist, man nahm ihnen sogar ihre

Hemder, und sie mussten für ihre Wiedererstattung mit Supplikén einkommen.

Friedrichs des Grossen Neigung für die Jesuiten entstand, wie ich es von dem Herrn Minister von der Horst weiß, mitten unter den Schrecken und Gefahren des siebenjährigen Krieges, als Schwärmerey und wilde Religionswuth bey dem catholischen Pöbel so mächtig gegen ihn wirkten und stritten. In diesem Kriege, in welchem der dreyfach gekrönte Tropf in Rom, Clemens der Dreyzehnte, nachgerade eben diese Wuth in die geistlichen Fürsten Deútschlands trieb; in welchem auch die Jesuiten in Glatz, durch ihr Einverständniß mit den Oesterreichern, dem Könige in der Folge ihre Treúlosigkeit bewiesen: zeichneten sich diese Väter in Breslau durch wahren Edelmuth und preúſſischen Patriotismus aus. Nach der von dem Herzog von Bevern verlohrnen Schlacht bey Breslau, ward eine sehr grosse Anzahl von verwundeten Preúſſen nach Breslau gebracht. Diese Unglücklichen waren gänzlich verlassen. Die Jesuiten baten bey der österreichischen Generalität um die Erlaubniß, alle preúſſischen Blessirten aufzunehmen und zu verpflegen. Sie erhielten diese Erlaubniß, raúmten sodann fast ihr ganzes weitlaúftiges Kloster, um es mit diesen Blessirten anzufüllen, für die sie auf das allerbeste sorgten. Vor der Schlacht bey Leúthen geschah dieß. Also in einer Zeit da niemand glaubte, daß der König wieder Herr von Breslau werden könnte. Niemals vergaß auch Friedrich diese von den Jesuiten

in

Breslau ihm erzeigte Treu. Oft sagte Er in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, von dem ich diesen grossen Zug aus dem Charakter des Königs weiß: „Mich kümmern die Streitigkeiten der Jesuiten mit der römischen Kirche und mit so vielen Höfen eben so wenig als die Irrthümer in ihrer Glaubenslehre. Als gute Bürger und redlich gesinnte Einwohner betrugen sich die Jesuiten bey dieser und vielen andern Gelegenheiten in meinen Ländern; und darum ist es beynahe meine Pflicht sie zu schützen."

Dieß war hoher Edelmuth und wohlverdienter Dank. Natürliche Regentenpflicht war sodann Friedrichs Gedanke an die Errichtung eines neüen katholischen Bischthums in seinen Staaten. Aber weit mehr Grund hat diese Geschichte, als der Herr Abt Denina glaubt, und ganz andere Umstände als Herr Denina angiebt (*).

Friedrich hat nie daran gedacht, den Abbé du Val Pyreau zum Bischof von Minden zu machen; Minden ist ein Fürstenthum mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Aber allerdings war Friedrich entschlossen einen eigenen Bischof im Clevischen zu setzen, wegen der Menge seiner catholischen Unterthanen, die in Glaubenssachen unter fremden Bischöfen stehen. Dieser Gedanke entstand bey ihm, zumal als er sah, daß der Kaiser den deütschen fürstlichen Bischöfen alle Dioecesen in

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 357.

seinen Ländern nehmen wollte. Friedrich hatte seinen Plan hierüber schon gemacht, und davon mündlich oft gesprochen.

Xanten im Clevischen sollte der Siz dieses neüen Bischthums seyn. Die alten Herzoge von Cleve hatten dort eine Cathedralkirche und ein Collegiatstift errichtet, woraus sich leicht ein Domstift machen ließ. Die Einkünfte dieses Bischthums sollten festgesetzet werden, ohne Kosten für den König und ohne Last für die catholischen Glaubensgenossen. Zwey grosse Klöster im Clevischen, Marienwolde und Marienboom, haben viele tausend Thaler Einkünfte. Diese Klöster sind vom Briggittenorden, und dieser hat bekanntlich das sonderbare Vorrecht, daß seine Klöster halb aus Mönchen bestehen können und halb aus Nonnen; die dann auch, wie es sich versteht, freündlich mit einander leben. Aber Freündlichkeit führet in den mittägigen Ländern von Európa, zwischen Personen beyderley Geschlechts, immer ungleich weiter als in unserm kalten Deútschland. Mit Bewilligung des Pabstes wurden darum in jenen Ländern diese freündlichen Klöster mehrentheils aufgehoben; und zwar, wie es hieß, wegen des Skandals! Friedrich glaubte diese Aufhebung darum auch sehr leicht von Pabst Pius dem Sechsten zu erhalten. Eben kam dieser Pabst nach Deútschland. Friedrich ließ ihn durch den Abbé dü Val Pyreau in Bayern und Augsburg begrüssen; und er übergab ihm diese Unterhandlung.

Dü

Dû Val Pyreau war längst wegen seiner ketzerischen Schriften, bey dem römischen Hofe verhaßt. Er benahm sich auch bey dem Pabste mit solcher Unbescheidenheit, daß er ihm äusserst mißfallen mußte, und daß der Pabst dem Könige die triftigsten Vorstellungen machte, nicht gegen die Errichtung eines Bischthums zu Xanten, sondern gegen diesen ihm unausstehlichen Bischof. Den König frappirten die Klagen gegen dû Val Pyreau; und alles blieb liegen.

Gewiß nicht unerheblich waren die Ursachen des Königs, bey dieser gesuchten und nachher wieder unterlassenen Einrichtung. Bey vielen Vorfällen muß es einem protestantischen Landesherrn höchst unangenehm seyn, Hunderttausende von catholischen Unterthanen unter der geistlichen Gerichtsbarkeit verschiedener ausländischer Bischöfe zu haben. Ganz besonders mißfiel auch dem Könige der Gewissenszwang des österreichischen Bischofs zu Rüremonde über die Einwohner des ganzen preüssischen Gelderns: denn Geldern ist fast durchaus catholisch, so wie ein Theil des Clevischen. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß noch einmal an die Errichtung eines catholischen Bischthums in diesen Gegenden wieder gedacht werden könnte, zumal da jetzt der Pabst einen Geschäftsführer in Berlin hat, und der König von Preüssen einen in Rom.

Ein eifriger, andächtiger und dummer Graf Moncada, kam nach dem siebenjährigen Kriege von

Wien nach Berlin, um den König in Preussen zum catholischen Glauben zu bekehren. Moncada ließ verhoffentlich nicht zu diesem Zwecke, zu vier Sprachen eine Geschichte des Lebens und der Wunder der heiligen Theresia drucken. Aber man kann sich doch vorstellen, wie Friedrich über diesen Missionarius gelacht haben mag.

Gelacht hat er wohl noch mehr, als er dem armen Pabst Clemens dem Dreyzehnten die spöttische Hofnung geben ließ: Er wolle catholisch werden. Solche Sarcasmen verdiente auch wirklich dieser gekrönte Priester durch das geweihte Baret, und den geweihten Degen, womit er im siebenjährigen Kriege den Feldmarschall von Daun aus Dankbarkeit beschenkte, weil er die Preussen bey Hochkirchen schlug (*).

Diese comische Geschichte hängt mit der Geschichte des Abts Pernety zusammen, der als vermeinter Bekehrer des Königs, auf einige Zeit eine kleine Rolle spielte. Er war Bruder des französischen Regisseurs Pernety in Berlin, und Herr Formey sagt: der Abt sey eben deswegen nach Berlin gerufen worden, weil er ein Bruder des Regisseurs war; eines schätzbaren Mannes, setzet Herr Formey hinzu, den sich der König dadurch verbindlich machen wollte (**). — Aber ich weiß von dem Herrn Minister von der Horst, daß der König

(*) Oeuvres posthumes. Tom. III. pag. 343. 344.
(**) Souvenirs d'un citoyen. Tom. I. pag. 155.

König den Abt gar nicht aus Rücksicht auf seinen Bruder berufen hat, denn er verachtete den Regisseur, und entließ ihn sobald er konnte.

Seines damaligen Rufes wegen verlangte der König diesen Mönch. Er hatte mit dem Herrn von Bougainville eine Entdeckungsreise nach den Malouinischen Inseln gemacht; seine Reisebeschreibung und sein Seejournal enthielten einige mathematische und astronomische Bemerkungen, die dem armen Pernety einigen Ruf gaben, bis Pauw kam und dieß alles verlachte. Man hielt ihn auch damals für den Verfasser der physiognomischen Briefe, von welchen man in der Folge behaupten wollte er habe sie nicht geschrieben, und die auch Herr Formey einem unbekannten Jacob Pernety zuschreibt. Aber berühmt war einmal der Abt Pernety in Frankreich durch diese physiognomischen Briefe, ob man gleich in dem ganzen Buche nicht eine einzige physiognomische Beobachtung findet; und hauptsächlich wegen dieser physiognomischen Briefe war der König begierig, nicht nur den Don Pernety zu sehen, sondern vollends ihn zu haben. So sehr auch Friedrich von sich selbst überzeugt war, daß er die Menschen bloß nach dem Ansehen beurtheilen könne: so schien es ihm doch vielleicht nicht ganz überflüßig, noch nebenher einen Physiognomisten zu besolden.

Der Vorschlag ward also an Pernety gemacht. Pernety antwortete: Er sey kein Hofmann, und in seinem Ordenshabit dürfe er vor dem Könige

 nicht

nicht erscheinen. Aber der König lüsterte durchaus nach diesem Physiognomisten. Also ließ er ihm die Stelle eines königlichen Bibliothekars in Berlin unter den besten Bedingungen anbieten. Pernety hatte grosse Lust den Ruf anzunehmen. Nun kam es darauf an, ihn aus dem Benedictinerkleide zu ziehen; und diese Erlaubniß versagte ihm durchaus der andächtige Pabst Rezzonico.

Bastiani führte damals die römische Correspondenz des Königs, und hatte einen spöttischen Einfall der alles möglich machte, und bey dem andächtigen Pabst alle Schwierigkeiten hob. Der König genehmigte diesen Einfall. Bastiani schrieb an den Pabst: „es sey eine Gewissenssache, dem „Don Pernety nicht zu erlauben daß er seinen „Ordenshabit ausziehe, weil er mit demselben „durchaus nicht um den König in Preussen seyn „dürfe: denn der König habe eine gar sonderbare „Antipathie gegen solche Röcke! Aber da einmal „dieser Monarch eine sehr grosse Meinung für die „catholische Religion zeige, wie er dieß zuverlässig „wisse: so wäre auch niemand in der Welt, als „ein so gelehrter Mann wie Pernety, fähig den „König in Preussen ganz in den Schooß der allein„seligmachenden Kirche zu bringen.“

Pernety war eigentlich und im Grunde, ein Kloz. Aber der andächtige Pabst wollte durch Behinderung einer so grossen Aussicht für die Kirche Gottes seine Seele nicht in Gefahr setzen. Er gab also dem Don Pernety völlige Dispen-

sation vom Ordenskleide, und ernannte ihn zum Abt im Lande der Unglaubigen. Eine von den sächsischen Fürsten eingezogene Abtey, das Amt Bürgel eine Meile von Jena, ertheilte ihm der Pabst zur Abtey. Er schenkte auch dem neüen Abt ein ungeheüres goldenes Kreütz, nebst einem grossen goldenen Bande um den Hals.

Mit diesem Prälatenkreütz am Halse, trat also vor Friedrich den Grossen sein dummer Bekehrer Pernety. Ein weit besserer Physiognomist als er, war der König; er sprach ihn nur zweymal, hatte daran genug, und sendete ihn eilig auf seine Bibliothek nach Berlin. Ohne ihn jemals wieder zu sehen, schrieb er dennoch, in einem Anfalle von gutmüthiger Laune, wie ich im sechsten Capitel erzählet habe, für Pernety gegen Pauw. Bastiani gab dann auch einige male dem Pabste sehr erbauliche und tröstliche Nachrichten von der Ausbauung und Einweihung der catholischen Kirche in Berlin, und den übrigen Fortschritten Friedrichs in der catholischen Religion unter der Führung seines Bekehrers Pernety.

Pernety blieb mehrere Jahre Academist und Bibliothekar in Berlin. Um die Meinung zu erhalten, daß er der Verfasser der elenden physiognomischen Briefe sey, schrieb er auch verschiedene Aufsätze zur Vertheidigung der Physiognomik für die Academie. Endlich begab er sich in Berlin, in eine Gesellschaft von Geistersehern, und übersetzte die Werke des Schwärmers Swedenborg. Aber

als

als er mit dem geschickten zweiten Bibliothekar, dem Hofrath Stosch, in Streit kam, und dieser Streit nicht zu seinem Vortheil ausfiel, verließ er sein Amt, und entsagte seiner Pension, die ihm der König gerne gelassen hätte. Zu Fusse gieng er von Berlin nach Wien. Sodann begab er sich nach Italien, wo er natürlicherweise dem Pabste erzählen musste, daß Friedrich leider noch nicht catholisch sey. Und weil er in Berlin Mitglied einer Gesellschaft von Geistersehern war, gieng er nun aus Italien, wieder zu Fusse, nach seinem Vaterlande in die Gebürge von Auvergne, und suchte da die unbekannten Obern.

Ende des ersten Bandes.

Namenregister.

A.

Aiguillon (Herzog von) Minister von Frankreich Seite 150. 183.
Alba (Herzog von) . . 61.
Alcibiades . . 42. 55. 56.
Alembert (d') . . 62. 81. 89.
Algarotti . . 39. 62. 104. 105.
Alvensleben (Freyherr von) preußischer Gesandter in London . . . 143.
Antinous . . . 56.
Argens (Marquis d') 62. 71. 74. 104. 105. 106. 113. 117.
Arget (d') Vorleser des Königs . 75.
Arndt (Johann) . . 102.
Aveiros (Herzog von) . 187. 188.

B.

Barbarini (die Tänzerinn) . 52. 53. 54.
Bareuth (Marggräfinn von) . 22. 24.
Bastiani (Abt) 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 82. 83. 200. 201.
Bathiany (Feldmarschall) . . 175.
Beaumelle (la) . . 42. 57.
Beaue (le) de Villiers . . 75.
Beguelin, Academist in Berlin . 112.
Behnisch, vormals Untergouverneür des Kronprinzen von Preussen . . 114. 115.
Benoit (Ritter von) preußischer Gesandter in Warschau 181.
Bernoulli, Academist in Berlin . 112.
Bestuchef (Graf von) rußischer Reichscanzler 167. 168.
Beulwitz (Freyherr von) Minister in Hannover 93.
Bevern (Herzog von) . 174. 194.
Bielefeld (Baron von) . . 38.
Birkenstock . . 191.
Biron . . . 168.
Bißkamp, preußischer Gesandtschafts Dollmetscher in der Crimm . . . 156.
Bodmer, Professor in Zürich . 111.
Botta (Graf) . . 72. 73.
Bock (General von) . 27. 35.
Bougainville . . 79. 199.
Bourdeaux, Buchhändler in Berlin . 57.

Breitinger, Professor in Zürich Seite 112.
Büsching, Oberconsistorialrath in Berlin 20. 21. 41. 42. 43. 65. 67. 68. 80. 100. 101. 107. 108. 109.
Bute (Lord) 54. 177. 178.

C.

Cäsar 56.
Calzabigi (Geheimerrath) 72.
Campello, venetianischer Gesandter in London 53.
Carl (Kaiser) der Sechste 25. 26. 34. 128. 158.
Carl (Kaiser) der Siebente 129.
Cat (von) Vorleser und Gesellschafter des Königs 75. 76. 77. 78. 112.
Cato 147.
Catt (Lieutenant von) 24. 29. 30. 31.
Chartres (Ludwig Philipp Joseph, Herzog von) anjetzt Herzog von Orleans 190.
Chasot (Graf von) Commandant in Lübeck 38. 65. 83. 86. 87.
Choiseul (Herzog von) 42. 149. 150. 161. 162. 163. 183.
Cignani 49.
Claudian 47.
Clemens (Pabst) der Dreyzehnte 189. 194. 198. 200. 201. 202.
Clemens (Pabst) der Vierzehnte 191. 193.
Coccejl (von) Präsident in Glogau 54.
Colbert 11.
Cossel (Staatsrath) 72.
Cudenhofen (von) 69.

D.

Daun (Feldmarschall) 173. 174. 198.
Denina (Abt) Academist und geheimer Legationsrath in Berlin 14. 28. 52. 53. 89. 96. 110. 111. 118. 121. 122. 167. 169. 176. 178. 195.
Doberluck (Oberste von) ein Affiliirter der Jesuiten 191. 192.
Douceür (la) ein gekrönter Philosoph 78.

E.

Eller, Leibarzt des Königs 115.
Ellermann, Aufseher über die fremden Gesandten in Berlin 150.
Elliot, englischer Gesandter in Berlin 143. 144.
Ennel, preußischer Generalchirurgus 59.
England (König Georg der Zweite von) 32. 58. 130. 178.
England (König Georg der Dritte von) 180. 185.
England (Prinzeßinn Amalia von) 28.
England (Prinzeßinn Anna von) 28. 31.
Ermeland (Bischof von) 62. 82. 83. 85. 86.
Ernesti, Professor in Leipzig 113.
Etrees (d') Marschall von Frankreich 161. 177.

Eßgen

Eugen Seite 10.
Euler 112.
Eutropius 47.

F.

Fermor (General) 145.
Fischer, Professor in Halle 13. 14. 29. 32. 33. 36. 46.
Fleury (Cardinal von) 131. 160.
Formey 17. 70. 71. 98. 101. 110. 199.
Fouquet (General) 173. 174.
Francheville (Geheimerrath von) in Berlin 124.
Frankreich (König Ludewig der Vierzehnte von) 104.
Frankreich (König Ludewig der Funfzehnte von) 160.
Frankreich (König Ludewig der Sechszehnte von) 148. 149. 160. 164.
Franz (Kaiser) der Erste 36. 72. 73.
Fredersdorf, geheimer Kämmerier des Königs 126.
Frese, Hofmedicus in Potsdam 156.

G.

Gabalis (Graf von) 125.
Gebhard der Dritte, Landgraf im Elsaß 34.
Gedike, Oberconsistorialrath und Oberschulrath in Berlin 191.
Gellert 113.
Gemmingen (Freyherr von) hannoverischer Gesandter in Regensburg 178.
Gesner (Salomon) 111.
Giulio Romano 51.
Götzen (Graf von) General von der Cavallerie 91.
Golz (Freyherr von) preußischer Gesandter in Paris 149.
Golz (Freyherr von) preußischer Gesandter bey dem Cham der Tartaren, und nunmehr Generallieutenant in Dänemark 155. 156. 157.
Gotter (Graf) 62. 69. 70.
Gottsched 102. 103. 107. 108 110. 111.
Guibert (Graf von) 10. 95. 136.

H.

Hacke (Gräfinn) in Berlin 51.
Haller 111. 115. 116. 117. 118. 119.
Hambacher (Pater) Jesuit und Beichtvater der Kaiserinn Maria Theresia 193.
Hannibal 70. 71.
Herzberg (Graf von) preußischer Staatsminister 2. 3. 6. 7. 8 90. 91. 92. 93. 94. 95.
Hessencassel (Wilhelm der Achte, Landgraf von) 129. 130.
Heyden (Oberste von) Commandant von Colberg 113.
Hirzel, Rathsherr und erster Arzt in Zürich 113. 114.
Hohenlohe (Prinz von) Ingelfingen 82.
Holstein (Herzog von) Beck 51.

Horst (Freyherr von der) preußischer Staatsminister Seite 9. 26. 35. 46. 50. 65. 66. 67. 68. 82. 83. 98. 124. 125. 127. 180. 184. 190. 191. 194. 195. 198.
Hülsen (General von) . . 174.

J.

Johannes der Apostel . . 56.
Jordan, Geheimerrath in Berlin 38. 62.
Joseph (Kaiser) der Zweite . 34.

K.

Kaiserling (Graf von) . . 39. 40.
Kalkreuth (General von) . 86.
Keith, Generaladjutant und Stallmeister 84.
Keith, Feldmarschall . . 62.
Kerim Guerai, Chan der Tartaren 155. 156.
Klinggräff, preußischer Gesandter in Wien 152.

L.

Lambert, Academist in Berlin 107. 108. 112.
Laudon (Feldmarschall) . 153. 173.
Lavaux (de) Lehrer der französischen Sprache 48. 76. 90. 103.
Leibnitz . . . 107.
Lentulus (Robert Scipio, Freyherr von) Generallieutenant der preußischen Cavallerie, und sonach Landvogt in der Schweitz . . 62. 181.
Ligne (Fürst von) kaiserlicher General 189.
Lippe (Wilhelm, Graf zu Schaumburg) sonst genannt der Graf von Bückeburg . 188.
Lothringen (Prinz Carl von) . 131.
Lucchesini (Marquis von) anjetzt preußischer Gesandter in Warschau 61. 65. 66. 82. 83. 88. 89. 90. 91. 99. 127.
Lucretius . . 106.
Lusi (Graf) preußischer Gesandter in London 143. 144.
Luther . . . 134.

M.

Mackenzie . . 53. 54.
Maillebois, französischer Generallieutenant 177.
Maintz (Churfürst Friedrich Carl Joseph von) 185.
Malagrida (Pater) . . 188.
Malchow (der Doctor von) . 45. 56.
Manstein (General von) . . 153.
Maria Theresia (Kaiserinn) 23. 32. 33. 35. 36. 128. 152. 158. 160. 161. 170. 183. 193.
Marlborough (Herzog von) . . 10.
Marlborough (Herzoginn von) . 54.
Marschall (von) preußischer Staatsminister 15.
Marshal (Lord) . . 62.

Masson (Chevalier de) Seite 69. 70. 71.
Maupertuis 62. 79. 96. 97. 98. 104. 105. 115. 116. 117. 118.
Mazarin (Cardinal) 131.
Meinertshagen, preußischer Gesandter im Haag 29. [illegible]
Menzel, geheimer Archivarius in Dresden [illegible]
Menzikow (Fürst) 168.
Merian, Academist in Berlin 112.
Mettra (de) französischer Emissair in Berlin 183.
Mettrie (de la) 75.
Miltown (Lord) 143.
Mirabeau (Graf von) 5. 10. 17. 72. 84. 85. 92. 95. 144. 156. 157.
Mitchel (Ritter Andreas) englischer Gesandter bey Friedrich 113. 145. 146. 147. 179. 180.
Moncada (Graf) 197. 198.
Montesquieu 164. 165.
Muhammed 140.
Münchhausen (Freyherr von) Premierminister in Hannover 118.
Münchow (Präsident von) 21.
Münchow (Graf von) Minister in Schlesien 27. 35. 38.
Münnich (Feldmarschall) 38. 168.

N.

Nesselrod (Graf von) russischkaiserlicher Gesandter in Berlin 162.
Neipperg (Graf von) 160.
Nicolai (Friedrich) Buchhändler und Gelehrter in Berlin 25. 26. 27. 48. 49. 51. 52. 57. 81. 190.
Ninus 56.
Nivernois (Herzog von) französischer Gesandter in Berlin 176.
Nostradamus 122.

O.

Ompteda (Freyherr von) hannoverischer Gesandter in Regensburg 27.
Orleans (Ludwig Philipp, Herzog von) 190.

P.

Pauw (von) Canonicus in Xanten 75. 78. 79. 80. [illegible] 125. 199. 201.
Pernety (Abt) erster Bibliothekar und Academist in Berlin 78. 79. 198. 199. 200. 201. 202.
Pernety, Regisseur in Berlin 198.
Pernety (Jacob) 199.
Pesne, Maler in Berlin 48. 49. 50.
Peter der Dritte, Kaiser von Rußland 154.
Pinel (Frau von) eine sächsische Alchymistinn 126.

Pius (Pabst) der Sechste Seite 81. 196. 197.
Podewils (Graf von) preußischer Gesandter in Wien 142. 143.
Pöllnitz (Baron von) 60. 70.
Pombal (Marquis von) Minister von Portugall 186. 187. 188. 189.
Pompadour (Frau von) 161. 162.
Pons (Marquis de) französischer Gesandter in Berlin 148. 149.
Populus (Prätor) 168.
Porter, englischer Gesandter in Constantinopel 154.
Portugal (Joseph, König von) 186. 187. 188. 189.
Prades (Abbé de) 64. 75.
Preußen (König Friedrich Wilhelm der Erste von) 10—20. 20—35. 37. 39. 109. 110. 158.
Preußen (August Wilhelm) Prinz von Preußen 21. 22.
Preußen (Elisabeth Christine, Königinn von) 29. 36. 45. 46.
Preußen (Amalia Prinzessinn von) 70. 71.
Preußen (König Friedrich Wilhelm der Zweite von) 78.
Preußen (Friedrich Wilhelm, jetziger Kronprinz von) 59.
Puebla (Graf) kaiserlicher Gesandter in Berlin 147.

Q.

Quintus (Oberste) 71. 72. 73. 74. 75.

R.

Rabener 113.
Reiske, Professor in Leipzig 113.
Reuß (Fürst von) kaiserlicher Gesandter in Berlin 143.
Rewitzky (Graf) kaiserlicher Gesandter in Berlin 142. 143.
Rexin (Lieutenant) preußischer Gesandter in Constantinopel 153. 154.
Ricci, General der Jesuiten 192. 193.
Riedesel (Baron von) preußischer Gesandter in Wien 142.
Römer, österreichischer General 133.
Rohwedel (Baron von) Commandeur des Johanniter Ordens 38.
Romberg (Vater) Vorsteher aller deutschen Jesuiten 192.
Rosieres (General von) 62.
Rousseau (Johann Jacob) 164. 165.
Rübeur, Generaltobackspächter in Berlin 72.
Rudenschöld (Graf von) schwedischer Gesandter in Berlin 147.
Rußland (Kaiserinn Anna von) 167.
Rußland (Kaiserinn Elisabeth von) 167.
Rußland (Kaiserinn Catharina die Zweite von) 138. 139. 162. 182.

S. Sa.

S.

Sacken (Fürst von) , Seite 181. 182.
Sandoz (von) preussischer Gesandter in Madrit 152.
Schimmelmann (Graf von) , 72.
Schlabrendorf (Fräulein von) , 74. 75.
Schliestedt (von) Minister in Braunschweig 17.
Schmucker, preussischer Generalchirurgus 106.
Schöning, vormals Friedrichs erster Kammerhusar, anjetzt geheimer Kriegsrath in Berlin , 59.
Schweden (König Carl der Zwölfte von) 10. 133.
Schwedt (Heinrich, Marggraf von) , 45.
Schwerin (Graf von) General von der Cavallerie und Oberstallmeister , 91. 146.
Seckendorf (Graf von) kaiserlicher Feldmarschall und Gesandter in Berlin 24. 25. 26. 29. 32. 33. 34. 36. 157. 158. 159. 160.
Socrates , , 41. 55. 56.
Solignac (Abbe' de) , , 40. 41.
Sousa (Graf von) portugiesischer Gesandter in Berlin 186. 187. 188.
Spaen (Baron von) , , 23.
Spitzgerber und Daum , , 12.
Stamfort (Oberster von) , 114.
Stormont (Lord) englischer Gesandter in Dresden 178. 179. 180.
Stormont (Lady) , , 180.
Stosch (Hofrath) in Berlin , 202.
Suhm (von) sächsischer Gesandter in Berlin 37.
Sühn , , , 11.
Sulzer, Academist und Professor bey der Ritteracademie in Berlin , 105. 112. 113. 114. 118.
Swedenborg , , 201.
Swieten (Freyherr von) kaiserlicher Gesandter in Berlin 181. 182.

T.

Thugut (Baron von) römischkaiserlicher Gesandter in Constantinopel , , 155.
Tyrconnel (Lord) französischer Gesandter in Berlin 147.
Touches (Ritter des) französischer Gesandter in Berlin 147.
Trautzettel, Geheimerrath in Berlin 15.

V.

Valory (Graf von) französischer Gesandter in Berlin 147.
Val Vreau (Abbe' du) Vorleser des Königs 75. 80. 81. 82. 195. 197.
Varenne (Marquis de) preussischer Oberstlieutenant 153.

Watteau

Vattrow . . . . Seite 50.
Veitheim (Frau von) gebohrne von Kameke 46.
Vergennes (Graf von) Minister von Frankreich 131. 139. 154.
Villeaume, litterarischer Copist des Königs 75.
Voltaire 26. 42. 43. 48. 49. 52. 62. 79. 95. 96. 97. 98. 101. 104. 105. 107. 116. 117. 118. 164. 165.

W.

Wallis (Graf) . . 160.
Warnery (General Major von) 62. 174. 175.
Wegelin, Academist und Professor bey der Ritteracademie in Berlin . . 112.
Weingarten, zweiter Secretair bey der römischkaiserlichen Gesandtschaft in Berlin . 112.
Werner (General von) . 113.
Wurmb, geheimer Commerzienrath . 72.

Z.

Zegelin (Oberster von) preußischer Gesandter in Constantinopel . . 155.
Zinzendorf (Cardinal von) . 62.
Zöllner, Prediger in Berlin . . 126.

Verbesserungen.

S. 46. Z. 14. lies: Chiare, statt Chiara.
S. 60. Z. 4. lies: Eulenhofen, statt Eubemhofen.
S. 108. Z. 12. lies: sagt, statt sagte.

Fragmente

über

Friedrich den Grossen

zur

Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

Von dem

Ritter von Zimmermann

Königlichen Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Akademien der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Coppenhagen, und der Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitglied.

Zweiter Band.

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung.

1790.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des zweiten Bandes.

14. Cap.
Ueber einen Hauptgrundsatz bey Friedrichs innerer Staatsverwaltung, und einige sonderbare Behauptungen der Tadler dieses grossen Königs . . . Seite 1.

15. Cap.
Ueber Friedrichs Fabriken und Monopolien . . . 18.

16. Cap.
Ueber die französische Verwaltung seiner Accisen und Zölle, oder die sogenannte Regie 35.

17. Cap.
Ueber seine ostindische Compagnie, und seine Seehandlungs Societät . . . 51.

18. Cap.
Ueber seinen Schatz . . . 55.

19. Cap.
Ueber das Münzwesen im siebenjährigen Kriege . . . 64.

20. Cap.
Ueber seine Gesinnungen für den Adel. Ueber sein Verhalten gegen denselben. Ueber

den Schuß den er dem geringen Manne gegen den Stärkern gab . Seite 74.

21. Cap.

Ueber die Rechnung die Er jährlich seinen Ministern ablegte, und die Jahrrechnung die Er mit sich selbst hielt . 97.

22. Cap.

Ueber seine Cabinetsräthe, und die Volksmeinung von dem Einflusse ihrer Gemahlinnen und Maitressen . . 104.

23. Cap.

Ueber seine Kunst die Gemüther der Menschen, und insbesondere seiner Generale, Minister, Gesellschafter, Officiere und Civilbedienten, zu behandeln, zu leiten, und zu beherrschen 115.

24. Cap.

Ueber die Art wie man Ihm am besten widersprechen konnte . 136.

25. Cap.

Ueber seine Sanftheit, Güte und Gelindigkeit. Ueber seine satyrische Gemüthsart, und ihre bösen und guten Folgen 140.

26. Cap.

Ueber seine Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden und Schmähschriften. Ueber seinen Hang groß und gut zu handeln, und dann doch alle Menschen glauben zu lassen, Er handle schlecht . 181.

Frag-

Fragmente
über
[F]riedrich den Grossen
zur
[G]eschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

14. Cap.

[Ü]ber einen Hauptgrundsatz bey Friedrichs in[ne]rer Staatsverwaltung, und einige sonderbare Behauptungen der Tadler dieses grossen Königs.

[E]in König muß handeln als wenn er niemals [?] stürbe — sagte König Friedrich der Grosse [im] Monat Julius 1764, am Ende folgender Un[ter]redung mit seinem Minister dem Freyherrn von [der] Horst, damaligem Presidenten der Churmärki[sch]en Kriegs und Domainenkammer.

König. Sie haben den Oderbruch bereiset, Herr Kammerpresident, und mit ihrem Berichte bin ich sehr zufrieden. Es ist mir besonders lieb, daß sich ein Mittel gefunden hat, das Wasser jenseits des Dammes abzuführen; ich danke ihnen für die Idee des Zuggrabens. Wie heißt der Mann von der Kammer, der, nebst Petri, dieser Arbeit vorsteht? Er scheint geschickt in seinem Fache.

Horst. Er heißt von Harlem; und ist so wohl geschickt, als ausserordentlich arbeitsam.

König. Nun, Herr Kammerpräsident, müssen wir mit der Hauptarbeit am Oderbruche in diesem Jahre fertig seyn. Die einzige grosse Arbeit die wir noch haben, ist die Coupirung eines alten Durchbruches unterhalb Freyenwalde; der Ort heißt das Wolfsloch. Dann sind wir in der Liepeschleiffe; ist es nicht wahr?

Horst. Ja.

König. Nun sehen sie! Vor allen Dingen müssen wir daran denken, daß wir da noch mehr Colonisten etabliren. Das Dorf Schöneberg ist endlich wieder erbaut. Die vierhundert Häuser bey Lebus werden auch zu stehen kommen. Aber alles dieses ist nicht genug, und wir müssen weiter.

Horst. Hierzu ist möglichst vorgearbeitet. Euer Majestät haben gutgefunden die Colonisten auf Domainengründe zu setzen, so können sie leben, und so bleibt kein Zweifel, daß man noch viele Colonisten wird unterbringen können; und dieß, ohne

ohne Abfall für die Domainen, auch für künftige Zeiten, wenn man von ihnen den jährlichen Zins in Getreide fodert, und nicht in Gelde.

König. Das ist recht sehr gut! Aber wie viele Vorwerker in der Churmark können sie wohl hierzu gebrauchen?

Hork. Wenigstens dreissig; und unter diesen ganze Aemter, wie Wandlitz und Mehlefang; in der Folge werden sich auch immer noch mehrere finden.

König. Vortreflich! Aber nun müssen wir weiter. Etabliren wir in diesem Jahre vierhundert Familien, so etabliren wir aufs zweite Jahr sechshundert, aufs dritte achthundert, aufs vierte vielleicht zwölfhundert; so immer weiter und mehr; nach zwanzig Jahren macht das eine schöne Zahl! — Na, Herr Präsident? ich lese in ihren Augen daß sie glauben: ich hoffe vielleicht gar bis zum Ende des Jahrhunderts zu leben! — Nicht zwey Jahre hoffe ich noch zu leben: aber in meiner Lage muß man handeln als wenn man niemals stürbe (*).

(*) Die eigentlichen Worte des Königs lauteten so: Cela est excellent, et maintenant il faut tacher d'aller en avant. Si cette année nous etablissons quatre cent familles, il faut la suivante aller à six cent, en suite à huit cent, à la quatrième à douze cent peutêtre, et ainsi en augmentant toujours; après vingt ans cela fait un beau nombre! — Ce que me regardez vous, Monsieur le Prési-

In diesem erhabenen Worte lag ein Hauptgrundsatz von Friedrichs innerer Staatsverwaltung. Rasch und weit aussehend waren alle seine Bemühungen für die Aufnahme seiner Länder. Bey ihrer grossen Mannigfaltigkeit waren sie auch so fruchtbar, daß man nicht ohne die äusserste Erstaunung liest: „Ungeachtet der vielen Millionen „die Friedrich denen durch Krieg, Ueberschwem„mung, Mißwachs, und auf andere Weise sehr „beschädigten Kreisen einiger Provinzen zu ihrer „Wiederherstellung zugewendet hat, sind dennoch „die Landleute der meisten Provinzen je länger je „mehr verarmt; und dazu haben die Verpflegung „der Pferde der Reüterey in den Sommermonaten, „die Kriegsfuhren, und die geringe Bezahlung des „nach und nach sehr vermehrten Vorspanns vor„züglich viel beygetragen (*).“

Herr Büsching nahm, wie man mich belehret hat, seine meisten Nachrichten von dieser Art, aus den Gesprächen die er in einem berlinischen Wirthshause hörte, das man die neüe Welt nennt, und wohin

Président ! Je vois ce que vous pensés : C'est, voilà un vieillard bien extravagant, qui compte vivre peutêtre jusqu'à la fin du siècle. Je dois vous dire, que je ne compte point avoir encore deux ans à vivre. Mais sachés que dans la place où je suis, il faut agir comme si l'on ne mourroit jamais !

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 206.

wohin er täglich auf eine bestimmte Stunde kam. Aber wenn die Herren aus dieser neuen Welt sagen wollen, unter Friedrich dem Großen sey das platte Land je länger je mehr verarmt: so müssen sie nicht nur dieses Vorgeben beweisen, sondern sie müssen auch die unumstößlichen Beweise des Gegentheils vernichten.

Mit dem stärksten Capuzinerglauben kann man doch sich selbst nicht bereden, daß ein Land verarme: wenn die Geldzinse in demselben beynahe um die Hälfte fallen, wenn die Anzahl der Einwohner sich außerordentlich vermehret, wenn man überall die Cultur wüster Grundstücke aufs Äußerste betreibet, und wenn man eine unglaubliche Menge von neuen Wohnungen und Häusern anbaut.

Die niedrigste Classe der Contribuenten ist wahrlich unter Friedrichs Regierung nicht verarmt. In den meisten Provinzen, wo ehedem die Ackersteuer nicht ohne die schärfsten Executionen eingehoben werden konnte, waren unter Friedrichs Regierung solche Restanten gar nicht mehr vorhanden. Freywillig hatte man in den meisten Provinzen ganze Quartale zum Voraus in den Steuercassen vorräthig, damit man dieser Betreibung von Restanten nicht bedürfe. Nirgends findet sich dieß in allen an die preußischen Staaten gränzenden Ländern, die doch ihres Wohlstandes wegen bekannt sind.

Die Last der Vorspannsleistung fiel wirklich schwer in den nächsten Kreisen um Berlin, wegen

der unablässigen Reisen aller derjenigen, die mit königlichen Vorspannpässen immer auf dem Landstrassen waren. Aber der König bemerkte dieß, und verminderte die Vorspanne, in Verhältniß dessen was sie vorhin gewesen waren, fast bis auf einen Drittel.

Die Grünfutterung für die Cavalleriepferde bestehet darinn, daß der König, so lange die Grasungszeit währet, für das Grasfutter eines Cavaleriepferdes monatlich einen Thaler und acht gute Groschen vergütet. Eine Last war dieß in der Churmark für die Dörfer in höhern Gegenden, deren etwa hundert seyn konnten; aber da war es dann die Pflicht der Landräthe für eine billige Vertheilung zu sorgen, damit man nirgends die Last übertreibe. In den Bruchgegenden und in Pommern hingegen schlug man sich fast um die Pferde, die jeder auf seiner Weide haben wollte. Anjetzt ist freylich das Grünfutter abgestellet; und die beste Probe, ob dadurch die Wohlfart des platten Landes steige, erwartet man von der Erfahrung weniger Jahre.

Das Geschrey vom abnehmenden Wohlstande des platten Landes unter Friedrichs Regierung, kam hauptsächlich durch die kleinen Kramer. Diese wurden durch das Geschrey der grossen Kaufleute zu glauben verleitet: das Land müsse zu Grunde gehen, weil Handel und Wandel nicht völlig frey seyen: denn hierauf bestehe die einzige Wohlfart des Staats, und Ackerbau und Fabriken verdienen dagegen gar keine Aufmerksamkeit. So schryen

Kramer

Kramer und Kaufleute; und so drang dann auch ihr Geschrey bis zu den Herren in der neuen Welt, und bis zu Herrn Büsching.

Ueberzeüget waren also viele gute Männer in Berlin: „bey allen den grossen und mannigfalti„gen Bemühungen des Königs für die Aufnahme „seiner Länder sey doch ein guter Theil derselben „verarmt!" — Aber nun kommt vollends noch mit einem ganz andern Tadel der Herr Graf von Mirabeau, und will in seinem Werke über die preüssische Monarchie beweisen: „der Wohlstand „der blühendesten Provinzen des Königs, sey eben „deswegen so sichtbar groß gewesen, weil Friedrich „in diesen Provinzen ganz von seinen allgemeinen „Regierungsgrundsätzen abgieng." — Nachdrücklicher kann man Friedrichs Staatsverwaltung nicht tadeln; also fodert allerdings dieser Tadel eine genaue Untersuchung.

Den blühenden Zustand der westphälischen Provinzen des Königs, leitet der Herr Graf von Mirabeau theils aus der Freyheit der Contrebande und des Handels, und theils daher, weil Friedrich daselbst nicht in den Accisen, nicht bey dem Salzregal, nicht bey den Posten, nicht bey den Zöllen und bey allem übrigen, die Fiscalität eingeführet habe wie in andern Provinzen. Aber dieß ist die allerosfenbarste Unwahrheit: denn es liegt vor aller Menschen Augen, daß besonders die Einwohner des platten Landes im preüssischen Westphalen, unter Friedrichs Regierung, einem grössern Hand-

lungszwange unterworfen waren als die Einwohner anderer preußischer Provinzen!

Friedrich wollte einen Versuch machen, ob es möglich wäre diese so sehr aus einander liegenden Provinzen durch eine Festsetzung der Abgaben, oder eine sogenannte directe Auflage, in eine andere Verfassung zu bringen? Eine Festsetzung der Accise ward zu diesem Endzweck eingeführet, und es schien, die Unterthanen müsse dieß ungemein erleichtern. Der Versuch ward in den Jahren 1766 und 1767 gemacht, und die Abgabe war äusserst niedrig und leidlich. Die Accise sollte für die größte Familie monatlich sich niemals über drey Thaler belaufen, und bey armen Bürgerfamilien kam sie nur auf zwölf gute Groschen, auch darunter. Aber bald zeigte es sich, welcher Unterschied es sey, die Abgaben bestimmt zu erheben, oder durch unvermerkte Beyträge bey Verbrauch und Handel.

Allenthalben blieb die Einnahme zurück. Durch ein allgemeines Geschrey verlangte man in allen Städten wieder die ordentliche Acciseeinnahme. Der König mußte diese wieder einführen, und durch die Städte selbst wurden die Abgaben nach dem vorigen Modell wieder eingerichtet.

Für die bisher durch die Handlungsaccise eingekommene Geldsumme, erbot sich die Kaufmannschaft zu stehen. Aber sie verlangte dabey: die Sätze auf Getreide und alle Arten von Bedürfnissen müsse man erhöhen; die Unterthanen des platten Landes müsse man zwingen, alles von ihr und

aus

aus einheimischen Städten zu kaufen, und dieß unter der härtesten Strafe, wenn sie auch nur die geringste Kleinigkeit ausser Landes kauften, die man vormals nicht einmal für Contrebande hielt.

Dieß geschah; und so kam der Landmann in Westphalen unter einen ungleich härtern Zwang, oder wie Herr von Mirabeau dieß nennet, unter eine weit grössere Fiscalität, als selbst in der Churmark und in allen andern preußischen Provinzen.

Die Accisefreyheit ward selbst den Predigern des platten Landes verweigert, da man sie ihnen doch sonst überall in den preußischen Staaten zugesteht, oder vergütet. Das Salzregal ward schärfer ausgeübet, und nach höhern Preisen als in jeder andern Provinz. Ebendas geschah mit den Zöllen, mit dem Postwesen, und mit allem was der Herr Graf von Mirabeau hierzu rechnet. Das sogenannte Tobacksgeld hob man im Clevischen und an andern Orten verhältnißmäßig mit dem Ertrag des Salzes. Sogar anjetzt hat dieß noch seinen Fortgang, da andere Provinzen der preußischen Monarchie, durch Aufhebung der Generaltobacksadministration eine Erleichterung haben erhalten sollen.

Der Welt liegt dieß alles vor Augen. Man trete nur über die Weser ins Fürstenthum Minden, um dieß alles, wie es hier gesagt ist, handgreiflich zu finden. Nichts unter der Sonne gleicht darum der Dreistigkeit des Herrn Grafen von Mirabeau, der einem minder fiscalischen Zwange bey den Ab-

gaben den bessern Zustand der preüssischen Provinzen in Westphalen zuschreibe! Um so viel grösser zeiget sich hierbey die Unwissenheit des Herrn Grafen, da vielleicht nirgends die Traüme der französischen Oeconomisten durch einen gemachten Versuch und durch die unwidersprechlichste Erfahrung so widerleget worden sind, wie in Friedrichs westphälischen Provinzen. So ganz und gar hatte das preüssische Westphalen in der sogenannten Fiscalität nichts zum voraus, daß vollends seine Ackersteüren so stark waren und sind, wie vielleicht nirgends in Deütschland. Ein Acker der zur freyen Heüer, hundert einbringt, muß im Fürstenthum Minden davon fünf und siebenzig als Contribution entrichten; und dieß wird im Cleverhamm und andern Gegenden, wegen der Landesbedürfnisse die auf die Contribution fallen, noch übersteigen.

Volkreicher und geldreicher ist aber dennoch das preüssische Westphalen, als viele andere Länder in der preüssischen Monarchie; und dieß hat folgende Hauptursachen.

Erstlich, in den allgemeinen Leinenspinnereyen. Ganz anders erheblich sind diese Spinnereyen, als in dem Buche de la monarchie prussienne angegeben wird. Man kann erweisen, daß die einzige Grafschaft Ravensberg für mehr als eine Million Thaler an Leinwand und Garn verkauft; und daß in diesem Lande, wo alle Hände spinnen, mehr Menschen wohnen, als in irgend einer benachbarten und bekannten Gegend. Eine Quadratmeile

hat

hat in dieser kleinen Grafschaft Ravensberg mehr als sechstausend Einwohner, und dieß ist eine erstaunliche Bevölkerung. Kopf für Kopf hat man die Einwohner gezählet. Also muß man sich durch falsche Tabellen, falsche Angabe der Oberflächen, und ganz falsche Berechnungen nicht in Irrthum führen lassen, ob gleich der Herr Graf von Mirabeau alle diese Irthümer mit der höchsten Dreistigkeit in die Welt wirft.

Zweitens, kommt eine grosse Summe auswärtigen Geldes alljährlich nach dem preussischen Westphalen, durch die ungeheure Menge von jungen Leuten die alle Fruhjahre zur Arbeit nach Holland gehen, dort einen starken Lohn verdienen, den sie mit nach Hause bringen, und ihre Familien damit unterhalten. Man muß im Lande gewesen seyn, um zu begreifen, wie weit dieses geht. Es ist viel zu wenig, wenn man annimmt, daß dreissig tausend Menschen aus den preussischen Staaten alljährlich nach Holland zur Arbeit gehen, und daß jeder im Durchschnitt zwanzig Thaler zurückbringt; denn im Lingischen, das so nahe bey Holland liegt, gehen selbst ledige Weibspersonen zur Arbeit auf die Harlemer und andere Bleichen. Insgemein bringt eine jede hundert und mehr holländische Gulden zurück. Eine Menge Leute gehen aus dem Mindenschen und andern Gegenden zum Wallfischfang, und diese verdienen zu hundert Thaler, und weit darüber.

Drittens ist dem Westphälinger keine Art von Erwerb fremd, die nur in etwas mit seiner Lage

sich

sich verträgt. In der Grafschaft Lingen giebt es eine Classe handlungtreibender Menschen, die man Packenträger nennt. Sie gehen durch Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland und Schweden; handeln mit Messern, kurzen Waaren, und allem was sich von dieser Art in einem Packen tragen läßt. Gar nicht gering ist die Zahl dieser mercantilischen Avantüriers: denn ein einziger Kaufmann zu Mettingen im Lingischen ist Ausrüster von siebenhundert solcher Leuten. Ungeheuer ist ihre Anzahl in allen Ecken des preußischen Westphalens.

Viertens sagt man wohl nicht unrecht, daß die Werbungsfreyheit ein grosses zum Wohlstande der Provinzen beyträgt, deren innere Beschaffenheit diese Freyheit nothwendig macht. Lingen, Tecklenburg, Cleve, Moers, Geldern, ein Theil der Grafschaft Marck und Ostfriesland haben diese Freyheit, und könnten ohne dieselbe nicht bestehen. Minden und Ravensberg genießet sie nicht, und erhält sich doch in einem guten Zustande.

Fünftens hat ausser diesem allem, jede von Preussens westphälischen Provinzen noch besondere Zuflüsse die von ihrer Lage herrühren. Ostfriesland gewinnet unglaublich durch Viehzucht und Zuführung der Pferde, noch mehr aber durch den kleinen Seehandel bey dem Verkehr mit Holland. Cleve geniesset eben diese Vortheile durch die Farth auf dem Rhein, und Geldern durch den Verkehr auf der Maas. Minden exportirt eine grosse Menge Getreide. Sodann gehen aus dem einzi-

gen

gen mindischen Amte Rahden, jährlich für dreissig tausend Thaler, hölzerne Löffel, Wollen, und dergleichen Kleinigkeiten nach Holland.

Wahrheit, unläugbare und gewisse Wahrheit, ist dieß alles, obgleich der Herr Graf von Mirabeau und seine berlinischen Federführer ganz anders rechnen. Also hat wirklich die äusserste Betriebsamkeit der Einwohner, den größten Antheil an dem Wohlstande der preußischen Provinzen in Westphalen; und nicht die von dem Herrn von Mirabeau aus leerer Luft ergriffene Ursache: daß Friedrich in diesen Provinzen von seinen allgemeinen Regierungsgrundsätzen abgieng.

Man kann aber auch gar nicht sagen, Friedrich habe seine westphälischen Provinzen niemals begünstigt, habe ihnen niemals Geschenke gemacht, habe ihnen niemals Hülfe geleistet. Noch im Jahre 1785 erließ er den Einwohnern des Fürstenthums Minden, einmal viermonatliche und einmal dreymonatliche Steüer vom ganzen Lande. Die Stadt Emden hatte den Unfall, daß die See ein Stück von der Anhöhe wegspühlte, auf der ihr Kirchhof und ein Theil von der Stadtmauer stand; der König schenkte ihr zum Wiederanbau acht und zwanzig tausend Thaler. Unzähliche Wohlthaten hat Friedrich erzeiget, die er nicht ausgebreitet haben wollte, die vergessen sind, oder deren Andenken nur in dankbaren Gemüthern noch lebet. So versichert, zum Exempel, der Herr von Mirabeau: Preüssen sey sechs und vierzig Jahre hindurch

durch den Friedrich in Ungnade gewesen (*); und doch von tausend eines nur zu sagen, vermehrte Friedrich, seit dem Tode seines Vaters, bloß die Bevölkerung dieser Provinz durch dreyzehn tausend Familien neuer Colonisten.

Tadelsucht und gesprächige Unwissenheit, Eigennutz, Vorurtheil und Neid, haben Mähren ohne Zahl von der Fruchtlosigkeit der Bemühungen Friedrichs für die Aufnahme seiner Länder erzählet, und erzählen sie noch täglich, wo man hinsieht und hinhöret. Von Hunderttausenden hier nur ein Wort. Man sagt: unzuträglich und unnütz waren die vielen Colonien für die preußische Monarchie! — Also ist es kein Vortheil für ein Land, wenn man emsige Bewohner in Gegenden hat, wo sonst nur arme Fischer lebten? Also verbessert man, ohne Vortheil, sandige Aecker die nicht einmal zur Schaafzucht taugten? Also ist es gar nicht gut für ein Land, das größtentheils durch Fabriken besteht, die Volkszahl überhaupt, und zumal die Zahl der nöthigsten Handarbeiter zu vermehren?

Sogar sucht der Herr Graf von Mirabeau zu beweisen: „Friedrich habe während der Zeit seiner „Regierung die Population seiner Staaten gar „nicht vermehret; im Gegentheil, die Bevölke„rung habe nicht einmal in dem Verhältniß zuge„nommen,

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin, Tom. II. pag. 90.

„kommen, in dem sie nach ihrem ordentlichen na-
„türlichen Gange hätte zunehmen sollen.“

Unüberwindlich sind aber diese falschen Behauptungen in Göttingen widerleget, und zwar durch einen höchst scharfsinnigen und hellsehenden Mann, Herrn Professor Spittler. Mir hat der Herr Minister von der Horst versichert, die Gründe die dieser milde Beurtheiler des Buches de la monarchie prussienne (*) zur Vertheidigung Friedrichs und des Herren Grafen von Herzberg anführet, seyen unverbesserlich. Nur dieses Wenige setzte er noch zu den Gründen dieses grossen göttingischen Lehrers. Mirabeau, sagte Herr von der Horst, glaubte die Volkszahl bey Friedrichs Regierungsantritt, sey von dem Herren Grafen von Herzberg unsicher angegeben, weil sie wahrscheinlich auf einer Zählung beruhe. Aber schon dieß muß jeder, der mit der preüssischen Verfassung auch nur obenhin bekannt ist, verlachen.

Man zählet in den preüssischen Staaten die Menschen auf drey verschiedene Arten. Erstlich zur Errichtung der historischen Tabellen. Diese Tabellen enthalten alle Classen von Menschen in einer grossen Zahl von Rubriken. Von einem Dorfe zum Exempel, wird gesagt: es befinden sich in demselben so viel ganze Bauren, so viel halbe Bauren, so viel Cossäten, so viel Heüerleüte und Einlieger,

(*) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 1789. S. 497 — 508.

Einlieger, so viel Zimmerleute, so viel Schneider, so viel Schuhflicker, so viel Tischer, so viel Tagelöhner. Dann werden die Köpfe specificirt, und es wird gesagt: so viel sind Männer, Weiber, Kinder unter zehn Jahren, Kinder über zehn Jahre, Leute von zwanzig bis vierzig Jahren, alte Leute bis sechzig, und steinalte Leute. Eine ähnliche Tabelle wird in den Städten nach veränderten Rubriken und Maaßgabe der bürgerlichen Nahrung gemacht. Auf dem Lande verfertigen diese Tabellen, die man dem Könige alljährlich einsenden mußte, die Land und Steuerräthe und ihre Unterbedienten. Äusserst leicht ist diese Zählung, wenn die dazu bestimmten Männer, auch nur einigermassen ihre Pflicht beobachten, und hierauf wird so ziemlich gesehen. Das Unrichtige in dieser Zählung kann nie erheblich seyn.

Die zweite Zählung veranlasset das Salzconsumtions Register. Sie geht ebenfalls durch das ganze Land, von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus. In dieser sieht man nur auf die Menschenzahl, das Geschlecht und Alter. Aber kein menschliches Geschöpf wird dabey übergangen, keines kommt ohne seinen ganzen Namen in dieses Register.

Die dritte Zählung geschieht durch einen Stabsofficier und einen Landrath, gewiß mit eben so grosser Genauigkeit, zur Aufnahme der Enrollirungslisten. Bey dieser Liste wird fast eben so genau alles specificirt, wie bey den historischen Tabellen; und besonders wird auch das weibliche Geschlecht,

schlecht, nach dem Unterschied der Jahre und des Standes mit eingeführet.

Von dieser dreyfachen Zählung, wobey gewiß niemals grosse Versehen in den Registern entstehen können, scheint der Herr Graf von Mirabeau nichts gewusst zu haben, weil er seine Berechnungen bloß nach den Sterbe und Geburtsregistern macht, die von den Predigern und Consistorien eingesendet werden müssen.

Es ist also erwiesen, daß der Herr Graf von Mirabeau dem Herrn Grafen von Herzberg, die Bekanntschaft mit der wahren Menschenzahl in den preußischen Staaten, ganz ohne alle Wahrheitsgründe streitig machen will, da dieser Minister doch so vollkommene und so genaue Nachrichten hierüber haben konnte. Höchst befremdend ist es darum, daß Herr von Mirabeau glaubt: willkührliche Grundsätze und phantastische Behauptungen beweisen mehr als solche Rechnungen.

Aus welchen Quellen der Herr Graf von Mirabeau seine berlinischen Nachrichten erhielt, und wie schlecht man ihm bey seinem Werke de la monarchie prussienne die Feder führte, dieß ist nun ziemlich allgemein bekannt. Einige seiner Helfershelfer haben ihn fürchterlich mißleitet. Aber wie mag diesen berlinischen Freunden des Herrn von Mirabeau wohl die Anmerkung behagen, womit Herr Spittler sein Urtheil über dieses windige Werk beschließet? — — Dieser scharfsinnige, tiefsehende und sanfte Mann sagt: „Nun wird „man in Frankreich glauben, die vermeyntlich zer-

„schreckliche Maschine der preußischen Monarchie, „durch und durch, und nach allen ihren Partyien „zu kennen! Man wird sich auf die durch den „Herrn Grafen von Mirabeau gemachten vermeyn„ten Entdeckungen von Schwächen in der preußi„schen Monarchie vielleicht einmal selbst von Sei„ten des französischen Ministeriums verlassen; „und siehe! die Zeiten waren schon einmal, daß „man den Marquis von Brandenburg anders „fand, als man vorher berechnet hatte."

15. Cap.

Ueber Friedrichs Fabriken und Monopolien.

Friedrichs ganze Staatswirthschaft und zumal sein Finanzsystem, ist der Fleck, wo der gewaltige Graf von Mirabeau glaubt: mitten in Berlin (*) habe Er den grossen Mann vor sich niedergeworfen; da habe er Ihn klein gemacht; da habe er die Uebermacht seines Geistes über Friedrichs Geist gezeiget; und da habe er der ganzen Welt recht gründlich vor Augen gestellt: Friedrichs Seele sey im Grunde nicht viel besser gewesen als die

(*) In der lettre remise à Frédéric Guillaume II, Roi regnant de Prusse, le jour de son avenement au trône par le Comte *de Mirabeau.*

die Seele eines Dummkopfs, oder eines Bösewichts.

Mit dem Bestreben einer Schlange die ihre Zähne an einer Feile zerbricht, hat man die Unbesonnenheit verglichen, womit Mirabeau jede Spur von Weisheit und Wohlthätigkeit in Friedrichs Staatswirthschaft angreift und anfeindet. Er verschmähet und verspottet fast alle Regierungsgrundsätze Friedrichs des Grossen, und beynahe alle seine Bemühungen zum Besten seiner Länder. Er behauptet in seinem Werke über die preussische Monarchie, gegen alle guten Grundsätze der Finanzkunst und Staatswirthschaft: es sey eine Thorheit einen grossen Geldumlauf im Lande erhalten zu wollen. Nichts müsse die Freyheit von Kauf und Verkauf einschränken. Es wäre dienlich, wenn man die Bauren mit ihrem Getreide nicht zur Stadt kommen liesse, sondern Verkaüfer auf dem Lande einführte, die damit nach Belieben handeln, und folglich die Städte und keinen Ackerbau treibenden Landleute aushungern könnten wenn sie wollten. Es sey ein ganz irriger Begriff daß man wolle für die Aufnahme der Städte und ihre Vergrösserung sorgen. Man müsse deswegen die Fabriken nicht durch Aufmunterung und Beyhülfe in die Höhe bringen. Es sey Thorheit einer Classe von Unterthanen, die in Armuth und Verfall gekommen, wieder aufzuhelfen. Der Landesherr müsse alle fiscalischen Einnahmen und Einkünfte abschaffen, also auch alle Accisen, alle Zölle, alle Salzregale, alle Posteinnahmen, und mit einem

 Worte

Worte alles was nicht Ackersteuer ist, dieß alles werde durch das einzige Wort liberté liberté wieder ersetzet. Man lasse, sagt Herr von Mirabeau, jedem Menschen die Freyheit zu kaufen und zu verkaufen wie er will, so werden sich die aufgehobenen Staatseinnahmen von selbst wiederfinden. Allen diesen Unsinn prediget dieser Gewaltsmann in seinem Werke über die preussische Monarchie. Und Er, dem erwiesen ist, daß er von Friedrichs Finanzoperationen gar keinen Begriff hat, tritt die weisesten Regierungsgrundsätze Friedrichs unter seine Füsse; und versichert alle diejenigen, die den Grundsätzen dieses Monarchen ihren Beyfall geben können, seiner tiefsten Verachtung.

Hunger und Mangel entstünden überall, wenn der Herr Graf von Mirabeau in den preussischen Staaten Staatswirth wäre; durch die Eigenthumssteuer, womit dieser Staatswirth die preussischen Unterthanen drücken will, wären alle Landleute, die Industrie, der Handel und das Volk, zu Gunsten des Fremden zu Grunde gerichtet (*).

Friedrich hat durchaus nicht alle Mittel zur Vermehrung seiner Einkünfte anwenden wollen. Er sagte, mir ist es weit lieber meinen Unterthanen zu zeigen, wie sie ihr Geld behalten können, als es ihnen zu nehmen und wiederzugeben. Eine Vermehrung seiner Einkünfte von Millionen hat er

(*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. (Berlin 1789) S. 115. 116.

er aus Liebe für die Aufnahme seiner Fabriken ausgeschlagen. Er hatte alle auswärtigen Waaren verboten, und dagegen alles was im Lande fabricirt ward, von allen Abgaben befreyt. Heilig war ihm der Grundsatz, daß die Vermehrung der Einnahme immer in gleichem Verhältniß mit dem Besten des Staats stehen müsse. Also wollte er den Staat einer grossen Bevölkerung fähig machen, er wollte den Einwohnern sichere Nahrungsmittel an die Hand geben, ohne hierbey die Bedürfnisse des grössern Theils der Landeseinwohner der so äusserst ungleich kleinern Anzahl der Kaufleute aufzuopfern. Durch Fabriken suchte er dem grössern Theile seines Volkes aufzuhelfen, und darüber klagte freylich ein ganz ungleich kleinerer Theil, nemlich die Kaufleute.

Zur Errichtung der Fabriken gab Friedrich deswegen oft ungeheure Summen. Er schenkte auch den Fabriken diese Summen, wenn man ihm zeigen konnte, sie seyen wohl angelegt, und haben Fortgang. Dieß geschah bey der grossen Hauptseidenfabrik des Girard und Michelet; bey der Sammtfabrik des Moses Ryß; bey der Seidenfabrik von Bernhard, die den grossen Philosoph Herrn Moses Mendelssohn zum Buchhalter hatte, und die ausser vielen Tausenden an Gelde, auch einige zwanzig Haüser in Potsdam für die Arbeiter erhielt. Der General von Lentulus verschaffte dem Könige eine Gesellschaft schweitzerischer Uhrmacher, der König gab dieser Gesellschaft über achtzig tausend Thaler; und da die ersten Ankömm-

 linge

linge abgiengen, behielten die nachher Angewor- benen diese achtzig tausend Thaler, mit einem starken Zuschusse von vielleicht noch vierzig tausend Thaler.

Aber der wahre Hauptpunkt, worüber man Friedrich den Grossen so allgemein mißversteht, sind die Monopolien. Selbst die Herren Denina und Büsching versagen Friedrichs Staatswirth- schaft über diesen Punkt ihren Beyfall. Beynahe ganz stellet sich hier der scharfsichtige Denina auf die Seite der Widersacher des Königs, indem er sagt: „Friedrich errichtete, wie die Rede geht, „vierhundert und zwölf Monopolien in seinem „Lande. Diese Anzahl von Monopolien, ich ge- „stehe es, war groß. Wunderbar ist hierbey, daß „der König, an der Tafel und in seinen Unterre- „dungen, beständig gegen die Monopolien sprach. „Wahrscheinlich that er dieß, um desto besser zu „erfahren was man gegen sein System sagen „könne; oder er glaubte, sein Land sey eine Aus- „nahme von der allgemeinen Regel (*).“

Auf den Credit des Herrn Grafen von Mi- rabeau ist angenommen, Friedrich habe in seinen Ländern vierhundert und zwölf Monopolien ertheilet, und jeder Sachkundige hat darüber gelacht. Herr von Mirabeau vermenget mit Monopolien die Verbote auswärtiger Waaren die in allen Län- dern statt haben müssen, wo man Fabriken und innern

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 414.

innern Handel empor heben will. Kein Sachverständiger zählet solche Verfügungen in einem Staate, an dessen innerer Verbesserung gearbeitet wird, unter die Monopolien. Allerdings hat der König oft wider die Monopolien an seiner Tafel und mit seinen Gesellschaftern gesprochen; aber dadurch war er mit sich selbst nicht in dem allergeringsten Widerspruche. Er mißbilligte Monopolien in mancher Absicht mit größtem Rechte. Auch waren die vierhundert und zwölf Monopolien, die ihm der Herr Graf von Mirabeau vorwirft, nichts weniger als Monopolien. Sie waren nicht Rechte, wodurch einer einzigen Person oder einer einzigen Gesellschaft verstattet wird, ausschliessend eine Waare selbst zu verfertigen und mit derselben zu handeln. Solcher Monopolien waren unter Friedrichs Regierung in der ganzen preussischen Monarchie vielleicht nicht zehen.

Alle Monopolien in aller Absicht kann auch kein verständiger Mann verwerfen. Wenn in einem Lande eine Art von Fabriken ganz fehlet, und der Landesherr solche auf seine Kosten anlegen will; oder wenn ein Entrepreneur sich erbietet dieß auf seine Kosten zu wagen: so findet sich wohl zu solchem Zwecke kein schicklicheres Mittel als ein ausschliessendes Privilegium auf gewisse Jahre. Von allen Mitteln ist dieß das schicklichste, wenn zumal den übrigen Landeseinwohnern verstattet wird, eben solche Anlagen zu machen, und eben solche Fabriken zu errichten. Es ist in diesem Falle die Nation welche ein Monopolium gegen Auswärtige

tige erhält. Nichts ist hiernächst den grossen Regierungseinsichten gemässer, als das Bestreben alles anzuwenden um diese Einrichtungen wirksam und geltend zu machen. Also muß man auch den Durchgang fremder Waaren von dieser Art verbieten; denn der Staatsmann hält hierbey den Abfall des Transitohandels, für eine wahre Kleinigkeit gegen den Vortheil und Gewinn des Staates.

Dem Herrn Abt Denina kann man es im geringsten nicht verdenken, daß er sich über diesen Punkt von Friedrichs Staatswirthschaft in Berlin hat verleiten lassen. Wenige Menschen haben die innere Kraft, mit der man sich furchtlos dem allgemeinen Wahne widersetzet, und alle möglichen Folgen des daraus entstehenden allgemeinen Lerms nicht achtet, wenn nur dadurch irgend etwas Wahres ans Licht kommt, oder auch nur irgend etwas Gutes geschiehet.

Herr Büsching sagt: „Hätte Friedrich nicht „das bürgerliche Gewerbe durch Monopolien und „auf andere Weise eingeschränket und vermindert, „so würde Er wegen der vielen Millionen, die er „an die Wiederaufbauung und Verschönerung vie„ler Städte einiger seiner Provinzen gewendet hat, „von dem Bürgerstande ohne Maaß verehret wor„den seyn (*).“

Aber

(*) Büschings Charakter Friedrichs des Zweiten. S. 209.

Aber der pragmatische Herr Büsching sieht eben so wenig als der wirklich bisweilen ein wenig schwärmende Herr von Mirabeau auf den Unterschied zwischen einem Monopolium und einem Verbot ausländischer Fabrikwaaren. Diese leztere Art von Sperrung hindert gewiß nicht im Innern das bürgerliche Gewerbe. Längst verarmt wäre sonst England, und Holland, und mancher anderer Staat. Aber Herr von Mirabeau muß den innern Zustand von England und andern Ländern, wo Handel und Gewerbe blühen, gar nicht untersuchet haben. Hätte er dieses gethan, so würde er wissen, daß der wirklich im Ganzen sichtbare Flor der preüssischen Länder auf eben denselben Gründen beruhet, und daß allerdings Fabriken und innerer Handel eine Hauptstütze des Staats ausmachen und ausmachen müssen. Friedrich hatte den Grundsaz, den ein jeder weiser Regent haben muß, so wenig baares Geld als nur immer möglich aus dem Lande gehen zu lassen. Er wusste daß viele kleine Theile einen grossen ausmachen, und daß Er deswegen oft bis ins Kleine gieng, war ein sehr grosser Beweis seiner Weisheit.

Keck und unbefangen behauptet indessen Herr von Mirabeau gegen alle Wahrheit: Friedrich habe Betriebsamkeit und Handlung unbarmherzig gedrücket, indeß er mit grossen Kosten Manufacturen und Fabriken errichtete. — Aber Friedrich gab allen einländischen Fabriken für ihre verfertigten Waaren die völligste Freyheit. Die rohen

hen Materialien, besonders die Wolle, befreyte er von allen Abgaben. Er ertheilte sogar Premien für einländische Fabrikwaaren die man auf der Frankfurter Messe verkaufte. Und dieß nennet Herr von Mirabeau unbarmherzigen Druck von Betriebsamkeit und Handel?

Solche niederdrückende Monopolien also, wie Herr Büsching und Herr von Mirabeau dieses Wort verstehen, gab es im Preußischen wenige oder gar keine, als nur in dem Falle, da Friedrich ein ausschliessendes Recht über Anlagen gab, die zuvor im Lande nicht vorhanden waren. Aber alsdann war auch für das eigentliche innere Gewerbe nichts verlohren, wenn gleich die Consumenten theurer bezahlten. Nicht der Bürgerstand überhaupt, nicht der Handarbeit treibende Theil dieses Standes, und am wenigsten die Millionen von Menschen die durch die vielen Fabriken Nahrung und Arbeit erhielten, führten die von Herrn Büsching erwehnten Klagen. Nur die Kaufleute klagten; deren Anzahl im wirklichen Verstande und im Verhältniß mit den übrigen Landeseinwohnern so gering ist. Aber sie führten ihre Klagen so laut, daß ganz Europa davon erschell, und sie nun noch immer wiederhallet. Selbst die billigsten und mildesten Gelehrten stimmen in diesen Wiederhall, indem sie redlich gestehen: die allmählig immer mehr und bewährter gewordene Meinung habe ihnen von jeher nicht unrichtig geschienen, daß Friedrich der Grosse in Handelssachen manche Vorurtheile und falsche Grundsätze gehabt habe; und

daß

daß manche wichtige Dinge von Handelscompagnien, Monopolien, und was sonst noch Mirabeau dahin rechnet, dahin gehören. Aber so sanft, so milde, so gutmüthig und schonend, wie diese Gelehrten, sprachen die Kaufleute nicht. Nirgends in der Welt jedoch, war man über Friedrichs vorgebliche Unwissenheit in Commerzsachen, und zumal in Sachen der Zuckersiederey, so bitterböse wie in Hamburg: denn da fand man viele Aehnlichkeit zwischen Friedrich und König Ludewig dem Eilften in Frankreich, oder zwischen Friedrich und Nero.

Eine sehr hochachtungswürdige Stimme ist die Stimme der Kaufmannschaft in jedem Lande. Grossen Eindruck muß es machen, wenn eine so grosse, so ansehnliche, so thätige und so speculative Menschenclasse gegen einen Einzigen klagt: zumal wenn dieser Einzige auf seinem Sinne besteht, und allen diesen Klagen kein Gehör giebt. Jede sehr laute und von sehr vielen Menschen einstimmig wiederhohlte Klage macht Eindruck. Aber nur deswegen, weil man eine Sache erschrecklich laut vorträgt, ist sie noch gar nicht erwiesen, und wahr. Es ist also auch wohl vielleicht nicht unbescheiden, wenn man sich hier über alle diese Dinge von scharfsichtigen und billigen Lesern wiederhohlte Untersuchung und Prüfung ausbittet?

Zum Exempel. Der Herr Abt Denina sagt: »das Monopolium des Zuckers, ist dasjenige das »man unter Friedrichs Verwaltung am meisten »Mühe hatte zu rechtfertigen, wenn Friedrich nicht »wäre

„wäre gezwungen gewesen dieses Monopolium zu „ertheilen, damit er in seinem Lande eine Zucker- „raffinerie habe (*).“

Unglücklicherweise für Herrn Denina ist aber das Monopolium des Zuckers, unter allen Monopolien die Friedrich an einzele Personen ertheilte, dasjenige das sich am vollständigsten vertheidigen lässt, und welches Friedrichs gründlicher Einsicht in solchen Sachen die gröste Ehre macht. Herr Denina scheint zwar selbst dieß zu fühlen. Ob er gleich sagt, daß sich das Monopolium des Zuckers am schwersten vertheidigen lasse, so setzet er doch die Ausnahme hinzu: wenn Friedrich nicht wäre gezwungen gewesen dieses Monopolium zu ertheilen, damit er in seinem Lande eine Zuckerraffinerie habe. Aber dieß eben war die grosse Ursache und ganz unstreitig der Bewegungsgrund zu diesem Monopolium; denn anjetzt, da doch die Erlaubniß dazu gegeben ist, konnte noch keine Nebenraffinerie entstehen.

Es sind mir Papiere mitgetheilet, die dem Herrn Abt Denina zeigen könnten, was sich über die preussischen Zuckerraffinerien denken lässt; und es ist mir erlaubt von diesen Papieren hier einen Auszug zu liefern.

Einige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege, wurden durch das Splittgerberische Haus in Berlin

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 437.

lin die ersten Zuckerraffinerien angelegt. Keine neue Einrichtung Friedrichs des Grossen ward vielleicht mehr getadelt. Man schrie überall: in andern Fällen werden doch die königlichen Einkünfte durch dergleichen Monopolien vermehret; aber durch das Zuckermonopolium werde bloß das Splittgerberische Haus grösser gemacht.

Dennoch konnte man nicht zeigen, daß eine einländische Raffinerie dadurch leide, denn in allen preussischen Staaten hatte man keine. Aber die allgemeine Stimme sagte: das Publicum müsse anjetzt den Zucker, der doch zu einem fast allgemeinen Bedürfnisse geworden wäre, übernatürlich theuer bezahlen. Alle Kaufleute zumal, die bis dahin Commissionaire der Hamburger gewesen waren, befürchteten durch dieses Monopolium einen grossen Abfall an ihrer Nahrung.

Der König hingegen hatte zu dieser Errichtung folgende Ursachen. Er fand bey der genauen jährlichen Untersuchung der Aus- und Eingangstabellen, der Zucker sey einer der Hauptartikel, durch welchen das Geld recht ins Grosse aus dem Lande gehe. Die Menge der damals jährlich consumirten vielen tausend Fässer von auswärtigem Zucker, ist für jeden unglaublich, der nicht eine genaue Kenntniß der Zollaccise, und andere Nachrichten hat, die dieß völlig erweisen.

Die erste Materie, den rohen Zucker, mußte man allemal von Auswärtigen nehmen, weil Preussen keine Zuckerinseln hat. Aber der größte Theil des Werths dieser Waare kommt von der

Zubereitung, oder dem sogenannten Raffiniren. Es war also hierbey die einzige Absicht, den Fabricationsertrag zu gewinnen, und dafür das Geld im Lande zu behalten.

Die ganze preussische Monarchie, und alle benachbarten Länder, erhielten bisdahin ihren Zucker aus Hamburg. Sechshundert sogenannte Zuckerbäcker oder Raffineurs, lebten in Hamburg bisdahin vornehm, reichlich und froh, grossentheils auch aus preussischem Gelde. Wenige Oerter in Europa trieben die Zuckerraffinerie so weit; und man gab dieß auf eine besondere Eigenschaft des Wassers in Hamburg. Aber nun verursachte die preussische Einrichtung, daß gleich zweyhundert Zuckerfabriken in Hamburg eingiengen, und daß mehr als tausend hamburgische Zuckerarbeiter diesen Nahrungszweig im Preussischen fanden.

Der König befahl der Splittgerberischen Zuckerfabrik, sich in Berlin allemal nach den Hamburger Preisen zu richten, und nach diesen, mit einem geringen Vortheil wegen des Transports den Zucker zu verkaufen. Aber man fand bald, daß dieß, besonders bey dem Anfang der Fabrik, völlig unmöglich war: denn da eine hamburgische Zuckerfabrik nach der andern ihr Gewerbe niederlegte, so wurden wöchentlich ganze grosse Zuckermagazine öffentlich verauctionirt, und wegen der Menge der auf diese Art zu Markt gebrachten Waare, ward der Zucker oft um zwanzig bis dreissig vom Hundert unter seinem eigentlichen Werthe verkauft. Sehr wohl zufrieden war derjenige,

jenige, der seinen Zucker so wohlfeil gekauft hatte, wenn er denselben nur mit dem halben Gewinne wieder absetzen konnte. So wohlfeil ward dadurch dann oft der Zucker in Hamburg, daß das Splittgerberische Haus in Berlin unmöglich im Stande war seinen Zucker so wohlfeil zu verkaufen.

Aber zum Glücke für das Splittgerberische Haus, fiel dem Könige der Brief eines Hamburger Kaufmanns in die Hände; und dieser war ungefehr folgenden Inhalts: „Unser sind Vierhundert, die sich verbunden haben, fürs erste selbst „mit Verlust, den Preis des Zuckers dergestalt „herunter zu setzen, daß die Berliner Raffinerien „durchaus springen müssen. Es wäre doch wohl „vom Teufel, daß so viele nicht mehr können sollen, als ein Einziger, er mag auch so stark seyn „als er will!“

Friedrich war eben so klug als stark. Sobald er diesen hamburgischen Brief gelesen hatte, machte er eine andere Einrichtung wegen der vorgeschriebenen Preise des Zuckers. Es wurde ungefehr festgesetzet: den Einkaufspreis des rohen Zuckers in Bourdeaux müsse man bey dem Verkaufspreise zum Grunde legen; und ausser dem Abgange des Gewichtes seyen sechszehn vom Hundert als Kaufmannsvortheil der berlinischen Zuckerfabrik zugestanden. Durch diesen Befehl den Friedrich gegen die Hamburger gab, ward der Unterschied der Preise zwischen Hamburg und Berlin sehr gering; und dagegen erwarben sich die preüssischen Zucker-

siederey-

siedereyen einen grossen Vorzug vor den österreichischen. Die in öffentlichen Papieren bekanntgemachten Preise der Compagnie von Fiume waren fast durchgehends und genau, doppelt so hoch als die Zuckerpreise in Berlin.

Höchst irrig war auch die Meinung von Friedrichs Gegenparteyin Berlin, daß nicht der König sondern nur das Splittgerberische Haus hierbey gewonn. In den preußischen Accisregistern kann man nachsehen, welche grosse Summen vierteljährlich von den Zuckersiedereyen zur Accisecasse bezahlt werden. Aber wäre dieses auch nicht, so muß doch immer die Hauptabsicht eines Landesherrn seyn, seinem Lande einen verderblichen und grossen Geldausgang zu ersparen; und dieß überwieget bey weitem den Vortheil einer kleinen unmittelbaren Geldeinnahme.

Unmöglich war es auch, statt der grossen Zuckerfabrike in Berlin, viele kleine Zuckersiedereyen im Preußischen einzuführen. Alle kleinen Zuckerfabriken, die Hamburg in der Nähe haben, gehen nothwendig zu Grunde. Solche Fabriken können nicht wie eine starke Corporation, oder wie ein besonders reiches Handelshaus, den Vorschuß in Händen haben, um bey wohlfeilen Preisen des rohen Zuckers gleich für Hunderttausende einzukaufen, und Vorräthe von dieser Grösse an verschiedenen Orten liegen zu haben, wenn die Zuckererndten nicht gerathen. Eine schlechte Zuckererndte verdoppelt oft den Preis des rohen Zuckers. Für jeden der eine kleine Zuckerfabrike, in solcher Con-

currenz

currenz mit Hamburg unternehmen wollte, hat die Erfahrung die Unmöglichkeit seines Unternehmens bestätigt. Ziemlich ansehnliche Zuckerfabriken in Schlesien und im dem Fürstenthum Minden, musste das Splittgerberische Haus fast zwangsweise übernehmen, da dieselben zu Grunde gehen wollten. Zwey Zuckerfabriken sind zwar nachher wieder in Breslau und Königsberg entstanden. Also daß man auch eigentlich nicht sagen konnte, das Splittgerberische Haus habe ein ausschliessendes Monopolium im ganzen Lande.

Ueberhaupt war also das Monopolium des Zuckers, aller dagegen gemachten Einwendungen ungeachtet, eines von den besten für den preussischen Staat. Es ersparte diesem die ganzen Fabricationskosten, die sonst bloß an die Ausländer und vorzüglich an die Hamburger giengen; und gab vielen tausend einländischen Familien Verkehr und Brodt. Der Erfolg von der jetzigen Aufhebung des Splittgerberischen Alleinhandels beweiset am besten, ob derselbe für das Land gut oder nachtheilig war. In dem Augenblicke als es hieß, die Freyheit zur Einführung des Syrups sey gegeben, stieg der Preis dieses für die Armen fast wesentlichen Bedürfnisses auf drey Thaler vom Centner, also über dreissig vom Hundert; und dieß erfolgte sehr natürlich aus der Concurrenz der Einkäufer in Hamburg.

Besser sind die jetzigen Zuckerpreise in den preussischen Staaten für die Schleichhändler, aber gewiß nicht für das Publicum; und die Accise verlieret

lieret die ganze gehoffte Einnahme. Kein fremder raffinirter Zucker durfte vormals in die preußischen Staaten eingehen, und auf die Schleichhändler ward an der Gränze so gelauert, daß man auch beynahe jeden ertappte. Anjetzt da das alte Privilegium des Splittgerberischen Hauses aufgehoben ist, hat man auf fremden rohen Zucker einen Impost gelegt, die Gränzaufseher drey Meilen ins Land zurückgezogen, und also die Entdeckung des Schleichhandels fast unmöglich gemacht. Der Schleichhändler gewinnet also anjetzt auf alle Art. Je höher die Auflage ist, desto stärker ist der Vortheil bey heimlicher Einbringung. Dadurch gewinnet das Publicum nichts, oder wenig. Aber desto mehr gewinnet der Schleichhändler: denn er richtet den redlichen Kaufmann zu Grunde, und verschaffet sich allen Verkauf durch seine Schelmerey.

Hieraus erhellet auch wie unbillig der Herr Graf von Mirabeau an vielen Orten und besonders bey Gelegenheit des Verbots der Ausfuhr der Wolle behaupten will: daß die preußischen Länder längst zu Grunde gegangen wären, wenn man in denselben nicht so vielen Schleichhandel getrieben hätte.

Ueberhaupt läßt Herr von Mirabeau dem grossen Könige in Absicht auf das ganze System seiner Staatswirthschaft wenig Ehre übrig, indem er sagt: „Unmittelbare Auflagen, ausschweifende Verbote, Verordnungen jeder Art, „ausschliessende Privilegien, unzählbare Mono-

„polien,

„passen, dieß war der Geist von Friedrichs innerer Regierung: und hätte nicht jeder diese Regierung gehasset, so hätte sie doch wenigstens jeder verlachet (*).“

16. Cap.

Ueber die französische Verwaltung seiner Accisen und Zölle, oder die sogenannte Regie.

Hier wird der Herr Graf von Mirabeau beynahe ein wenig cynisch: denn er hält Friedrichs ganze Finanzkunst für nichts als blinde Geldschneiderey.

Ohne eben eine besondere Untersuchung über Friedrichs Kopf anzustellen, sagt der Herr Graf, weiß man doch schon so viel, daß Friedrich vielmehr ein beynahe einziges Beyspiel der Entwickelung eines grossen Charakters war, als ein von der Natur über andere Menschen sehr erhabenes Genie (**).

 Frie-

(*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II, le jour de son avénement au trône, par le Comte *de Mirabeau*. pag. 41.

(**) Lettre remise à Frédéric Guillaume II, le jour de son avénement au trône, par le Comte *de Mirabeau*. pag. 43. 44.

Friedrich verwendete also wohl darum, den hitzigen Geist den er gehabt haben soll, in einem zerstückten und mehrentheils unfruchtbaren Staate, auf die Erhaltung einer grossen Kriegesmacht. Nach nichts strebte er darum, sagt Herr von Mirabeau, so sehr als nach Geld, weil man durch nichts in der Welt so geschwinde weit kommt als durch Geld. Jede List und jede Erpressung hat Friedrich zu diesem unglücklichen Zwecke aufgeklärtern Völkern abgeborgt, und in seinen Staaten naturalisirt (*).

Aber wenige Provinzen der preussischen Staaten sind unfruchtbar; die meisten versehen selbst ihre Nachbarn mit Getreide. Keine benachbarte und entferntere Länder haben so wenig drückende Auflagen wie es im Preussischen giebt. Der Himmel verwahrte diese Staaten vor den harten und fiscalischen Zwangsmitteln, womit Frankreich seine Unterthanen so lange gepeinigt hat. Kein einziger Mensch ist noch im Preussischen wegen Contrebande gehenkt, zu Galeeren oder ewiger Festungsstrafe verdammt. Nichts konnte den Herrn Grafen von Mirabeau eine Aehnlichkeit zwischen Frankreich und Preussen vermuthen lassen als die von dem Könige, zu Verwaltung seiner Accisen und Zölle, in seinen Staaten angestellten Franzosen.

Accisen und Zölle waren im Preussischen übel verwaltet; es mangelte an nöthigen Aufsehern.

Eini-

(*) Ebendaselbst. pag. 44.

Einige preußische Unterfinanzräthe glaubten im siebenjährigen Kriege, die preußische Monarchie habe ihr Ende erreicht, und also erlaubten sich diese Patrioten nach Belieben zu stehlen. Nach diesem Kriege lag dem Könige die Herstellung der Ordnung in allen Dingen, und zumal die Aufnahme der einländischen Fabriken so sehr als irgend etwas am Herzen. Er hielt Fabriken für die Seele seines Landes; und sie konnten nicht anders bestehen, als durch Verhinderung der Einfuhr fremder Fabrikwaaren. Dieß war die Veranlassung der Regie, und Helvetius der berühmte Verfasser des Buches de l'Esprit, ist ihr eigentlicher Urheber.

Höchst unrichtig wird in der grossen berlinischen Historiettensammlung erzählet: den Anlaß zur Einführung der Regie habe ein Abendgespräch des Königs mit dem Obersten Quintus gegeben; Quintus habe gesagt, die Franzosen seyen am fähigsten die Einkünfte eines Staats zu vermehren; der König habe sodann an Helvetius schreiben lassen: und dieser habe auf Verlangen einige Personen geschicket, welche die nachmalige Regie gründeten (*). — Dieß ist eben so unwahr, als daß Helvetius dem Könige gesagt habe: der Wohlstand der preußischen Bauern sey zu groß! — Er sagte nicht dem Könige, sondern in Berlin an der Tafel des Herrn Grafen von Finkenstein: die preußischen Unterthanen haben so wenige Abga-

 ben,

(*) Anekdoten und Karakterzüge. X. 67. 68. 69.

den, daß es die preußische Regierung beynahe lächerlich mache sich damit zu begnügen.

Helvetius war freylich ein Financier, aber bey seinem durchdringenden Verstande ein Mann von der liebenswürdigsten Gemüthsart. Als einer der Generalpächter Frankreichs, erwarb er sich ein grosses Vermögen. Nun warf er sich das Joch des französischen Despotismus vom Halse, schrieb sein Buch, verlachte das dagegen erregte wilde Geschrey, und kam nach Potsdam. Als ein feiner Höfling und erfahrner Weltmann verstand er die Kunst seine Meinungen angenehm zu machen. Er beredete den König: seine Nation übertreffe alle andere, in der Kunst der Finanzeinrichtungen, und besonders in der Kunst, Contrebande zu verhindern. Gerade solche Künstler bedurfte der König. Also that ihm Helvetius den Vorschlag, eine Gesellschaft von Generalpächtern in Paris wählen zu lassen, um ihr die nöthigen Einrichtungen in seinem Lande zu übertragen; und der König genehmigte diesen Vorschlag.

Vierzig französische Generalpächter wurden nun durch Helvetius nach seiner Rückkunft in Paris versammelt, und diese sollten alle preußische Finanzen pachten. Diese Societät übernahm aber nichts, als nur dem Könige die alte Einnahme zu versichern. Ihren Vortheil wollte sie darinn haben, mit ihm zu theilen, wenn sie Ueberschuß fände. Keine andere Sicherheit gab sie dafür, als ihr Wort. Sogar setzte sie in ihren Contract, daß sie im Mißlingungsfalle nur gehalten seyn wollte

Rech-

Rechnung für das Eingekommene abzulegen, und dann weiter nichts zu bezahlen.

Dreytausend französische Finanzkünstler kamen nun allmählig über den Rhein. Mannigfaltig waren ihre Abstufungen, sehr verschieden ihr Rang, und zum Theile auch sehr drollig ihre Namen. Einige hiessen reitende Aufseher, andere Weinvisirer, andere Kellermäuse (*). Vier Hauptpersonen standen an der Spitze dieses Heeres, und hierzu kam ein fünfter in der Folge. Ueber diese Finanzarmee hatten diese fünfe die Direction; man nannte sie Regisseurs. Alle standen unter den Generalpächtern in Paris, und von diesen hohlten sie alle ihre Befehle. Grosse Pensionen verlangten die parisischen Generalpächter für diese ungeheure Menge ihrer in die preussischen Staaten abgesandten Landsleute. Aber ihre Zahl übertraf bey weitem die Menge der für sie möglichen Bedienungen. Sehr verlegen waren hierüber sogar die Regisseurs, und der König übersah gar bald die Folgen dieser französischen Zudringlichkeit. Er ergriff also das Mittel von den Pächtern in Paris Bürgschaft zu verlangen. Äusserst gering war diese Bürgschaft, denn sie betrug nicht so viel, als diejenige die man von einem einzigen Generalpächter in Paris verlanget. Aber mit der grösten Arroganz verwarf die Gesellschaft des Helvetius diese Bürgschaft.

(*) Controlleurs ambulans, Jaugeurs, Commis rats de cave.

Einige Regisseurs machten der Gesellschaft hierüber Vorstellungen, und schrieben ihr, sie möchten doch bedenken, daß der König diese sehr mäßige Bürgschaft durchaus verlange. Folgende Antwort erhielte hierauf die Societät: „Ihr sollt wissen, „daß wir unsere Gesellschaft errichtet haben, um „Ordnung in die Geschäfte des Königs in Preussen zu bringen; aber nicht um Befehl anzunehmen, sondern um selbst die nöthigen Befehle zu geben. Also werdet ihr dem Könige sagen, wenn „ihm dieß nicht anstehe, so könne er nach Belieben „sein Geschäft zurücknehmen, und wir sind bereit „unsern Contract zu vernichten."

Als dieser Bescheid der französischen Pächterprinzen dem Könige vorgeleget ward, konnte er sich des größten Unwillens nicht enthalten; und er rief aus: „Wie, dieser hohe Rath von Lumpenhunden „will mir befehlen (*)!"

Die Vernichtung des Contracts genehmigte sogleich der König. Alle gehabten Kosten ließ er den parisischen Pächtern, nach ihrer eigenen und willkührlichen Berechnung bezahlen. Als seine eigene Bediente behielt er die Regisseurs, mit ihrer zahlreichen Mannschaft. Seine Zölle und Accisen befahl er ihnen nunmehr auf ihre Weise einzurichten. Die fünf Regisseurs machte er zu geheimen Finanzräthen. Zum stehenden Gehalt gab er jedem sechzig tausend französische Livres, oder funf-

zehn

(*) Comment, cet Aréopage de Gueux veut me donner des ordres?

zehn tausend Thaler in deutschem Gelde. Aber nur auf die ersten sechs Jahre versicherte er ihnen diesen Gehalt, denn sie selbst machten sich aus Mißtrauen für eine längere Zeit nicht verbindlich. Aber nach Ablauf der ersten sechs Jahre erhielten vier Regisseurs ihre Entlassung; der König behielt nur einen, mit dem er äusserst zufrieden war, den Herrn de la Haye de Launay. Er ließ ihm seinen vorigen Gehalt, machte ihm grosse Geschenke, und blieb äusserst mit ihm zufrieden bis an seinen Tod.

Sehr verschieden sind dennoch die Meinungen über diesen französischen Regisseur. Sein Landsmann, der Herr Graf von Mirabeau sagt: „de „Launay ist nichts, weniger als nichts. Er hat „keine Ahndung von den Anfangsgründen der Fi„nanzkunst. Sein Vortrag ist stotterigt, seine „Ideen sind verwirrt. Kurz, dieser sehr schwa„che Kopf und dieser sehr eitele Mann, hätte „nirgends eine Rolle gespielt als gerade in diesem „Lande, wo niemand in Finanzsachen ihn beur„theilen konnte, und wo er keinen Nebenbuhler „hatte (*).“

Also verstand Friedrich, der größte Financier in seinen Staaten, noch weit weniger als nichts: weil Er einen Mann der weniger als nichts war, der keine Ahndung von der Finanzkunst hatte, für seinen besten französischen Financier hielt! —

 Aber

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II. pag. 285.

über alle preußische Acciseregister von 1766 bis 1786 müßten verbrennen, wenn nicht jeder der nur lesen kann, nicht sehen sollte, daß Herr de la Haye de Launay ein sehr guter Kopf war, und alles gründlich verstand, was nur auf irgend eine Weise zu der Wissenschaft eines französischen Financiers gehöret. Preußische Finanzminister lassen ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren, daß alle seine Vorträge und Berechnungen, die er zwanzig Jahre hindurch dem einsichtsvollesten Könige vorlegte, gründlich waren und deutlich. Untrüglich war er eben so wenig als Herr von Mirabeau und der Pabst; aber er erwarb sich unter den Berlinern, die die Regie mehr als die Hölle verabscheuten, zumal in den letzten Jahren, Zutrauen und Liebe.

So glücklich wie mit Herrn de la Haye de Launay, war freylich Friedrich nicht mit jedem Franzosen, und zumal nicht mit dem Herrn von Candy, dem vornehmsten von allen aus Paris nach Berlin abgeschickten Regisseurs. Ganz im Anfang dieser Franzosenzeit, schrieb zwar einst der König an Herrn de Launay: „Er betrachte Ihn „und Candy als zwey Jupiters, die Licht, Ord„nung und Deutlichkeit bringen werden, in das „Chaos seiner Finanzen (*).“

Der Jupiter Candy kam nach Berlin, um nach seiner Meinung die ganze Einrichtung des preußi-

(*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 137.

preussischen Finanzwesens zu leiten. Wir armen ehrlichen Deutschen glauben, kein nicht ganz unkluger Franzose würde ein Geschäft von dieser Wichtigkeit übernehmen, wenn er sich nicht auch etwa vorher in Finanzsachen einige practische Kenntnisse erworden hätte. Herr von Candy arbeitete aber nicht vorher in den Finanzen von Frankreich: denn er war in Paris — Thorschreiber (*)! Sechszehn tausend Livres jährlich brachte ihm zwar diese hohe Stelle ein, aber sie hätte ihm doch weiter keine andern Kenntnisse im Finanzfache geben können als die Kenntnisse eines Thorschreibers. Und auch diese hatte er nicht, denn ein anderer lustiger Vogel verwaltete seine Thorschreiberstelle um ein ganz geringes Geld, und Candy kaufte sich dagegen den Titel eines Secretaire du Roi! Mit allen diesen Titeln hatte er daher auch ein so grossmüthiges Zutrauen in seine Finanzfähigkeiten, daß man nach seinem Tode (einer seiner Cameraden erstach diesen Jupiter im Duell) einen Aufsatz von seiner Hand fand, der folgende Aufschrift hatte: „Bedingungen, unter welchen ich mich entschliessen „will, die Stelle eines Controlleur général des „Königs von Preussen zu übernehmen." — Diese bescheidenen Bedingungen enthielten unter andern auch diese vier Punkte. „Erstlich. Die vier ersten „Minister bey dem Generaldirectorium ernennet „man zu meinen Unterfinanzintendanten. Zweitens. Diese vier Intendanten sollen gehalten seyn, „jeden

(*) Receveur de la porte St. Denis.

„jeden Morgen nach meinem Hause zu kommen, „um mir ihren Vortrag zu thun. Drittens. Vier „Schildwachen sollen vor meiner Thüre stehen. „Viertens. Ich verlange sodann von dem Könige „weiter nichts als einen überaus grossen Ge„halt.“ — Dieser Aufsatz des Herrn Thorschreibers von Candy ist noch vorhanden.

Eben ein solches Zutrauen zu sich selbst in niemals erlernten Dingen besaß ein anderer französischer Aufklärer Berlins, Herr Brindeaux de la Roche. Dieß war ein Jupiter in einem andern Fache. Er kam von Paris nach Berlin, und erbot sich, dem Könige sein bisher ganz verabsäumtes Forstwesen in die treflichste und einträglichste Ordnung zu bringen. Dafür aber verlangte er den Charakter eines Grand maitre des Eaux et Forets, mit dem Gehalt von hundert tausend Livres, und allen möglichen Emolumenten, die in einem solchen Fache sich häufig finden. Brindeaux zeigte sich in Berlin in vielen sehr schönen Kleidern; und da er so ganz übergrosse Dinge zu leisten versprach, ward der König begierig zu wissen, wo ein so grosser Mann im französischen Forstwesen gedienet habe? — Man schrieb nach allen Ecken von Frankreich, ohne dadurch das allergeringste zu entdecken. Endlich kam ein Brief aus Paris nach Berlin, worinn ein Schneider bat: man möchte doch einen Menschen in Arrest setzen, der sich Brindeaux nenne, und den Zunamen la Roche angenommen habe. Dieser Mensch, sagte der Schneider, war in Paris ein Gesindemäkler, hatte

ein

ein Bureau d'Annonce in der Strasse von St. Honoré, und bürdete ihm, sagte der Schneider, und allen seinen übrigen Freunden auf: der König von Preussen lasse ihn kommen, um sein Forstwesen in Ordnung zu bringen, und er erhalte dafür ein unermeßliches Jahrgeld! Vierzehn reich gestickte Kleider hatte ihm auf diesen Glauben der Schneider verschaffet, und dafür verlangte er nun Bezahlung. Nach der eingeschickten Beschreibung waren allerdings auch diese Kleider, eben dieselben in welchen Grindeaux in Berlin erschien; wo man nun Ursache hatte das heroische Zutrauen auf sich selbst zu bewundern, womit dieser anmaßliche Aufklärer des preussischen Forstwesens nach Berlin gekommen war, ohne einen Baum zu kennen (*).

Herr de Launay befriedigte den König in jeder Absicht. Darum behielt er ihn, als ersten und einzi-

(*) Wie mag sich der Herr Professor de Lavaux freuen, wenn er hier die Geschichte seiner erlauchten Landsleute, des Herrn von Candy und des Herrn Grindeaux de la Roche liest, daß Er schon zum voraus gesagt hat: l'on pourroit prouver le peu de fondement de tous les sarcasmes et mauvaises plaisanteries que ne cesse de lancer Mr. Zimmermann contre tout ce qui porte un nom françois, depuis Voltaire jusqu'a Monsieur Noel, maitre d'hotel de Frédéric, qui a autant d'honnêteté dans le caractère que Voltaire avoit de delicatesse dans l'esprit. *Vie de Frederic II, Roi de Prusse.* Tom. VII. pag. 55. 56.

einzigen Regisseür, und alle übrigen waren abgeschaffet. Andere Franzosen wurden noch mit dreytausend Thaler angestellet. Aber nachgerade wie einer dieser Franzosen abgieng, besetzte der König jedesmal seine Stelle mit einem Deütschen; und bey dem Tode des Königs fanden sich von jener ungeheüren Menge französischer Finanzkünstler, nicht mehr als hundert und sieben und funfzig im Lande.

Seinen Zweck hatte hiermit Friedrich in sofern erreicht, daß durch Verhinderung des Schleichhandels die einländischen Fabriken zu einer Höhe stiegen, von der nur diejenigen einen Begriff haben können, deren Geschäft es war in dem königlichen Departement der Fabriken zu arbeiten. Stark stiegen dabey die Zölle; auch die übrigen Einkünfte, aber gewiß nicht den Dingen die zur Indüstrie der Landeseinwohner gehören. Nur eine genauere Aufsicht brachte jene Vermehrung der Einkünfte. Des Königs Hauptgrundsatz war hierbey, dasjenige vorzüglich zu belegen was man von aussen hereinbrachte, und wofür sonst Geld aus dem Lande gieng. Alle seine Verordnungen zeigen eine unzerstörbare Anhänglichkeit an diesen Grundsatz.

So klar und bestimmt aber auch hierbey die Absichten des Königs waren; und so gewiß man weiß, daß seine Absicht niemals gewesen ist, sein Volk durch die französische Regie zu drücken: so hat man deswegen doch nie aufgehöret in Berlin gegen die Regie zu schreyen. Gar zu gerne möchte man

man die ganze Welt bereden, die Regie sey eine Last gewesen, die Friedrich seinem Volke aufgeleget habe, als es nach allem im siebenjährigen Kriege ausgestandenen Unglücke, kaum wieder anfieng Odem zu hohlen.

Sogar Herr Denina versichert: er habe einen von diesen Regisseürs, dessen Ehrlichkeit ihm am wenigsten zweifelhaft schien, sagen hören, man habe den Ertrag der Accisen beynahe um das Gedoppelte erhöhet; und dieß ungeachtet des neüen Verbots ausländischer Waaren, und der vielfältigen Accis-freyheit die der König den Fabrikanten ertheilte (*).

Ehrlich und ehrliebend mag sonst dieser Regisseür gewesen seyn: aber dem Herrn Abt Denina sagte er eine offenbare Unwahrheit. Niemals ward der Ertrag der Accise durch die französische Verwaltung auf das Gedoppelte erhöhet; in den ersten Jahren war sogar ein grosser Ausfall von mehr als zweyhundert tausend Thaler.

Die Absicht des Königs bey der Regie, war ganz und gar nicht die Abgaben durch dieselbe zu vermehren. Mündlich und schriftlich sagte Friedrich dieß mehr als zehnmal, den Regisseürs; und befahl ihnen dabey ausdrücklich, bey Entwerfung eines andern Tarifs alles zu vermeiden, was auch nur

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 153.

nur irgend fähig wäre das Volk zu drücken, oder irgend eine gegründete Klage zu veranlassen. Herr de Launay versichert in seiner einfachen und schönen Widerlegung der falschen Behauptungen des Herrn Grafen von Mirabeau: „die erste Lehre, die mir „der König gleich bey meiner Ankunft gab, war „diese, sein Volk zu schonen, weil es ausser Stande „wäre viel zu bezahlen; und der Industrie aufzu„helfen, weil sie einem Volke nothwendig sey, wel„ches etwas gewinnen müßte um hernach etwas be„zahlen zu können.“ Er hat in zwanzig Jahren, sagt Herr de Launay, seinen Staaten ein Opfer von mehr als hundert Millionen Thaler dadurch gebracht, daß er verschiedene Abgaben nachließ oder milderte. Also sind auch diejenigen die dem System von Friedrichs Staatsöconomie huldigen, nicht die Dummköpfe oder Schmeichler, wozu sie die beredte aber schlechtgeführte Feder des Herrn Grafen von Mirabeau brandmarken will (*).

Keinen andern Wunsch und Zweck hatte der König bey der Regie, als bloß durch genaue Aufsicht und das Verbot ausländischer Fabrikwaaren, die einländischen Fabriken menschenmöglichst in die Höhe zu bringen. So stieg dann, mit der Zeit, die Einnahme der Accisen auf Volksbedürfnisse von selbst, wenn eine Mehrheit vieler Tausenden von Landeseinwohnern durch Fabrikarbeiten, Spinnereyen,

(*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 41.

reyen, und was dazu gehöret, ihren Unterhalt fand. Alles war hiezu vom Könige zweckmäßig eingerichtet. Alle einländischen Fabrikwaaren, alles was zu Kleidungsstücken gehöret, war völlig frey gemacht. Vom Brodkorn ward die Accise abgeschaffet; und diese war ehmals, besonders in der Churmark, so drückend, daß daselbst von einem Scheffel Rocken viererley Abgaben, nach vier verschiedenen Rubriken, bezahlt werden mußten. Die Einfuhr der Wolle, und anderer ersten Materien zu den Fabriken, war frey. Höher belegte man nur Dinge des Ueberflusses, Wein, Caffee, Gewürz, weil des Königs Grundsatz war, bloß von den Reichen zu nehmen, und des Armen zu schonen. Wenn es aber auch schien, als wenn die zum Unterhalt des ärmern Volkes gehörige Tonne Bier eine höhere Abgabe von neün guten Groschen bezahle, so war doch auch dieses keine wirkliche Auflage. Diese höhere Abgabe betrug auf das Maaß, wovon hundert und zehn zu einer Tonne gehen, nicht völlig einen Pfennig. Und dagegen ward auf das genaueste durch Visitationen bewirket, daß das gehörige und nöthige Malz zu dem Biere genommen werden mußte. Also fand hierinn der Consument in dem bessern Brauen des Bieres eine völlige Vergütung.

Zu weitläuftig würde es seyn, dem Könige über alle Artikel dieser neüen Einrichtung zu folgen. Aber eine bey so mancher Gelegenheit in diesen Fragmenten festgesetzte Wahrheit muß man wiederhohlen, so oft die Klagen gegen Friedrichs

Staatswirthschaft erschallen: daß ein König in Preußen nothwendig die Verbesserung und Unterhaltung der Fabriken, welche Millionen Hände beschäftigen, allem übrigen aufopfern, folglich immer mehr für die Indüstrie als für den Handel sorgen muß, weil er keine andere Absicht haben kann, als das gröste Glück auf die gröste Anzahl der Einwohner seiner Länder zu verbreiten. Also müssen allerhöchstens vierzig bis funfzig tausend Kaufleute von allen Classen, nicht glauben: die Wohlfart der ganzen preüßischen Monarchie hänge bloß daran, daß sie in Freüden leben; daß ihnen erlaubt sey, ausländische Tücher, seidene, wollene, baumwollene und andere Fabrikwaaren, frey ins Land zu bringen, wenn auch dabey die Fabriken zu Grunde giengen, wovon doch im Preüßischen über zwey Millionen Menschen leben.

Friedrich der Grosse wollte also mit dem grösten Recht, nicht was die Kaufleute wollten. Er ließ sie so laut reden als ihnen beliebte, und kehrte sich daran nicht: im Bewußtseyn der Weisheit seiner Maaßregeln, die dann immer durch das viele unermeßliche Gute, das er that, den blinden unvernünftigen Tadel beschämten. Ganz richtete sich Friedrich nach England, und nach Colberts System. Aber so gründlich und tief er auch hierüber dachte, so väterlich, so zärtlich und aufrichtig er auch darinn für die weit grössere Zahl seiner Unterthanen sorgte, so allgemein und dauerhaft ist und bleibet doch gegen ihn nicht nur etwa das Geschrey

der

der Kurzsichtigen, sondern selbst das Vorurtheil vieler deutschen Gelehrten die vor den gewaltigen Kräften des grossen Grafen von Mirabeau ihre Haüpter neigen.

17. Cap.

Ueber seine ostindische Compagnie, und seine Seehandlungs Societät.

Der gelehrte Herr Abt Denina sagt: „Friedrich „war in keinen seiner Unternehmungen un„glücklich, als in Commerzsachen. Er war ge„zwungen, die im Jahre 1751 in Emden errich„tete ostindische Compagnie aufzuheben (*);“ und mit der Seehandlungs Societät, machte er wenigstens, wie Herr Denina zu glauben scheint, nicht grosse Schritte (**).

Nie hat der König diese ostindische Compagnie aufgehoben. Aber im siebenjährigen Kriege hatten die Feinde Ostfriesland und den Hafen zu Emden besetzet, und so nahm diese Compagnie von selbst ein Ende, da die Theilhaber weder Hafen zum Ausrüsten noch zum Einkaufe hatten, und da ihnen von den Engländern aus besonderer Gefälligkeit

D 2 wer

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 365.

(**) Ebendaselbst. pag. 365. 366.

war verstattet worden, die Waaren ihres letzten Retourschiffes in England zu verkaufen. Dieß waren die Ursachen warum die Theilhaber ihr zusammengeschossenes Geld zurücknahmen. Keiner erlitt den allergeringsten Verlust, weder an Zinsen noch an Capital. Der Vortheil dieser ostindischen Compagnie hätte sehr groß seyn müssen, wenn nicht etwa ein Fehler bey der Administration im Wege gewesen wäre: denn von allen ausgesandten sechszehn Schiffen ward keines verlohren, und keines kam ohne eine reiche Ladung zurück.

Mit dieser ostindischen Compagnie hat die nachher errichtete Seehandlungs Societät nicht die geringste Gemeinschaft. Auch mit dem ostindischen Handel hat sie gar nichts zu thun. Zu diesem gab der König in der Folgezeit verschiedenen Schiffern aus Bremen und Ostfriesland auf einzele Farthen sogenannte Indulten; fast eben so wie man den ostindischen Handel in Portugall treibt.

Zwey weise Absichten hatte der König bey Errichtung der Seehandlungs Societät. Erstlich, ward sie verbindlich gemacht, gegen die Vortheile die er ihr einräumte, jedes Jahr in den Häfen der Ostsee eine Anzahl Kauffarteyschiffe zu erbauen, und diese sollten unter preüssischer Flagge fahren. Hätte man diese Absicht des Königs genau befolget, so wäre hieraus der vortheilhafteste Handlungszweig für die preüssischen Staaten entstanden. Wenige begreifen, wie ganz vorzüglich der sogenannte Cabotagehandel einem Lande vor jedem andern Handlungszweige den grösten Gewinn an baarem

baarem Gelde bringet. Ganz Holland bestehet eigentlich nur durch diesen Handel. Sechstausend holländische Küstenbefahrer, die für eigene und fremde Kaufleute, gleichsam die Frachtkärner zur See sind, verdienen für die Geldmasse des Staats weit mehr als Holland durch den Handel nach beyden Indien. Die berühmte preußische Seestadt Stettin, hat nach den Hafentabellen alljährlich mehr als vierhundert einlaufende, und auch so viele auslaufende Schiffe. Von Gehalt sind diese Schiffe von hundert bis zu dreyhundert und mehrern Seelasten; und schon vor dem siebenjährigen Kriege war zum Exempel auf Bourdeaux, keine Fracht unter zehen Thaler für die Last zu bedingen. Anjetzt ist diese Fracht noch ungleich theürer. Nun rechne man hiernach, vierhundert Hinreisen und eben so viele Rückfarthen: so kann man durch das Beyspiel dieses einzigen Hafens beweisen, welchen Vortheil ein König von Preüssen der Geldmasse seines Staates verschaffen würde, wenn er es dahin bringen könnte, daß man nur den grösten Theil der Frachten von Sachen, die in seinen Ländern aus und ein geführet werden, auf preüssischen Schiffen fahre.

Die zweite weise Absicht des Königs bey Errichtung der Seehandlungs Societät, gieng dahin, dem Kaiser den ungeheüren Gewinn auf dem Salzverkauf in ganz Polen nicht allein zu lassen. Oesterreich hatte sich bey der Theilung von Polen die Steinsalzgruben völlig zugeeignet, und diese waren ihm in dem ersten Theilungsproject doch nicht beygeleget.

geleget. Nun fand man, daß wenigstens Polens nördliche Provinzen mit Seesalz versehen werden könnten, und daß hierbey fast ein gleicher Vortheil zu finden wäre als auf dem Steinsalze. Auf diese Speculation gründete Friedrich zuerst seine Seehandlungs Societät. Man errichtete also eine Salzcompagnie auf Rechnung des Königs. Diese Compagnie hatte den Einkauf alles Salzes in Liverpool, und so wurden durch die Concurrenz der Einkaüfer die auswärtigen Salzpreise nicht gesteigert. Diese Salzcompagnie überließ der Seehandlungs Societät die Seelast zu einem beständig festgesetzten Preise, worauf diese durch den Particularverkauf in Polen funfzig und mehr von Hundert gewinnen konnte; und allemal dadurch sicher war die Dividende ihres zusammengebrachten Fonds zu decken.

Bey solchen weisen Absichten konnte der grosse Defect in der Seehandlungscasse nur aus den Unrichtigkeiten entstehen, die in der Sentenz über ihren Vorsteher, den auch deswegen nach Spandau gebrachten Minister von Görne, weitlaüfig erzählet sind.

Friedrichs edles Herz, das ihm die halbe Welt abspricht, zeigte sich bey dem Proceß des Ministers von Görne so sehr wie bey vielen tausend andern Gelegenheiten. Eh man noch die allein durch Görne veranlaßten Ursachen des creditlosen Zustandes der Seehandlungs Societät kannte, gab ihr Friedrich, zu ihrer Erhaltung, einen Vorschuß von mehr als einer Million Thaler. Bey dem

Concurs

Concurs berichtete die Commission dem Könige, diese Million könne man aus der Masse der Görnischen Güter und Effecten erstatten, wenn der König sich seines rechtskräftigen und verfassungsmässigen Vorzugsrechts bedienen wolle. Vermöge dieses Vorzugsrechts erhielt der König ihm gestohlene Gelder zuerst, und diejenigen Creditoren die dem Herrn von Görne ohne genugsame Sicherheit ihr Geld geliehen hatten, mussten leer ausgehen. Friedrich der Grosse antwortete der Commission: „Nein! den Schaden muß Ich tragen; denn es „ist meine Schuld, daß ich so schlecht gewählet „habe, und einem solchen Menschen, wie Görne, „eine solche Sache auftrug."

So viel ich weiß, erzählet diese durch Acten erwiesene und landkundige Geschichte, kein berlinischer Anecdotenhändler.

18. Cap.

Ueber seinen Schatz.

Wie konnte ein König von höchstens sieben Millionen Unterthanen, der eine Armee von zweyhundert tausend Mann unterhielt, der Gebaüde eben so leicht hinstellte als man sie anderwärts zeichnet, einen grössern Schatz sich sammeln, als kein Monarch in Europa hat?

Dieß fragte ein Franzose. Man kann es ihm nicht verdenken, und man nimmt sich hier die Freyheit ihm zu antworten: Verschaffet euch, ihr Herren, einen König von durchdringendem Verstande, von einer Arbeitsamkeit, wie man sie gar äusserst selten auf Thronen findet; einen König, der sich selbst allen überflüssigen Aufwand entziehet; der für seine eigene Person, und für seinen ganzen Hofstaat, nicht mehr als zweyhundert und zwanzig tausend Thaler verzehret, ob er gleich am Ende jedes Jahres einen Ueberfluß von acht Millionen Thaler über den Aufwand aller Staatsbedürfnisse hat; lasst diesen König über sechs und vierzig Jahre, nach selbstständigen ununterbrochen befolgten Planen und Grundsätzen regieren: so habt ihr den Schatz König Friedrichs des Grossen!

Mich wundert daß Friedrichs Schatz nicht noch grösser war. Aber seine Absicht war nicht mehr zu sammeln, als er zur wirklichen Erhaltung seiner Monarchie bedurfte.

Friedrichs Lobredner, der vortrefliche und höchst verehrungswürdige Graf von Guibert, sagt: „Man „beschuldigt den König von Preussen, er habe in „seiner Staatsverwaltung viele despotische und „übel berechnete Schritte gethan. Er habe, „zum Exempel, die Münze verfälscht; habe einen „unermeßlichen Schatz gesammelt, der Betriebsamkeit dadurch Capitale entzogen, und die Lebhaftigkeit des Geldumlaufs gehemmt; er habe „die Zölle, die Forsten, die Posten, die Fabriken,

„alle

„alle einträgliche Anlagen an sich gezogen, und
„daraus mittelbare Auflagen und Druck für seine
„Völker gemacht; er habe in seine Staaten die
„französische Finanzverwaltung, und sogar Päch-
„ter aus dieser Nation, bey seiner Accise und allen
„seinen öffentlichen Gefällen eingeführt. Man
„setzt hinzu, daß zu gleicher Zeit, da er in seinen
„Ländern, gegen alle gesunden Grundsätze, alle
„Quellen des Reichthums an sich gezogen, er die
„Freyheit seiner Unterthanen in vieler Rücksicht
„eingeschränkt habe, so daß ein reicher Mann
„weder seine Ländereyen verkaufen, noch ausser
„dem Lande leben, noch seine Kinder nach Gefal-
„len verheurathen dürfen, und die höchste Ge-
„walt habe in diesem Staate beständig über das
„Vermögen der Unterthanen mit der Gierigkeit des
„Fiscus und mit der Strenge der Inquisition ge-
„macht (*).

So sprach man an der brandenburgischen Gränze rund herum, so sprachen beynahe alle Minister und zumal alle Hofleute in Deütschland, so sprach man in Frankreich und in ganz Europa. Aus allem was in diesen Fragmenten schon gesagt ist, und noch so deütlich gesagt werden wird, daß es jedem klar und offenbar vor seinen Augen liegt, weiß man und wird man bald noch deütlicher erkennen und wissen, wie völlig ungegründet und wirklich widersinnig alle diese Beschuldigungen

 samt

(*) Eloge de Frédéric II. übersetzt von Zöllner. S. 197. 198.

sam und sonders sind. Eine Regierung unter welcher die Zinse von sechs vom Hundert und darüber auf vier herunter gefallen sind, hat doch wohl nicht den Geldumlauf gehemmt. Aber es giebt im Preüssischen noch ein anderes Zeichen, selbst des Ueberflusses an baarem Gelde: Millionen sind bey den Bankcomtoirs an allen Orten zu zwey und drittehalb vom Hundert belegt. Zölle, Forsten und Posten gehören in keinem Lande zum bürgerlichen Gewerbe; solche Einwürfe bedürfen gar keiner Antwort. Wo ist im Preüssischen eine Verordnung die verbietet, daß jemand seine Kinder nicht ausser Landes verheürathe? Unzählige Exempel hatte man unter Friedrichs Regierung, daß auch reiche Personen sich ausser Landes verheürathet haben, ohne daß Friedrich danach fragte. Welchem reichen Manne hat wohl Friedrich verboten seine Grundstücke nach Belieben zu verkaufen, oder wenn er wollte, ausser Landes zu ziehen? Mit guter Art wird wohl jeder weise Regent zu verhindern suchen, daß nicht viele reiche Leüte aus seinen Ländern ziehen; aber Härte und Gewaltthätigkeit hat Friedrich zu diesem Zwecke niemals angewendet. Nur konnte man nicht ohne seine Erlaubniß adeliche Güter an bürgerliche verkaufen. Hingegen heürathete der reiche Graf von Reder die einzige Tochter des Banquiers Orguelin, die ihm vierhundert tausend Thaler zubrachte; zog damit nach Sachsen, und wohnte auf der von ihm erkauften Herrschaft Königsbrück, niemand hat ihn dafür in Inquisition genommen, niemand hat

hat ihn darüber fiskalisirt. Aber unmöglich kann man sich zu einer Antwort auf so viele grundfalsche Angaben entschliessen, oder zu Gegenbeweisen des leeren Geschwätzes bodenloser Wortmacher.

Alles übrige Geld kam auch in den leztern Jahren gar nicht in Friedrichs Schaz. Man kann und darf dieß hier behaupten, ob zwar gleich ein berlinischer Historiettensammler den unwitzigen Einfall hat: die königlichen Cassen haben wohl noch Niemanden von ihrem Zustande Nachricht ertheilet (*)! — Die Nachricht kann man wenigstens hier, diesem berlinischen Witzling geben, daß der König sehr oft dem Herrn Minister von der Horst sagte: „Ich will nicht mehr Geld in „meine Schatzkammer legen, als etwa zu einem „zwölfjährigen Kriege erfodert wird. So lange „kann anjezt kein Krieg dauren; und mehr Geld „verschlossen zu halten, als die Nothwendigkeit „erfodert, wäre schädlich.“

Acht Millionen behielt Friedrich in den leztern Zeiten, nach Bestreitung aller Kosten von welcher Art sie auch seyn mochten, jedes Jahr zu seiner freyen Verwendung. Er verdoppelte hiernach seine wohlthätigen Ausgaben für seine Provinzen, für hülfsbedürftige Unterthanen, für Gebäude, und andere öffentliche Ausgaben, die nur dazu dienen sollten mehr Geld in Umlauf zu bringen. Als ein getreuer Haushälter über die Staatseinkünfte und ihre

(*) Anekdoten und Karakterzüge. XV. 130.

ihre nützlichste Verwendung, richtete er immer seine erste und größte Aufmerksamkeit auf die Vermehrung des Geldumlaufes.

Viel besser aber wäre es, wenn ein König in Preussen gar keinen Schatz hätte, sagte einst der gewaltige Graf von Mirabeau (*). Dieser Gedanke war höchst patriotisch für Frankreich: denn ein König von Preussen ohne Schatz, wäre für Frankreich ein König ohne Consequenz. Dieß fühlte der schlaue Mirabeau, und doch hielt man ihn in Berlin sehr unschlau für Preussens grossen Freund!

Einem Könige von Preussen ist nichts so nöthig, wie die Beybehaltung eines grossen Schatzes. Die gröste Armee würde ihm zu nichts dienen, wenn sie nicht in eben dem Augenblicke beweglich gemacht werden könnte, in welchem Preussen einer grossen Armee bedarf. Daß dieß ohne einen grossen Geldvorrath möglich sey, glaubt gewiß kein Mensch. Aber diesen Geldvorrath, in dem Augenblicke da man desselben bedarf, durch Auflagen und Anleihen gleich anzuschaffen, dieß ist ganz unmöglich nach der Lage und Beschaffenheit der preussischen Länder. Baares Geld ist also das einzige Rettungsmittel bey einem Kriege. Friedrich machte bey dem fürchterlichsten Kriege, der jemals über ein Land kam, nicht die allergeringste Aufla-

(*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II, le jour de son avénement au trône, pag. 48. 49. 50. 51.

Auflage; und bey erfolgtem Frieden erließ er seinen Unterthanen nicht nur eine unglaubliche Summe von rückständigen Landesabgaben, sondern er warf noch viele Millionen baares Geld unter sie aus.

Graf Mirabeau verweiset den König in Preussen mit seinem Schatze in fremde Fonds (*). Hier stehet alle Vernunft stille, wenn man sich erklären möchte, wie Herr von Mirabeau sich zum Präceptor von deutschen Königen aufwerfen will, und bey der allergeringsten Kenntniß der europäischen Staaten und ihrer Verhältnisse gegeneinander, einen solchen Rath geben konnte. Eine europäische Macht, die den ganzen Geldvorrath einer andern in ihrem Lande hat, wird nothwendig völliger Oberherr dieser Macht. Sie zwinget sie ihrem Eindruck zu folgen, da sie ihr die Mittel entziehen kann wider denselben zu handeln.

Aber Friedrichs Schatz nahm doch im siebenjährigen Kriege ein klägliches Ende, wenn man einem pragmatischen Historiker glauben soll. Dieser Historiker, Herr Büsching, sagt: „der siebenjährige Krieg machte die Schatzkammer ganz leer. „Bey dessen Ende hatte der Tresorier Buchholz nur „achthundert Thaler schlechten Geldes in der Hof„staatscasse vorräthig, die ihm der König schenkte, „die aber kaum dreyhundert Thaler guten Geldes „werth waren. Der geheime Cabinetsrath Köp„pen aber hatte noch zweyhundert tausend Thaler „schlech-

(*) Ebendaselbst. pag. 58. 59.

„schlechten Geldes unter seiner Aufsicht und Ver-
„wahrung (*).“

Es scheint mir immer, ich sey höchst unbescheiden, so oft ich irgend etwas gegen Herrn Büsching erinnere. Dieser über unzähliche Dinge höchst vortreflich und höchst pragmatisch unterrichtete Mann kennet selbst so genau die Gesetze historischer Prüfung, versichert selbst so treuherzig: Er sey nie vorschnell, er untersuche alles scharf und unmittelbar, er gebe gerne jedem Zweifel Raum, er spare weder Mühe noch Kosten um Gewißheit zu erlangen, und es sey ihm schon zur Natur geworden nur den ersten und ganz unmittelbar zuverlässigen Zeugen völlig zu trauen, denn Richtigkeit und Wahrheit gehe ihm über alles — daß mir wahrlich jedesmal bey meinen Gegenerinnerungen schwarz und grün vor den Augen wird! — Aber da Herr Büsching hinzusetzet, daß Ihm keine Verbesserung seiner Bücher unangenehm ist, so wage ich es, über die von ihm angegebene Leerheit von Friedrichs Schatzkammer am Ende des siebenjährigen Krieges, hier einige vielleicht nicht ganz leere Erinnerungen zu machen.

Der Kriegsrath Buchholz war Hofstaats Cassen Rendant; er hatte des Königs Dispositions und Ueberschuß Gelder zu berechnen. Der Geheimerath Köppen war Generalkriegscassen Rendant, und im Felde Kriegszahlmeister. Nicht das allergeringste hatten

(*) Büschings Charakter Friederichs, des Zweiten. S. 216.

hatten diese beyde Männer mit der Schatzkammer zu thun. Sie konnten in ihren Cassen zwey Millionen Thaler, oder zwey gute Groschen haben, ohne daß es sich hieraus schließen ließ, was Friedrichs Schatzkammer enthielt, oder was ihr fehlte. Ein Minister, und nicht ein Rendant, hatte von jeher wie anjetzt, den Schlüssel zu der Schatzkammer; und dieser Minister hat die Hauptrechnung über den Schatz zu führen.

Aus seiner wahrlich nicht leeren Schatzkammer theilte der König gleich nach dem siebenjährigen Kriege, sechs Millionen Thaler an seine verarmten Länder aus; und er erließ ihnen über dreyzehn Millionen rückständiger Landesabgaben. Aber nicht nur ward im siebenjährigen Kriege Friedrichs Schatzkammer nicht ausgeleeret wie Herr Büsching sagt, sondern während dieses ganzen Krieges ward nicht einmal gerade aus der Schatzkammer, weder an die General Kriegszahlcasse, noch an des Königs Specialcasse gezahlt, sondern allemal aus der Münze. Nach der Münze giengen alle zu den laufenden Ausgaben bestimmte Gelder, aus dem Schatze, aus den Subsidien, aus den Kriegscontributionen, und aus der sächsischen Landeseinnahme. Alle diese Gelder brachte man, nach gehöriger Umwandlung, zu den Kriegszahlungen in Lauf. Hätte also Herr Büsching nur noch einige Wochen gewartet, um unmittelbar bey Herrn Köppen scharfe Erkundigung einzuziehen, so hätte er in dessen General Feld Kriegescasse, anstatt zweyhundert tausend Thaler, gar nichts gefun-

gefunden; denn diese Casse hörte mit dem Frieden auf.

Friedrichs Schatz war während des siebenjährigen Krieges, halb in Magdeburg, und halb in Stettin: und einige Monate nach dem Kriege brachte man diesen Schatz wieder nach Berlin.

19. Cap.

Ueber das Münzwesen im siebenjährigen Kriege.

Alle in den siebenjährigen Krieg verwickelten europäischen Mächte, waren gezwungen ihre Kräfte aufs Höchste zu spannen. Sie konnten kein mögliches Mittel verabsäumen, um zu den nöthigen Geldern zu gelangen. Ungeheuer waren von allen Seiten die Anstalten, die Armeen, und besonders die Artillerie. Solche gewaltige Artilleriezüge, hatte man in einem Landkriege noch nie auf dem Erdboden gesehen; und man hat berechnet, daß diese Menge Artillerie bey einer Armee jetzt eben so viel Geld kostet, als vormals eine ganze Armee.

Frankreich setzte viele deutsche Länder in Contribution, sog viele aus, und machte doch im siebenjährigen Kriege tausend Millionen Livres neuer Schulden. Oesterreich machte gewaltige Auflagen, erschuf eine Menge Bancopapiere oder eigentlich Staats-

Staatsobligationen, seinem Staate zur beständigen Last und Verzinsung. Ausgeleeret ward der grosse Schatz des Hauses von Medicis. Ausgegeben wurden die vielen Millionen, welche Kaiser Franz der Erste, mit aller Mühe und Arbeit eines geschickten Banquiers, zusammengebracht hatte. Er gab sie hin an seine Gemahlinn, zur Rettung des Staats, besonders nach der Schlacht bey Leuthen. Oesterreichs Staatsschulden betrugen am Ende des siebenjährigen Krieges auf hundert Millionen Thaler. Schweden war beynahe bankrott. Rußland machte Auflagen und Schulden; und England vermehrte die seinigen auf eine schreckliche Art.

Friedrich der Grosse sah dieß alles. Aber er sah auch, sein Schatz werde nicht sehr lange hinreichen, um ganz allein die Ausgaben eines solchen Krieges zu bestreiten. Sein Land wollte er durch ausserordentliche Kriegesauflagen nicht drücken. Er wußte wohl wie viel seine eigenen Provinzen, wegen ihrer gefährlichen Lage, würden zu erdulden haben. Also suchte er ein Mittel; und fand es, in einer veränderten Ausmünzung des Geldes.

Unzähliche Vorwürfe hat sich Friedrich durch dieses Rettungsmittel zugezogen. Aber er verachtete diese Vorwürfe nach seiner gewöhnlichen Art, und hielt sie keiner Antwort werth. Selbst einem Theile seiner Verehrer entgiengen hierüber, aus Unwissenheit, die härtesten Urtheile. Keine Begebenheit aus Friedrichs Geschichte verdienet darum mehr, daß man sie in ihr wahres Licht setze.

Würde man weiter nichts sagen, als Friedrich habe im siebenjährigen Kriege seine Soldaten weiter mit nichts bezahlet als mit Kupfer und Blech, so brächte man das Andenken dieser Dinge auch anders nicht auf die Nachwelt, als im Gewande und unter der Mißgestalt der Satyre.

Gleich nach seinem ersten Einbruche in Sachsen und in einen Theil von Böhmen sah der König, daß es ganz von ihm abhänge, in Ländern die er wie die seinigen und durch die Kriegescontributionen noch stärker benutzte, auf die laufende Münze den Werth zu setzen, den er für dienlich hielt. So hoch wie er die laufende Münze in Contributionszahlungen annahm, so hoch konnte er sie auch in diesen Ländern wieder ausgeben. Also ließ er vorerst die Mark Silber, aus welcher man nach dem damaligen Graumannischen Fuße dreyzehn und einen Drittel Thaler prägte, zu sechszehn Thaler ausmünzen. Er stieg damit, nach wenig Monaten, bey einem erneuerten Münzcontract. So gieng er von Zeit zu Zeit immer weiter. Am Ende galt dieselbige Masse von Münzmetall, die sonst fünf Thaler that, dreyzehn, vierzehn, und, besonders in den zulezt erschienenen Groschen, funfzehn Thaler.

Höchst ungegründet und irrig wird allgemein und noch zu dieser Stunde geglaubt, die jüdischen Kaufleute, Ephraim, Itzig und Moses Isaac, haben einzig und allein die Aufsicht über diese ganze Ausmünzung, die Bestimmung des innern Werths, und also auch verhältnißmässig die grösten Vortheile

theile von dieser Geldumschaffung gehabt. Man suchte sich deswegen in Berlin damals wie seitdem gegen sie zu rächen. Bey der grossen Illumination, die den gehoften aber nicht erfolgten feyerlichen Einzug Friedrichs nach seiner Wiederkehr aus dem siebenjährigen Kriege verherrlichen sollte, fand ein Spaaßvogel in Berlin grossen Beyfall, weil er vor seinem Hause ein illuminirtes Schwein aushieng, das Friedrichsd'or fraß und gute Groschen von sich gab. Unter diesem Schweine brannten die Worte: pour Ephraim!

Trug, Wahn und Unwahrheit ist aber dieß alles. Diese berühmten, jüdischen Kaufleute waren blosse Münzlieferanten; und sie hatten auf den Metallen, die sie in die Münze lieferten, nicht mehr Gewinn als acht von Hundert. Durch die Einwechselung allein konnten sie sich Vortheile verschaffen. Aber den grossen Gewinn bey der Erhöhung hatte bloß der König; oder besser zu reden, das bedrängte und Einsturz drohende Staatsgebäude der preüssischen Monarchie.

Ein wahres Wunder geschah aber hierbey, und Friedrich allein verrichtete diese Wunder. Sein durchdringender Geist gab ihm bey diesen Geldspeculationen ein Mittel an die Hand, den Feind in eine ganz sonderbare und unerhörte Contribution zu setzen. Maria Theresia mußte von allem Gelde, das die ganze österreichische Armee kostete, eine sehr schwere Abgabe an Friedrich bezahlen.

Dieß kam so. Als der Feldmarschall Daun im Jahre 1758 das Glück hatte so weit in Sachsen einzudringen, daß er Dresden besetzte, konnte er doch nicht weiter kommen. Unter preussischer Contribution stand der übrige Theil von Sachsen, und da galt der preussische Münzfuß. Friedrich ließ also durch einen preussischen Münzlieferanten, welcher Freunde und Anverwandte bey dem österreichischen Commissariat hatte, dem Feldmarschall Daun vorschlagen: man verspreche ihm bey der Zahlung für seine ganze Armee und sein ganzes Proviantwesen vierzig von Hundert, also zwey Fünftel Gewinn. So viel Geld könne er also der Kaiserinn ersparen, wenn es ihm nur beliebe alle Geldsorten, die er von Wien zur Auszahlung der Armee erhalte, gegen preussisches Geld auszuwechseln. Bey der Ausgabe in Sachsen, sagte der Emissair, werde das preussische Geld eben die Dienste thun; und dafür versprach er nun dem Feldmarschall einen Gewinn von vierzig von Hundert für den Unterschied des innern Werths.

Dem Feldmarschall Daun schien dieser Vorschlag sehr vortheilhaft; also berichtete er denselben auch gleich nach Wien. Daun war aber kein Münzwardein; und diejenigen in Wien, die Wardeine seyn sollten, befiel eine grosse Geistesabwesenheit: denn der Vorschlag ward angenommen! — Es leben noch Personen vom grossen Ansehen, die erstaunende Summen österreichischer Souverainsd'or in den preussischen Staaten ankommen sahen, welche man sodann gegen preussische

sische Münzsorten auswechselte. Daun gewonn durch diese Operation, auf der ganzen Ausgabe für die österreichische Armee vierzig, und Friedrich sechzig Procent.

Nun wird man begreifen wie der preussische Schatz beym Ausgang des siebenjährigen Krieges, eben so stark seyn konnte, als vor dem Anfange dieses Krieges. Der König hatte Münzcontracte von einem Novembermonat zum andern, binnen welchen das Metall musste geliefert werden für die Auspragung von hundert Millionen Thaler.

Friedrich widersetzte sich seinen Feinden fürwahr, bey allen diesen Münzoperationen, mit eben der Klugheit, die er im Felde an der Spitze aller seiner Heere bewies.

So lange die Erhöhung noch mässig war, geschah die Ausprägung dieses neuen Geldes noch unter preussischem Stempel. Aber sobald diese Erhöhung zu groß ward und das Geld zu geringhaltig, wollte Friedrich nicht mehr sein Gesicht darauf haben, sondern das Gesicht des guten Königs von Polen. Um indessen doch den Stempel abzuwechseln, erkaufte man von dem Fürsten von Anhalt Bernburg den Gebrauch des Seinigen; und unter diesem ward auch viel preussisches Geld nach dieser Kriegsmanier gemünzet.

Die Schweden waren die ersten von den kriegführenden Mächten welche Gefallen an dieser Art zu münzen fanden. Sie schlugen eine Menge leichten Geldes. Es war mit einem Greif, dem Wappen

pen von Pommern, bezeichnet; und von allem schlechten Gelde war dieses schwedische Geld das allerschlechteste. Aber da die Schweden nur einen kleinen Bezirk hatten, wohin sie kommen und dieses Geld in Umlauf bringen konnten, so ward auch ihr Vortheil dadurch sehr eingeschränket. Dieser Vortheil konnte nur für denjenigen statt haben, der seine Ausgabe über das treiben musste, was er in seinem eigenen Lande einnahm.

So cursirt zum Exempel in Polen eine Kupfermünze, die man Timpfe nennet. Solche Timpfe werden nicht nur unter polnischem sondern auch unter preussischem Stempel, in grosser Menge zu Breslau und Königsberg ausgemünzet. Aber diese Münze hat keinen Cours im Lande, denn sie ist nur zu auswärtigem Gebrauche bestimmt, und bloß zum Handel mit Polen. Nicht falsche Gulden, wie mir einst ein höchst vortreflicher preussischer Officier und grosser Verehrer Friedrichs mit blutendem Herzen hat versichern wollen, sondern dreissigtausend Centner dieser Timpfen, ließ einst der König, unter recht schönem Stempel, mit etwas vermindertem innern Gehalte auf einmal ausprägen. Die Polacken bewunderten und liebten diesen schönen Stempel. Man bezahlte ihnen damit, die gewaltigen Kornlieferungen für die preussischen Magazine. Die Wechseljuden bemühten sich sodann, nach ihrer gewöhnlichen Betriebsamkeit die polnischen alten Timpfe für die schönen neuen unter dem vortreflichen preussischen Stempel auszutauschen; und so kam in kurzer Zeit von jenen

nen die Anzahl unglaublich vieler Millionen zur preussischen Münze.

Es war ein Glück für die preussischen Staaten, daß der König im siebenjährigen Kriege, weder auf übertriebene Kriegssubsidien, wie dieß in andern Staaten geschah, noch auf Papiergeld verfiel. Mehr baares Geld fand sich dann doch wenigstens am Ende des Krieges in allen preussischen Ländern, als man vor dem Kriege hatte. Alles kam jetzt nur darauf an, daß man den Besitzern dieses Geldes ohne ihren grossen Nachtheil, den Schwindel benehmte, in dem sie sich nach der Zahl ihrer Thaler für Besitzer von Millionen hielten, da sie doch nur den dritten Theil des wirklichen Werths besassen.

Hätte man aber auf einmal die Münze wieder auf den alten Fuß heruntergesetzet, so hätte man alles in Unordnung gebracht, und wenige kleine Handelshäuser wären ihrem Umsturz entgangen. Dieß sah Friedrich. Also ließ er so vieles Geld als in seinem Lande zum Umlaufe erforderlich seyn konnte, unter abermal veränderten Gehalte ausmünzen. Dieses Geld war weit besser als die Kriegesmünze, aber um zwey Fünftheil schlechter als das alte Geld nach Graumannischem Fuße. Ein Friedrichsd'or von dieser Art hielt an wirklichem Werth drey Thaler, und man nannte sie Mittelfriedrichsd'or.

Die Zeit war nur auf ein Jahr gesetzet, in welcher dieses Geld sollte im Umlaufe bleiben. Sodann ward der jetzige Münzfuß wieder angenommen;

nommen; aber mit einem für die Fabriken höchst nützlichen Unterschied. Das Silber wird nun zu vierzehn Thaler aus der Mark fein ausgemünzt, und das Geld nach dem alten Pistolenfusse.

Durch diese Münzumwandlung im siebenjährigen Kriege ward also doch grossentheils der preussische Staat gerettet. Friedrich, der den Werth seiner Handlungen nicht nach anderer Urtheile wog, sondern wie jede starke Seele nach seinem eigenen Bewusstseyn: freuete sich des grossen Gedankens, der ihm so glücklich und ganz gelang, indeß da die halbe Welt auf ihn schimpfte und mörderlich gegen ihn schrie. Er gestehet selbst, diese Münzumwandlung sey ein eben so gewaltsames als schädliches Mittel, aber es war das einzige womit er seinen Staat aufrechthielt (*). Er freuete sich, daß er der Erfinder dieses Hülfsmittels war, zur Rettung seiner Monarchie und zur Befestigung seines Throns. Mehr als einmal hörte man ihn mit edlem innern Wohlgefallen sagen: „Ich bin dieses „Rettungsmittel meiner eigenen Ueberlegung, und „nicht meinen Financiers schuldig.“ — Keinen von Lehrstühlen hergehohlten Grundsätzen giebt ein König und ein Staatsmann Gehör, wenn er nichts als das allergewaltsamste Mittel sieht seinen Staat zu retten: so wie auch Privatleute, wo es auf Widerstand ankommt, sich jede Äusserung von Widerstand und Stärke erlauben.

Ueber

(*) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 130.

Ueber alle Erwartung wirkte dieses Mittel nicht nur im Kriege, sondern auch nach dem Frieden. In dem Augenblicke nach seiner triumphvollen Rückkehr, hatte und verwendete schon Friedrich das nöthige Geld, zur Wiederaufbauung aller seiner zerstörten Städte und Dörfer, zur Herstellung aller seiner Festungen, zu kostbaren und höchst nützlichen Einrichtungen in Fabriken, und zu allen möglichen Hülfsmitteln der Bevölkerung und Nahrung seiner Länder. Mehr als hunderttausend seiner Unterthanen kamen deswegen zurück in ihr Vaterland. Mit hoher königlicher Pracht ließ er das grosse Schloß im Garten von Sanssouci vollenden, und brachte dadurch unermeßliche Summen in Umlauf unter alle Handarbeiter und Künstler. Selbst seine Armee fieng er gleich wieder an zu vermehren. Einige tausend Canonen wurden umgegossen. Alle Staatsschulden und alles was der ganze siebenjährige Krieg gekostet hatte, war im ersten Friedensjahre rein ausbezahlt. Viele Millionen baares Geld schenkte Friedrich, wie man weiß, gleich nach dem Kriege an seine verarmten Provinzen; er erließ ihnen gleich viele Millionen rückständiger Landesabgaben: und dabey blieb ihm sein Schatz.

20. Cap.

Ueber seine Gesinnungen für den Adel. Ueber sein Verhalten gegen denselben. Ueber den Schutz den er dem geringen Manne gegen den Stärkern gab.

Friedrich der Grosse sagt ganz am Anfange seiner Denkwürdigkeiten des Brandenburgischen Hauses: eine Familie ist in der Welt so alt wie die andere! — Als Philosoph verlachte er also, doch zuweilen, die zufälligen Verdienste der Geburt, also die Adelsvorurtheile.

Sehr menschlich dachte auch deswegen der berlinische Adel über diesen in Deutschland so höchst kitzlichten Punkt. Nirgends in ganz Deutschland wurden Bürgerliche, die keine Ursache haben vor Edelleuten in Verlegenheit zu seyn, besser, höflicher und liebreicher aufgenommen, wie in den Häusern des Adels in Berlin. Niemand nimmt es auch in Berlin übel, daß Frau von Maintenon vor beynahe hundert Jahren, von einer ihr bekannten wahrscheinlich deutschen Dame sagte: Sie hat nichts rohes, nichts ungebildetes, nichts unverständiges, nichts gemeines an sich, als nur ihren Adelstolz (*).

Höchst

(*) Elle n'a de bourgeois que sa vanité sur sa noblesse.

Höchst sonderbar ist jedoch ein Gesetz, das man geneigt seyn muß, bey einem so philosophischen Könige für blossen Scherz zu halten. Als Friedrich der Grosse am Anfang seiner Regierung, der Academie der Wissenschaften in Berlin eine neüe Einrichtung gab, und man die gröste Mühe hatte Mitglieder zu finden, ertheilte Er ihr dieses höchst sonderbare, und wirklich comische Gesetz: „ein „Edelmann kann Mitglied der Academie der Wis„senschaften in Berlin seyn, ohne daß dieß seinen „Adel beflecke!“ — Der President von Maupertüis bat in der Folge, daß dieses Gesetz abgeschaffet werde, und es geschah. Zeiten und Denkart haben sich auch seitdem sehr verändert: „denn „schon seit sehr langer Zeit, ist die Kaiserinn von „Rußland, Catharina die Zweite, Mitglied der „Academie der Wissenschaften im Berlin.“

Bey Besetzung der Civilbedienungen achtete Friedrich gar nicht auf Adel, so sehr auch der Herr Graf von Mirabeau daran zu zweifeln scheint. Das gröste Verdienst, die grössere Fähigkeit gaben hier den Vorzug. Er hat unadeliche Minister gehabt. Er adelte den berühmten und verdienstvollen Oberpresident Domhard in Preüssen, erst in seinem hohen Alter. Alle seine Cabinetsräthe waren von bürgerlichem Stande.

Herr von Mirabeau wirft Friedrich dem Grossen vor: er habe eine aberwitzige Ungerechtigkeit erlaubt, da er den Edelleüten, die ihre Schulden bezahlen wollten, den Verkauf ihrer Güter an Bürger-

Bürgerliche verbot (*). Aber er scheint in Absicht auf die Grundsätze und Beweggründe des Gesetzgebers, und die innere Verfassung seiner Länder nicht recht unterrichtet, indem er diese Verordnung eine Absurdität nennt, und diejenigen die sie befolgten für toll hält. Friedrich erwies dem Adel alle Gerechtigkeit die ihm gebührt; und zuweilen selbst mit wirklicher Ungerechtigkeit für den Bürgerstand.

Ehrenvoll für seine Denkart und ehrenvoll für den Adel, äusserte der König unzähliche male seine Meinung, über den Ursprung und das Daseyn des Adels. Basliani wollte einst an Friedrichs Tafel behaupten: Fürsten können mit Recht dem Adel die Freyheit von der Steuerabgabe über seine eigene Aecker nehmen; und es käme nur darauf an dieses zur allgemeinen Erleichterung zu befehlen. — „Nein! antwortete Friedrich mit Heftigkeit, denn „der Adel hat mehr Recht frey zu seyn, als wir „Fürsten vielleicht haben den Adel zu beherr„schen! — Er ist der Ueberbleibsel der alten „freyen Nation, und diese wählte sich vormals „Fürsten, zu keiner andern Absicht, als daß sie die „Armeen anführen wodurch die Nation ihre Frey„heit behauptet hat.“ — So dachte ein Monarch, dem man so oft vorwarf, daß er die Rechte der Menschen nicht kenne. Aber gewiß hat Er wohl nie gedacht, daß man einst in Versailles

(*) Lettre remise à Fréderic Guillaume II, le jour de son avénement au trône. pag. 25. 26.

sailles solche Rechte des Volkes gegen die Fürsten werde geltend machen, und dann auch beyläufig die eben angeführte Behauptung des Abts Basiliani, gegen den Adel.

Friedrichs beständiger Grundsatz war es: Klugheit und Billigkeit müsse jeden Fürsten in Europa bewegen, den Adel auf jede mögliche Art zu erhalten, zumal wenn sie betrachten, welche Kraft der Adel ihren Armeen giebt. Sehr deütlich hat Er sich über diese Kraft in seinen nachgelassenen Werken ausgedrückt; aber gewiß auch auf eine höchst niederschlagende Art, nicht nur für unedelgebohrne Officiere, sondern auch für jeden unedelgebohrnen Menschen.

Er sagt: „der Mangel von Edelleüten, und „die Anzahl der verledigten Officierstellen in den „Regimentern, waren nach dem siebenjährigen „Kriege die Ursache, daß man diese Officiersstellen „an unedelgebohrne Menschen geben mußte (*). „Es gab ganze Bataillone, bey welchen nur noch „acht Officiere Dienste thun konnten; die übrigen „waren todt, oder gefangen, oder verwundet. Aus „diesen verdrießlichen Umständen kann man leicht „schliessen, daß sogar die alten Regimenter ohne „Ordnung waren, ohne Disciplin, ohne Achtsam„keit, und folglich ohne Kraft (**).“ Er sagt: „Um der Armee einen dem Staate so nöthigen „Grad

(*) Qu'on eut recours à la roture pour les remplir.

(**) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 162.

„Grad von Vollkommenheit zu geben, hatte man „die Armee von bürgerlichen Officieren befreyet (*). „Diese Art Leute versetzte man in die Garnisonregi„menter, wo sie wenigstens so gut waren als In„validen! — Und da das Land selbst nicht so „viele Edelleute hatte als die Armee bedurfte, nahm „man zu Officieren, Edelleute aus Sachsen, aus „Mecklenburg und aus dem Reiche, unter welchen „man einige taugliche Subjecte fand. Es ist weit „nöthiger als man glaubt, mit dieser Aufmerksam„keit die Officiere einer Armee zu wählen, denn „gewöhnlich ist ein Edelmann ein Mann von Ehre. „Läugnen kann man zwar nicht, daß man nicht „auch zuweilen Verdienste und Talente bey unedel„gebohrnen Menschen finde; aber dieß ist selten, „und wenn es ist, so mag man solche Leute behal„ten. Aber überhaupt bleibt doch dem Adel nichts „übrig, als sich im Kriege hervorzuthun. Verlie„ret der Edelmann da seine Ehre, so findet er auch „nicht mehr eine Zuflucht in seinem väterlichen „Hause: da hingegen der Unedelgebohrne (le ro„turier) wenn er ehrlose Streiche begangen hat, „den Beruf seines Vaters wieder ergreifet ohne „dabey zu errröthen, und wegen solcher Streiche „sich nicht für ehrlos hält (**).“

Ein

(*) On avoit dégagé le corps des officiers de tout ce qui tenoit à la roture.

(**) Oeuvres posthumes de *Frédéric* II, Roi de Prusse. Tom. V. pag. 167. 168.

Ein unedelgebohrner Schriftsteller macht natürlicherweise keine Anmerkungen über solche sonderbare Meinungen und solche höchst unerwartete Grundsätze eines philosophischen Königs. Genug, Friedrich that was er konnte zur Emporhebung des Adels, und er that es aus den angeführten Gründen. Darum verwandte er auch die grossen Summen zur Verbesserung adelicher Güter, wenn diese Gutbesitzer das Vermögen nicht hatten diese Verbesserung mit eigenen Kräften zu unternehmen. Er schenkte nach dem siebenjährigen Kriege dem schlesischen Adel dreyhunderttausend Thaler, stiftete sonach mit einem Zuschusse von zweyhundert tausend Thaler die bekannten Landescreditkassen, und rettete dadurch in Schlesien vierhundert adeliche Familien. Er bezahlte sogar die Schulden solcher Edelleute, die durch Unglück ausser Stand waren dieselben abzutragen. Den pommerischen Edelleuten gab er nach dem siebenjährigen Kriege fünfhundert tausend Thaler zur Bezahlung ihrer Schulden, und nochmals fünfhundert tausend Thaler zur Herstellung ihrer Güter. In der Folge erhielt der pommerische Adel zur Verbesserung seiner Güter jährlich über dreyhundert tausend Thaler. Eben dieß geschah für die Neumark, und verschiedene andere Provinzen. Sehr beträchtliche Summen wurden nach Verhältniß der möglichen Verbesserungen bey jedem Gute verwendet. Brüche wurden ausgetrocknet und zu Wiesen eingerichtet, Rodungen gemacht, wüster Grund in Äcker verwandelt, und Bauerhöfe angebaut. Mit wenigen tausend

tausend Thalern, geschahen oft Verbesserungen bey einem Gute, welche die Einnahme für den Besitzer zwey bis dreymal vergrösserten. Dem Edelmanne verblieb das Capital, ohne daß es aufgekündigt werden konnte; aber er entrichtete davon ein Procent an Zinsen, und bey sehr grossem Gewinne zwey Procent. Aus einer Hälfte dieser Zinse errichtete der König, besonders in Pommern, eine Stiftung zu Jahrgeldern für ganz arme adeliche Witwen; und aus der andern, Pensionen für Dorfschulmeister. Die Vorlesungen des Herrn Grafen von Herzberg sind ein unsterbliches Denkmal dieser der Unsterblichkeit würdigen Handlungen.

So grosse Wohlthaten erzeigte Friedrich dem Adel, weil er ihn für den Kern der alten ursprünglichen Nation hielt. Ganz hätte er seinen Zweck verfehlet, wenn er würde zugegeben haben, daß durch Schulden, die so oft von Verschwendung herrührten, adeliche Güter in bürgerliche Hände kommen. In den meisten preussischen Provinzen machte selbst die Beschaffenheit der Lehnsgesetze und Landesordnungen dem Könige dieses Verfahren zur Pflicht. Seine eigenen Verordnungen waren nicht neu, denn er befolgte nur genau die Landesgesetze. Nur in wenigen Gegenden der preussischen Staaten konnte ein Unadelicher ein adeliches Gut besitzen.

Herr von Mirabeau wusste von allen diesen Dingen nichts, und war auch deswegen weniger im Stande diese Dinge zu begreifen. Frankreichs Sitte verdrängte bey ihm diese deutschen Begriffe: denn

denn in Frankreich konnte ein Jude das Herzogthum Pequigny kaufen: und durch einen gerechten Ausspruch des Parlaments ward diesem Juden die Ausübung des Patronatrechts zuerkannt, und den Priestern dieses Herzogthums befohlen auf den Kanzeln für ihn zu beten.

So sehr aber auch Friedrich den Adel in mancher Absicht begünstigte, so wenig liebte er jene allgemeine Aristocratie, die der Herr Graf von Mirabeau mit Recht eine Geisel der monarchischen Staaten nennet, und von der er sagt: das Volk fürchtet und verwirrt nicht die Könige, aber ihre Minister, ihre Höflinge, ihren Adel; kurz, die Aristocratie (*).

Ein deutscher philosophischer König, konnte besser sehen als irgend ein anderer König, wie sehr der deutsche Adel geneigt ist seine Vorzüge zu mißbrauchen und welchen Zauber auch nur der Laut seiner Gnade für jede Sclavenseele hat, wie himmelhoch sich darum der dumme Theil des Adels über den Bürgerstand erhebet, und wie klein und sclavisch der dumme Theil des Bürgerstandes sich dem Adel zu Füssen leget. Dieses barbarische Uebergewicht des Adels hat Friedrich nicht gebilligt. Er hätte zwar nach seinen Grundsätzen, die man aus den eben angeführten Stellen seiner nachgelassenen Werke kennet, eine Heurath zwischen Monsieur Tiers-

(*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II. pag. 28

Tiers-Etat und Madame Noblesse (*) für eine schreckliche Mißheirathssünde gehalten. Aber sein ganzes Leben hindurch blieb doch auch dieser philosophische König dem Grundsatze getreu: man müsse den geringern Theil der Menschen gegen die untergeordneten Tyrannen (la tyrannie subalterne) schützen. Er hatte gar zu oft gesehen, wie gerne der Stärkere den Schwachen drückt; wie gerne der Officier den Bürger prügelt, und der Beamte den Bauer. Gegen diese Prügelliebhaberey ertheilte er die schärfsten Cabinetsordren, wegen der Bürger gegen die Officiere den 30 May 1763 an den Generalmajor von Mosel, und wegen der Beamten gegen die Bauern den 15 Julius 1749 an die Churmärkische Kammer. Friedrichs Mißtrauen war allgemein gegen jeden der sich einbilden konnte, er habe Gewalt. Nie hat er auch darum die Klage eines Bauren abgewiesen, und wohl gar oft nicht, die erwiesenste Ungerechtigkeit eines Bauren bestrafet.

Die Geschichte des Müllers Arnold ist ein trauriger Beweis, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden kann; und darum ist sie auch wirklich eine sehr erhebliche Begebenheit in Friedrichs Regierung. Man müsste ein grosses Buch

(*) Dieß beziehet sich auf den berühmten Projet d'alliance matrimoniale entre Mr. Tiers-Etat et Madame Noblesse, par Mr. Necker, in dem Göttingischen historischen Magazin von Meiners und Spittler. V. Bd. 1 St. 171 S.

Buch schreiben, wenn man diese Geschichte recht entwickeln wollte. Folgende Erzählung derselben, die von andern berühmten Erzählungen dieser Geschichte sehr verschieden ist, habe ich aus einem Munde, der sagen darf, Wahrheit ist mir heilig.

Arnold war ein Müller in der Neumark. Auf den Gütern des königlichen Landraths von Gersdorf entsprang das Wasser, das seine Mühle trieb; durch verschiedene Teiche lief dieses Wasser, eh es zu Arnolds Mühle kam. Herr von Gersdorf fand gut den Mühlenbach um einen seiner Teiche in den andern zu leiten; aber der Bach nahm deswegen doch, wenn die Teiche gewässert waren, seinen Lauf nach der Mühle. Arnold hatte viele Schulden, und zuletzt bezahlte er auch nicht mehr seinen Mühlenzins. Hierdurch entstand ein Concursproceß, und durch ein gesprochenes Urtheil ward die Mühle zum Verkauf angeschlagen.

Die Frau des Müllers hatte sehr gute Bekanntschaft mit einem Auditeur des Obersten von Heuking, dessen Regiment in der Nähe lag. Diesem lieben Freunde klagte sie ihre Noth, und dieser verfertigte für sie ein Memorial an den König, worinn er anführete: dem Müller Arnold geschehe durch das über ihn gerichtlich ausgesprochene Urtheil das große Unrecht. Das Mühlenwasser sey ihm genommen, und dennoch habe man von ihm den völligen Pachtzins verlanget. Deswegen habe er Schulden machen müssen; und nun, weil

man ihm seine Mühle zum Verkaufe anschlage, komme er an den Bettelstab.

Dem Könige fiel diese Geschichte auf. Er schrieb an das Kammergericht in Berlin: „in Justitzsachen mische er sich sonst nicht: aber Arnolds „Klage falle ihm so sehr in die Augen, daß er dem „Kammergericht befehle, die Sache gleich gründ„lich zu untersuchen, und dem Kläger zu seinem „Recht zu verhelfen.“

Von Cüstrin wurden also die Acten abgefodert. Das Kammergericht sprach in der zweiten Instanz, den Rechten gemäß, eben so wie das erste über Arnold gehaltene Gericht. Über dem Könige ward über die wahren Umstände kein Bericht abgestattet. Die Acten giengen wieder nach Cüstrin, damit geschehe was die Sentenz verlangte. Dieß war nun wohl ein Verstoß gegen den König, und auch gegen eine in der Welt sehr nöthige Klugheit: denn es ist zwar sehr gut, Recht zu haben, aber nicht gut, wenn man gegen Könige irgend eine Pflicht, oder auch nur einen klugen Schritt, unterläßt.

Arnold kam also wieder an den König, mit einer höchst kläglichen Vorstellung. Der König war erstaunt, daß Er keinen Bericht erhalten habe. Also verlangte Er denselben durch ein Cabinetsschreiben.

Das Kammergericht entschuldigte sich bey dem Könige damit: es sey ihm nicht möglich diesen Bericht abzustatten; denn die Acten seyen ordnungmässig zur Bekanntmachung an die erste Instanz zurück-

zurückgeschicket. Der König schrieb an das Kammergericht: „können denn die Herren die Acten „nicht zurückfodern?“ — Es ward hierauf dem Könige gemeldet: man könne noch in der dritten oder Revisions Instanz sprechen. Dieß ließ Er sich gefallen, und er befahl daß es geschehe.

Es geschah. Das dritte Urtheil war dem ersten und zweiten völlig gleich; und abermal so gerecht wie beyde. Aber der Müller Arnold kam wieder vor den König, und sagte: alles helfe nichts, und könne nichts helfen: denn man wolle ihn, den Befehlen des Königs zuwider, mit Gewalt unterdrücken. Zum Unglücke hatte man abermal die Klugheitsregel vergessen, daß dem Könige von der Sache ein besonderer Bericht doch billig abgestattet werden müsse. Also kam der König auf den Argwohn, man wolle ihm den wahren Verlauf von des Müllers Arnolds Sache verstecken, und man verfahre darinn mit der grösten Ungerechtigkeit.

Friedrich ergriff nun ein Mittel um hinter die Wahrheit zu kommen, das er oft ergriffen hat, aber nicht immer mit Glück. Er befahl dem nächsten Regimentschef, mit Zuziehung eines Rechtserfahrenen, des Müller Arnolds Sache auf der Stelle zu untersuchen. Der nächste Regimentschef war der Herr Oberste von Heuking, der von der Sache nichts verstand. Der Rechtserfahrne war sein Auditeur, Namens Bech, ein cassirter Advocat, sehr guter Freund der Frau Müllerinn, und Concipient aller Vorstellungen des

 Müllers

Müllers an den König. Man begreift wie ein solcher Bericht lauten musste. Auch ward nun von dem Herrn Obersten dem Könige heilig versichert: dem Müller Arnold geschehe das gröste Unrecht; und wer an Ort und Stelle sey, bedürfe nur Augen um dieses gewaltige Unrecht zu sehen.

Nun glaubte der König, in seinen Händen liege der Beweis, seine Justizcollegia haben durch drey Instanzen gottlos gesprochen. Ein Strafexempel wollte Er also, vor den Augen seines Volkes, über diese Rechtsverderber verhängen. Auf denselben Nachmittag beschied er, durch einen Befehl an den Großcanzler von Fürst, die drey Kammergerichtsräthe, Friedel, Ransleben und Graun, die in Arnolds Sache gearbeitet und gesprochen hatten, zu sich aufs Schloß. Dem Großcanzler ahndete was geschehen könnte. Sehr edel entschloß er sich also, diese drey Räthe, die redlich und nach ihrer Pflicht untersuchet und gesprochen hatten, nicht zu verlassen; und so gieng er, ungefodert mit ihnen zum Könige.

Friedrich hatte Zahnweh, hatte die Backen verbunden, lag auf dem Sopha, schoß schreckliche Blicke, und ergrimmte bey dieser unerwarteten Erscheinung des Großcanzlers, die Er ganz andern Ursachen zuschrieb. Der Großcanzler wollte die Räthe vertheidigen. Der König rief ihm zu: »Herr, was will Er, wer hat Ihn rufen lassen? »Ich kenne Ihn schon. Weg, weg; Er ist hier»mit cassirt!« — Einige harte Ausdrücke setzte

der

der König noch hinzu; und als der unglückliche Großcanzler aus der Thüre war, fiel er nun wie ein schreckliches Ungewitter auf die drey Räthe, und donnerte entsetzliche Worte gegen ihre unverzeihliche Ungerechtigkeit. Mannhaft, und sogar heftig vertheidigten sich diese drey Biedermänner. Einer von ihnen sagte dem Könige herzisch: „ich „habe nach dem vollkommensten Recht gesprochen; „und wenn es mir Euer Majestät auch zehnmal „befehlen anders zu urtheilen, so werde ich es doch „niemals thun, denn dieß verbietet mir mein Eyd „und mein Gewissen.“

Wie ein wilder Orcan fuhr nun Friedrich auf, sprang heraus, rief die Wache, und sprach: „das „ist doch eine verteufelte Impertinenz!“ — Nun zitterten die drey Biedermänner, weil sie glauben mussten: der König sey von Sinnen! — Der König bemerkte dieses Zittern, wandte sich freundlich zu den drey Räthen, und sagte mit der grösten Gutmüthigkeit: „Fürchtet euch nicht; es soll euch „persönlich kein Leid geschehen. Nur muß ich euch „in Arrest senden!“

Hat jemals eine heldenmäßige Bezwingung des Zorns, irgend einem Menschen Ehre gemacht: o so gebühret hier diese Ehre Friedrich dem Grossen! Er glaubte Recht zu haben, und musste dieß glauben. Er musste glauben, daß der Rath der Ihm so mannhaft widersprach, ein Majestätsverbrechen begehe; und doch benahm er sich mit ihm und den zwey andern, auf der Stelle, mit solcher Gelindigkeit. Solche Uebergänge von Wuth zu

Sanftmuth bemerket man nur bey grossen Menschen.

Die Wache kam indessen und die drey Räthe wurden nach dem gemeinen Stadtgefängnisse gebracht. Nun verlangte der König die Acten dieser ganzen Sache. Man sah sie verschiedene Tage auf seinem Tische liegen. Er las sie, und man versichert, er habe einmal in diesen Tagen gesagt: „aber sollte ich denn unrecht gehandelt haben?“ — Die Oberhand behielt indessen doch der dreiste Bericht des Obersten von Heuking, oder eigentlich seines Regimentsauditeurs, des cassirten Advocats, und sehr guten Freündes der Frau Müllerinn; und der König sandte, den eilften December 1779, an den Justitzminister Freyherrn von Zedlitz einen kurzen Aufsatz, nach welchem die Untersuchung gegen die gefangenen Räthe gehalten, und die Sentenz pünktlich abgefasset werden musste.

Der Minister rescribirte an das Criminalcollegium. Dieses ertheilte seine Sentenz nach Recht und Gewissen. Der König cassirte diese Sentenz, und befahl wie die in Arrest befindlichen Räthe bestraft werden sollten. Der Herr Minister von Zedlitz ließ bloß des Königs Worte abschreiben; also hatten dieselben nicht die Form einer Sentenz, sondern eines Befehles. Unter dieser Gestalt schickte er dem Könige die angebliche Sentenz zurück. Der König begriff, daß dieser Aufsatz die Form einer ordentlichen rechtlichen Sentenz nicht habe. Er wollte also daß man seinem Befehle diese Form gebe. Der Freyherr von Zedlitz erwie-

wiederte dem Könige sehr edel, sehr mannhaft, und vortrefflich: „keiner von allen Justizräthen würde „und könne eine solche Sentenz unterzeichnen; und „ihm, als Justizminister, werde sein Gewissen nie „erlauben, eine solche Sentenz auch nur zu con„trasigniren.“

Grössern Heldenmuth hat Friedrich im Kriege gegen seine Feinde nie gezeiget, als in des Müller Arnolds Sache von dem Herrn Minister von Zedlitz, von dem Herrn Großcanzler von Fürst, und von allen übrigen in diese schreckliche Sache verwickelten Männern, Ihm gezeigt ward. Dieß mochte der König auch wohl fühlen: denn er antwortete dem Herrn von Zedlitz nun weiter nicht. Seinen Befehl unterschrieb Friedrich alleine, den ersten Januar 1780; und dieser Befehl kam zur Ausführung. Dem Schurken Arnold ward seine Mühle und aller gehabter Verlust und Schaden von seinen Richtern bezahlt. Der Großcanzler von Fürst blieb cassirt. Der Graf von Finkenstein, President in Cüstrin und Sohn des Staatsministers, ward cassirt. Die neumärkischen Regierungsräthe in Cüstrin wurden cassirt, und zu einjährigem Festungsarrest verurtheilt. Zwey berlinische Kammergerichtsräthe, Friedel und Graun, wurden cassirt, und kamen auf ein Jahr nach Spandau.

Der eigentliche Verfasser der lezten Sentenz gegen den Schurken Arnold, der Kammergerichtsrath Ransleben, blieb ganz ohne Strafe und ganz ohne Verweis, abseite des Königs. Es hatte sich

in den Acten gefunden, Randleben sey bey Vorlesung der Sentenz zu wiederhohlten malen darauf bestanden: „man solle dem Könige Bericht abstatten, und dessen Bestätigung zu der Sentenz „einhohlen, weil sonst bey Ihm noch Zweifel übrig „bleiben könnten, daß die Sentenz völlig gegründet sey.“ — Aber Randleben ward einmüthig, von dem ganzen Kammergericht überstimmt; und dieses Betragen entschuldigte ihn bey dem Könige.

Der Landrath von Gersdorf, Schwager des Herrn Generallieutenants von Anhalt, sollte nach des Königs Willen auch seine Landrathstelle verlieren, aus der er sich eben nicht viel machte. Er betrug sich aber hierbey ebenfalls edel und frey, und schrieb an den König: „Seine Majestät seyen „gewiß eben so gerecht gesinnet für ihre Vasallen, „als für einen Müller. Also verlange er nichts als „das genaueste Recht. Seine Originallehenbriefe „übersende er unter anderm zum Beweise seines „Rechts; und nach diesem könne ihm der König „nicht verbieten, mit völliger Freyheit sein Wasser „zu gebrauchen, und es zu leiten wohin es Ihm „beliebe.“

Dieß ist der eigentliche und wahrhafte Zusammenhang dieser in ganz Europa berühmten Geschichte. Aber die eigentliche Ursache von dem heftigen Verfahren des Königs, liegt zum Theile in einer funfzehn bis achtzehn Monate früher vorgefallenen Begebenheit, mit der man bekannt seyn muß,

muß, wenn man diese wunderbare Geschichte verstehen und erklären will.

Friedrich war nicht, wie der grosse berlinische Anecdotenhäscher sagt, mit der Justitz zufrieden (*). — Er war höchst unzufrieden mit der Justitz; und bevor Ihm ein neüer Plan zur Justitzverbesserung war vorgeleget worden. Bey seiner jährlichen Reise nach Schlesien hatte der König erfahren: es liegen daselbst viele tausend Processe, zwischen den Gutsherrschaften und den Unterthanen, im Rechte schwebend. Der jetzige vortrefliche Groscanzler, Herr von Carmer, war damals Minister in Schlesien. Der König besprach sich über diesen Gegenstand mit diesem grossen Manne. Seine Frage war: „ist denn „kein Mittel zu finden, mit Beybehaltung aller „rechtlichen Ordnung, diese Processe abzukür„zen, und in weniger Zeit solche sämtlich zu „beendigen?“

Der Minister versicherte, dieß sey sehr möglich. Aber eine Proceßordnung werde dazu erfodert; es komme also darauf an, daß Seine Majestät diese Proceßordnung bewilligen. Sehr gerne bewilligte dieß der König. Als er nun das folgende Jahr wieder nach Schlesien kam, waren über viertausend Processe geschlichtet, ohne daß man auch nur eine einzige rechtmässige Beschwerde darüber führen konnte. Hierüber war Friedrich höchst vergnügt; er ließ sich diese ganze Proceß und Gerichtsordnung mit

(*) Anekdoten und Karakterzüge. VII. 37.

mit allen Veränderungen in den Formalien erklären, billigte alles aufs äusserste, und sagte zu Herrn von Carmer: „aber warum könnte man „nicht Ebendieses bey allen und jeden Processen einführen? Sagen sie mir doch, ist dieß nicht mög„lich?“

Es ist sehr möglich, erwiederte der Minister, sobald es Euer Majestät befehlen. Aber gewaltige Schwierigkeiten werden sich dabey finden: denn man klebet überall noch gar zu sehr an der alten Gerichtsordnung. „Hierzu, sagte der König, will „Ich schon Rath schaffen. Kommen sie gleich nach „Berlin, bringen sie ihre Plane mit, und dann „bringen wir alles leicht in Ordnung!“ — Herr von Carmer kam zum Könige; und dieser ließ den damaligen Großcanzler Freyherrn von Fürst, nebst einigen Justitzministern, Kammerpresidenten, und andern vorzüglich berühmten Rechtsgelehrten rufen; um die ganze Sache mit ihnen zu überlegen und zu erörtern.

Einmüthig widersetzte man sich den Vorschlägen des Etatsministers von Carmer. Man hielt im Tempel der Themis eben so fest am alten Testament, wie vormals die Juden nur irgend im Tempel zu Jerusalem. Ganze Deductionen von unzählbaren Bogen stellte man in die Hände des Königs, durch die man beweisen wollte, die Schwierigkeiten gegen die neüe Gesetzgebung seyen unübersteiglich. Friedrich war kein so starker Jurist, um in den tiefsten Grund aller dieser Papiermassen zu sehen, und darüber aus dem Grunde

zu

zu entscheiden. Er ließ also, um sich völliges Licht in dieser Nacht zu verschaffen, den Kammerpräsident von Rebeür rufen. Ganz Berlin kannte diesen Mann als einen äusserst geschickten Rechtsgelehrten, und diesen Ruhm hatte er durchgängig. Nun entstand zwischen dem Könige und ihm folgende Unterredung.

König. Herr President. Ich weiß daß sie ein recht gründlich gelehrter Jurist sind. Ich halte sie auch für einen Mann von gründlicher Redlichkeit. Beantworten sie mir darum auf Ehre und Eyd, diese zwey Fragen: Ist der Project des Ministers von Carmer gut und nützlich? Ist er auszuführen?

Rebeür. Weil mich Euer Majestät auf diese Art befragen: so sage ich, auf das vollkommenste zu beyden Fragen, ja. Nur bleibt dabey eine einzige Schwierigkeit.

König. Welche Schwierigkeit?

Rebeür. Bey der vorgeschlagenen Proceßordnung muß alles inquisitorisch geführet werden. Nun kommt es darauf an: ob Euer Majestät wollen, daß man gegen jeden Beklagten wie gegen einen Inquisiten verfahre?

König. Nein! das taugt nicht. Inquisiten sind nur diejenigen die man für Uebelthäter hält. Das geht nicht an!

Rebeür. Ja, aber ausser diesem, Sire, ist viel vortrefliches in den Vorschlägen des Ministers von Carmer.

König. Das wollen wir herausnehmen, und zu verbinden suchen.

Hiermit waren nun die Ideen des Königs völlig in Verwirrung gebracht. Die Minister und die Rechtsgelehrten wurden am folgenden Tage wieder zusammenberufen. Herr von Carmer mochte nun erklären und erklären, und Gründe wider die Verstümmelung seines Planes anführen, wie und so viel er wollte: alles half nichts! Man schritt zum Werke, und verfertigte ein neües Justizreglement, nicht völlig von einem einzigen gedruckten Bogen, so unbegreiflich und so wunderbar, als irgend ein gedrucktes Ding in der Welt.

Des Königs Worte und Hauptmeinungen hatte man sorgfältig beybehalten. Es hieß: alle Processe sollen in einem Jahre zu Ende seyn. Alle Beweise soll der Kläger bey der ersten Satzschrift übergeben. Die Advocaten sollen gegen einander plaidiren, und so ferner. Herr von Carmer ging nach Schlesien zurück; und was dieser grosse Mann auf dieser Reise fühlte und dachte, mögen Kenner errathen? — Das neüe Unding ward publicirt; und befolget, so gut man konnte. Aber Widerspruch und Unmöglichkeit machten es bald zum Spotte der preussischen Staaten und der auswärtigen Länder.

Ein gemeiner König hätte so geschwinde nicht bemerket, wie sehr seine Begriffe misleitet waren; aber Friedrichs Auge sah dieß schnell, und mit der tiefsten Indignation. Er erwartete also nur eine Gelegenheit, um seinen ersten und obersten Justiz-

bedien-

bedienten auf den Leib zu fallen. Um loszubrechen wie ein Sturmwind der alles umwirft, bedurfte Er nur einen Vorwand. Bey allen Fällen dieser Art, war dieß seine Manier. Niemals legte er den wahren Grund seiner Handlungen an den Tag, zumal wenn er strafte.

Tiefe und tiefverheelte Indignation war der Grund seines ganzen Verfahrens bey des Müller Arnolds Sache. Hier hatte der König, wie er in seinem Irthum glauben musste, einen unwiderlegbaren Beweis des geschehenen Unrechts in Händen. Er ergriff die Gelegenheit. Der Großcanzler von Fürst ward cassirt, aber hauptsächlich aus einer Ursache, die ich im fünf und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente leise berühren werde. Der Minister von Carmer trat an seine Stelle, die grosse Veränderung der Gesetzgebung erfolgte; und auf die alte, dunkele, sturmvolle Nacht, kamen heitere, ruhige und frohe Tage.

Bey dem gemeinen Manne jedoch, den der König so gerne gegen jeden Stärkern schützen wollte, war die ganze Geschichte mit dem Müller Arnold, von sehr übler Wirkung. In dem Protocoll, welches wegen Arnolds Sache, auf Befehl des Königs in die Zeitungen eingerückt werden musste, und welches der König selbst dictirte, ward gesagt: „der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der „Bettler, ist eben so wohl ein Mensch wie Seine „Majestät. Auch ihm muß alle Justiz widerfah-„ren. Vor der Justiz sind alle Leute gleich: es „mag seyn ein Prinz der wider einen Bauer klagt, „oder

„oder auch umgekehrt, so ist der Prinz nicht mehr „wie der Bauer.“ — Weil also der Bauer, vor der Justiz und von dem Könige für eben so gut erkläret war als der Prinz, so glaubten nun alle Bauren in den preüssischen Staaten, sie seyen Prinzen! — Prinzen, sagten sie, thun keine Frohndienste, Prinzen geben kein Pachtkorn, Prinzen bezahlen keine Gefälle; also befreyet uns der König auch von allen diesen Landplagen! — Alles verweigerten nun die Bauren. Mitten in der Erndte blieben alle Dienst. zurück. In dem grossen königlichen Amte Ziesar, blieb die ganze Erndte auf dem Felde liegen; durch ausgeschickte Soldaten musste man die Bauren zwingen das Getreide einzuführen. Dieser Wahnwitz verbreitete sich fast von Dorf zu Dorf in allen prüssischen Staaten, und noch ist er nicht gänzlich vertilget.

Wer den Werth oder Unwerth menschlicher Handlungen, das Feine und Verwickelte in irgend einer Sache, nie anders als nach der Bleywage römischer Gesetze prüfet, ist zwar ein Jurist, aber kein Menschenkenner; also über gar viele Dinge und Begebenheiten kein Richter. Friedrich der Grosse ward in der Sache des Müller Arnolds verurtheilt. Aber höchst ehrenvoll kann man vor Gerichte unrecht haben; und bey der reinsten Wahrheitsliebe, bey dem großmüthigsten und edelsten Verfahren, kann man seinen Proceß verlieren.

21. Cap.

21. Cap.

Ueber die Rechnung die Er jährlich seinen Ministern ablegte, und die Jahrrechnung die Er mit sich selbst hielt.

Raynal sagt in seiner Geschichte der Europäer in beyden Indien: es sey sein gröster Wunsch, einmal einen König zu sehen, der über die Ausgaben für sein Volk, Rechnung ablegen wolte. Längst war dieser Wunsch erfüllt, eh Raynals Buch zur Welt kam. Längst hatte der unsterbliche Friedrich, auf die edelste Art, seinen Ministern seine Jahrsrechnungen abgeleget.

Ein Tag ward jedes Jahr angesetzet, an welchem zuerst die Minister vom Generaldirectorium die Rechnungsabschlüsse ihrer Departements, und zugleich die Etats auf das zukünftige Jahr übergaben. Dieser Tag war mehrentheils der sechszehnte Junius, auch wohl der siebenzehnte oder achtzehnte. Man nannte diesen Tag die Ministerrevüe, aber er verdiente einen grössern Namen.

Sehr gnädig wurden die Minister gewöhnlich an diesem Tage empfangen, und sie assen dann alle den Mittag mit dem Könige. Vorerst besah er ihre Rechnungen und ihre Etats, und vergab auch insgemein einen Theil der verledigten Pensionen.

Dann sagte der Monarch: „Meine Herren, „sie haben mir ihre Rechnungen vom vorigen

„Jahre abgeleget, und mir gezeigt was ich vom „nächsten Jahre zu erwarten habe. Es ist billig, „daß ich ihnen nun auch Rechenschaft gebe von dem „Ueberschuß den ich das vorige Jahr aus ihren „Händen erhielt.“

Nun gieng er in sein Cabinet; und hohlte seine Rechnung über die im lezten Jahre von ihm zum Besten seiner Unterthanen verwendeten Summen.

Gewöhnlich betrugen diese Summen drey bis vier Millionen Thaler. Es hieß, zum Exempel: zur Beyhülfe des Brandschadens der Stadt Königsberg siebenhundert tausend Thaler. Den Unterthanen in der Neumark für Getreide, weil sie eine üble Erndte und Mißwachs gehabt, hundert tausend Thaler. Zur Reparation der Dämme an der Oder, und zur Ersetzung des durch die Ueberschwemmung geschehenen Schadens, zweyhundert und dreissig tausend Thaler. Zur Wiederaufbauung der abgebrannten Stadt Calies mit steinern Häusern, drey und neunzig tausend Thaler. Zur Verbesserung der adelichen Güter in Hinterpommern, dreyhundert tausend Thaler; und so ferner.

Einige Minister leben noch, die in ältern Zeiten bey dieser königlichen Rechnungsablage gegenwärtig waren: der Graf von Blumenthal, der Freyherr von der Horst, der Graf von Schulenburg Kennert, der Herr von Werder.

Ein berlinischer Anecdotenhändler liefert einen Auszug aus einem vorgeblich eigenhändigen Briefe

des

des Etatsministers von Derschau an den geheimen Finanzrath von Brenkenhof, die Unterredung des Königs mit seinen Etatsministern zu Potsdam, im Jahr 1770 den ersten Junius, betreffend (*). Die Geschichte die Herr von Derschau von diesem Tage giebt, ist sehr interessant. Aber es scheint beynahe als wenn der Herr Anecdotenhändler ein wenig an diesem Briefe gekünstelt hätte. Niemals ward die sogenannte Ministerrevüe schon am ersten Junius gehalten. Die Einrichtungen waren so gemacht, daß die Rechnungsabnahmen der Minister nicht leicht vor dem sechszehnten Junius statt haben konnten: denn kaum zu dieser Zeit, konnten die Rechnungsabschlüsse aus allen Provinzen angekommen und dem Könige vorgeleget seyn. Was übrigens in diesem Briefe des Herrn von Derschau erzählet wird, hat allerdings den Ton dieser Verhandlungen. Mir sagte der Herr Minister von der Horst, er erinnere sich daß er mit dem Herrn Minister von Derschau bey dem Könige war. Aber die Conversation des Königs betraf eigentlich doch nur den Oderbruch und die Ueberschwemmungen. Das übrige was dieser Brief enthält, scheint dem Herrn von der Horst entweder von dem Verfasser des Briefes oder von dem Anecdotenhändler hinzugesetzet, und durch Dinge ergänzet, die der König wahrscheinlich in andern Zeiten gesagt haben mag.

(*) Anekdoten und Karakterzüge. XIII. 87.

Noch interessanter und seltsamer ist Friedrichs Rechnung mit sich selbst, das ist, die Festsetzung der Ausgaben für seine Person auf eine jährliche Summe, die er niemals überschritt.

Hiervon enthält ein Brief, womit mich der Herr Graf von Herzberg beehret hat, eine sehr authentische und wichtige Nachricht. „Wie sehr „wünsche ich, schreibt mir dieser grosse Staats„mann, daß der König die Bekanntmachung von „Friedrichs Testament erlauben wollte. Dieses „Testament wäre alleine, sein dauerhaftestes „Denkmal. Friedrich sagt in diesem Testament: „er habe jährlich von den Einkünften des Staa„tes nicht mehr als zweyhundert und zwanzig tau„send Thaler genommen; dieß habe er als seine „Competenz betrachtet, aber alles übrige als Ei„genthum des Staates. — Wahr ist dieß wört„lich, und groß von einem Monarchen, der vier „und zwanzig Millionen Thaler jährlich zu seinen „Diensten hatte, und dabey einen jährlichen Ue„berschuß von fünf bis sechs Millionen, die er „bloß zur Vermehrung der Wohlfart aller seiner „Unterthanen verwendete, und zur Vermehrung „der innern Stärke seines Staats; aber nicht „zur Befriedigung der Habsucht einzeler Perso„nen (*).“

Frie-

(*) Je souhaiterois beaucoup, que le Roi voulut permettre de publier le testament de Fréderic II, qui seul feroit son monument le plus durable. Il y dit: qu'il n'avoit pris du revenu de l'Etat, que 210000

Friedrich der Grosse wollte also, daß von seinem unermeßlichen Reichthum, ihm für seine Person jährlich nicht mehr zukommen müsse, als zweyhundert und zwanzig tausend Thaler. Was Ludewig der Funfzehnte, die Frau von Pompadour, die Madame dú Bary mit ihrem ganzen ehrenfesten Gefolge, sich jährlich zukommen liessen, weiß man in Frankreich; und deswegen hielt man Friedrich den Grossen in Deutschland, und so gar in seinen eigenen Ländern für einen Geizhals.

So edel und so groß wie Friedrich, dachte aber wohl nie kein Geizhals. Die Einnahme seiner Privatcasse konnte man zwar niemals ganz bestimmen: denn sie beruhte auf den Ueberschüssen aller andern Haupteinnahmen. Aber was beständig dahin floß, waren gewisse auf den Etat gesetzte Summen, unter der Rubrik von Chatullgeldern. Sodann die ganze Einnahme des Fürstenthums Ostfriesland, die ganze Einnahme von der General Tobacks Administration, und anders mehr. Weit über das was Friedrich bedurfte, war also

 doch

220000 écus par an, qu'il avoit regardé comme sa compétence, mais tout le reste comme la proprieté de l'Etat. Cela est vrai au pied de la lettre, et bien précieux pour un Souverain, qui avoit 24 millions à sa disposition et un surplus de 5 à 6 millions, qu'il n'employoit que pour étendre la prosperité de tous ses sujets, et la force interieure de l'Etat, mais non pour satisfaire la cupidité de quelques individus.

doch seine Privateinnahme; und was er über seine einmal festgesetzte Competenz erhielt, betrachtete er als das Eigenthum des Staats.

Allen Ueberschuß verwendete er zum allgemeinen Besten. Dieß war also das Betragen eines Königs, den nur Leute von schlechter Beurtheilungskraft für geitzig halten konnten. Nach Abzug aller Ausgaben für seine Armee, für Appanagen, für Besoldungen des Civiletats, und anderer festgesetzter Staatsausgaben, hatte er jährlich einen Ueberschuß von fünf, von sechs, auch wohl von acht Millionen. Mit diesem Gelde konnte er nun machen was er wollte, und was ein Geitzhals damit gemacht hätte, machte er nicht. In seine Kasten hätte es jener verschlossen, oder zu hohen Zinsen beleget; Friedrichs einzige Sorge war, immer nur den wohlthätigsten und großmüthigsten Gebrauch dieses Geldes sich auszudenken, und auszufinden. Mehr als einmal hat er gesagt: „was mir die größte Mühe macht, ist die billige „Vertheilung dieses Geldes an bedürftige Pro„vinzen; und die beste Art den Geldumlauf da, wo „er mangelt, durch dasselbe zu unterhalten."

Friedrich sagte dem Herrn Minister von der Horst, von dem ich diese Nachricht habe: „Die „Beförderung des Geldumlaufs wird mir leicht, „in Gegenden wo ein natürliches Gewerbe und viele „Bevölkerung ist. Aber sie wird mir schwer, in „Gegenden wie Hinterpommern, Lauenburg und „Bütow, wohin nicht einmal viele Truppen ver„legt

„legt werden können. Monatlich gehet dort mehr „an Gelde, auch nur zu den Generalcassen heraus, „als wieder dahin fliesset, denn die Einwohner „haben kein zusammenhängendes Verkehr mit den „übrigen Provinzen. Es würde gar nicht taugen, „wenn Ich wollte baares Geld dahin schicken, „und gleichsam als ein Allmosen vertheilen. Aller „Trieb zum Erwerbfleisse würde dadurch aufhö- „ren. Lieber will die menschliche Faulheit ohne „Arbeit leben, wenn sie auch schlechter lebt. Also „helfe Ich mir damit, daß ich in bevölkerten Ge- „genden bauen lasse; und dieß ist ein vortrefliches „Mittel, wenn gleich die Gebaüde unnütz schei- „nen: denn jeder Künstler und jeder Tagelöh- „ner findet dabey Arbeit, wenn er sie verlan- „get. In wüsten Gegenden veranstalte ich Ra- „dungen, Urbarmachung der Brüche, allerhand „Arten von Grundverbesserungen. Dieß ist an „sich nützlich, und dann vermehret es auch im- „mer die Bevölkerung.“

So sprach der grosse Staatshaushalter, und solche Reden wird die Nachwelt mit Vergnügen lesen, weil sie aus ächten Quellen kommen.

Wer blosse historische Fragmente schreibt, und nicht eine Geschichte: kann nicht jede Materie so stellen, daß sie sich gleich in die allgemeine Kette einhängt. Ein einziger Zug von Friedrichs Betragen gegen seine Minister liegt hier. Sein ganzes Verhalten gegen dieselben, seine Kunst sie zu

behandeln, zu leiten und zu beherrschen, kommt in das drey und zwanzigste Capitel, weil es auf Grundsätzen beruhte, denen er eine noch weit grössere Ausbreitung gab, und die er noch bey vielerley andern Menschen befolgte.

22. Cap.

Ueber seine Cabinetsräthe, und die Volksmeinung von dem Einflusse ihrer Gemahlinnen und Maitressen.

Der Name von Cabinetsrath war ein Ehrentitel wie bey allen deutschen Räthen, von denen kein Mensch Rath verlanget. Friedrichs sogenannte Cabinetsräthe waren Cabinetssecretarien.

Wirkliche Räthe Friedrichs des Grossen waren also seine Cabinetssecretarien nicht. Aber daß es ihnen nicht zuweilen hätte gelingen sollen, ihre Absichten mit Secretarienklugheit durchzusetzen, und auch etwa einmal unvermerkt ihre eigenen Gedanken bey Ausfertigung der königlichen Befehle einzuschieben: dieß kann niemand läugnen, der sich nicht einbildet, Friedrich sey ein Gott gewesen, und seine Cabinetssecretarien keine Menschen.

Herr Denina sagt indessen etwas über den Geheimenrath Eichel, das, wie alles was Herr Denina sagt, grossen Eindruck machen muß, wenn man sich dabey alle seine berlinischen Verhältnisse denkt,

denkt, und zumal seine wichtigen handschriftlichen Nachrichten und ihren vermuthlichen Verfasser. „Ein Secretair, Namens Eichel, heißt es in „Herrn Deninas Buche, war unter Friedrich Wil„helm nichts als Copist; und unter Friedrich dem „Zweiten, mehr als zwanzig Jahre hindurch, eine „Art von Premierminister (*).“

Kein Mensch hatte bey Friedrich dem Grossen auch nur den Schatten von Premierministerschaft; auch sogar nicht der Graf von Podewils, dem Herr Denina den Namen eines Premierministers giebt (**). Einen Premierminister, nach der französischen Bedeutung dieses Wortes, hatte weder Friedrich noch sein Vater. Eichel war Cabinetssecretair, und hatte den Titel eines Geheimenraths; aber er gab dem Könige nicht mehr Rath als gewöhnlich ein deutscher Hofrath seinem Hofe. Zum Posten eines Cabinetssecretairs, den Eichel bis in sein hohes Alter behielt, war er wie gebohren. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten war er schon Cabinetssecretair. Schwerlich hätte man unter beyden Regierungen einen Mann gefunden, der alles so genau und in solchem Zusammenhange kannte und wußte. Er war schon bey der ersten Schöpfung, unter Friedrich Wilhelm; und für Friedrich den Grossen war er ein wahres Register,

 oder

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 418.

(**) Ebendaselbst. pag. 307.

oder wie ich solche Leute nenne, ein Actenkasten. In diesem Register blätterte also wohl Friedrich; aber kein Mensch in der Welt konnte mit grösserer Vorsicht und Bescheidenheit als Eichel, sich enthalten Räthe zu geben. Eichel ließ jede Sache durch die Departements gehen, wohin sie gehörten. Der gröste Regent kann solche Register nicht missen, denn auch dem grösten Regenten giebt doch Gott nichts von seiner Allwissenheit.

Grossen Einfluß hätten die Cabinetsräthe unter Friedrichs Regierung indessen doch gehabt, wenn sogar ihre Gemahlinnen, unter dieser grossen Regierung, eine Rolle spielten wie Herr Denina glaubt: der als ein Italiener von weiblichem Scharfsinn, weiblichem Einflusse und weiblichem Zauber, einen grossen Begriff haben kann. „Sah „man nicht, sagt dieser italienische Abt, in Berlin „die Frau des Cabinetsraths Stelter öffentlich „ihre Protection durch die Achtung verlaufen, „welche Departementschefs ihrem Manne be„zeugten? Konnte Madame Stelter sich nicht „mit einigem Grunde rühmen, daß sie Minister „mache, da Herr Michaelis durch sie Minister „ward (*)?“

Hier muß ich wirklich dem liebenswürdigen Herrn Denina widersprechen, so sehr ich auch sonst an weibliche Kunst und Einfluß in allen Dingen glaube. Der verstorbene Herr Michaelis ward von

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 419.

von Friedrich, schon verschiedene Jahre bevor er ihn zum Minister machte, als ein überaus geschickter Mann in seinem Fache bemerket. Er stand auf dem Verzeichniß der Männer, deren Namen der König sich aufschrieb, um sie in der Folge näher kennen zu lernen, und demnächst zu befördern. Aus dieser Namenstabelle wählte sich Friedrich manchen Landrath zum Kammerpresidenten, und auch wohl unmittelbar Landräthe zu Ministern.

Ein vieljähriger Minister des Königs hat mir gesagt, wer jemals dem Vortrage der Cabinetsräthe im Cabinet des Königs beygewohnt habe, werde nie glauben, daß diese unmittelbar etwas vortragen, und vollends Sachen entscheiden konnten. Auf die Vortragssachen, die der König zum voraus gelesen hatte, dictirte er ihnen nur wenige Worte. Unter dem tiefsten Stillschweigen schrieben die Cabinetsräthe diese Worte auf, wenn nicht etwa der König sie über Nebendinge befragte, zum Exempel: vor welchen Minister gehört diese Sache? oder, ist auch schon etwas zuvor an mich geschrieben? Hierauf antwortete freylich der Cabinetsrath; aber gewiß war Er nicht der erste, der über eine Sache sprach. Daher geschah es dann auch vielmals, daß unter der Menge der Dinge der König sich im Zuschreiben irrte, und zum Exempel, eine Sache an den Staatsrath schickte die vor das Generaldirectorium gehörte.

Man kann indessen nicht laugnen daß die Cabinetsräthe nicht zuweilen einen grossen Einfluß haben

haben konnten. Kaum geschah aber dieß auf eine andere mögliche Art, als wenn die Minister nachgebend waren, und dann hinwieder aus Dankbarkeit von den Cabinetssecretarien benachrichtigt wurden: welche Ideen der König über diese und jene Sache geäussert habe, und wie also die Minister ihren Vortrag machen müssen, damit er mit den Begriffen des Königs zusammentreffe. Die Kraft der Secretarien bestand also bloß in der Schwäche der Minister.

Stelter war der Cabinetssecretair, der am allerwenigsten zu Unterredungen mit dem Könige kam. Aus der Oberrechenkammer hatte ihn der König einzig und allein deswegen ausgesucht, damit er einen Mann im Cabinet habe, der zuverlässig rechnen könne. Einfluß konnte er indessen doch auf die eben angeführte Art, nemlich durch die Schwäche der Minister, sich verschaffen; und dieß war dann auch Wasser auf die Mühle von Madame Stelter.

Volksmeinungen von dem grossen Einflusse solcher Leute die keinen Einfluß haben, ist kein König im Stande zu verhindern. Ein Leibpage Friedrich des Grossen verkaufte einst für sechshundert Thaler, seine angebliche Protection, an einen Mann der eine Fabrike von hölzernen Tellern und hölzernen Tobackspfeiffenköpfen anlegen wollte. Dieser Mann machte sich dabey weiter nichts zum Bedinge als folgende Kleinigkeiten: „Erstlich, solle „ihm der König zwanzig tausend Thaler Vorschuß „geben. Zweitens verlangte er sogleich die Lie-

„bens-

„Henkwaldische Forst, die ein paar Meilen lang ist. „Drittens verlangte er, daß der König ihm das „Vorwerk Zerpenschleüsse erb und eigenthümlich „abtrete.“ — Hätte dieser Schöpfer von Tobacks-pfeifenköpfen eine vernünftige Bitte gethan, die nach ihrer Beschaffenheit von dem Könige wohl konnte erhalten werden, und hätte ihm der König diese Bitte gewähret, so würde dieser Pfeiffenkopf wohl niemals auf den Gedanken gekommen seyn, daß bey Friedrich dem Grossen die Protection eines Leibpagen nichts tauge.

Herr Büsching sagt, Friedrichs Cabinetssecre-taire seyen nicht gute Stylisten gewesen, und selten habe einer von ihnen gewußt, wie königliche Cabi-netsbriefe und Befehle würdig abgefaßt werden müssen, insonderheit in deütscher Sprache (*). Herr Büsching mag hierinn wohl recht haben: denn auf dem deütschen Cabinetsstyl liegt freylich ein ziemlich allgemeiner Fluch. Können die Se-cretarien nicht gut schreiben, so schreiben sie doch wenigstens mit grosser Würde für alle Pedanten. Können sie schreiben, so wissen sie entweder nicht, oder glauben es nicht wissen zu dürfen, daß es sich wahrlich im Namen eines Fürsten völlig ohne alle Pedanterey gut schreiben läßt. Fürsten sind doch immer Menschen, wie mir deücht, und freylich Menschen von grosser Macht. Aber eben darum muß man sie mit desto grösserer Würde sprechen lassen.

(*) Büschings Charakter Friderichs des Zweiten. S. 226.

lassen, und, wenn es erlaubt ist zu sagen, auch gut. Friedrich war bekanntlich in deütscher Sprache kein grosser Stylist, und doch vergleichet Er den deütschen Canzleystyl mit dem Canzleystyl des Chans der Tartaren, und findet beyde nur auf verschiedene Weise lächerlich.

Gegen alles was ich übrigens, von dem Einflusse sage, den Friedrichs Cabinetsräthe auf Friedrichs Regierung nicht hatten, wird man mir aber unter dem Schilde von Herrn Büschings Autorität einwerfen: „Friedrichs Cabinetsräthe haben doch „in manchem Falle Gelegenheit gehabt, das zu „seyn was sie hiessen; auch habe Eichel, und man„cher anderer für seinen baaren Nutzen gesorgt, „wie dieß der grosse Reichthum bezeügt, den Ei„chel hinterließ (*).“

Der hinterlassene Reichthum des Cabinetssecretairs Eichel, war gewiß nicht ausserordentlich, wenn man bedenket, daß er eine so lange Zeit von Jahren eine starke und nicht einmal öffentlich bekannte Besoldung genoß, die er kaum zur Hälfte verzehrete; und daß er oft vom Könige die wichtigsten Geschenke erhielt, ohne daß dieß öffentlich bekannt geworden wäre. Was übrigens Herr Büsching, in einer andern Stelle, von Eichels berühmter Liebesgeschichte ganz leise sagt, ist merkwürdig. Aber ich glaube an wenige berlinische Liebesgeschichten von dieser Art: wegen der bekannten Reinheit der berlinischen Sitten.

Herr

(*) Ebendaselbst. S. 226. 227.

Herr Büsching sagt auch nur daß Eichel durch ein geheimes Band irgendwo innigst verbunden war; und läßt bloß errathen, in welchem Falle dieses Band auf Eichel und auf Friedrichs Regierung einigen Einfluß haben konnte. Aber eine Frau von Treußel soll unter Friedrich dem Grossen wichtige Stellen vergeben haben, sagt der Herr Graf von Mirabeau (*)? — Sorgfältig habe ich nach dieser mich sehr befremdenden und mir ebenfalls unglaublichen Thatsache mich erkundigt.

Frau du Troussel, war Tochter des Generallieütenants von Schwerin, dessen Regiment in Brandenburg stand. Sie war Hofdame bey der Königinn Mutter, und damals ein schönes junges Mädchen von grosser Aufklärung. Man hielt sie im Verdacht eines Liebesverständnisses mit dem Castraten Porperino, von dem man mir in Berlin erzählte, er finde bey aufgeklärten Damen dort einen gar sonderbaren Beyfall. Eine alte Hofdame überführte die Fraülein von Schwerin, sie habe mit Porporino eine Nacht zugebracht. Diese Geschichte machte einen gewaltigen Lerm; die Fraülein von Schwerin ward vom Hofe weggeschaffet, und man glaubte nicht daß sie einen Mann finden würde. Aber sie fand dennoch einen Mann, einen jungen und reichen Herrn von Kleist; er war erster Landesdeputirter und Domdechant in Brandenburg. Auf die Vergehung mit Porporino folgte bald

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. I. pag. 167.

bald eine berühmte Liebesgeschichte mit dem schändlichen Bischof Schafgotsch von Breslau. Dessen ungeachtet war Herr von Kleist herzhaft genug die Fräulein von Schwerin zu heurathen. Die Ehe gieng wie sie gehen mußte. Herr von Kleist ward durch die Verschwendungen seiner Frau bewogen allerley Mittel zu suchen, um seine Einnahme zu vermehren. Er ließ sich in eine Societätshandlung ein, worauf grosse Bankrotte erfolgten; und indeß da er über dieß alles speculirte, nahm sich seine Frau, der wahrscheinlich diese Speculationen Langeweile machten, den Major bey der Artillerie, Herrn dü Trousset öffentlich zum Liebhaber. Herr von Kleist verstand dieß nicht, denn er machte seiner Frau darüber Vorstellungen, die sie auch nicht verstand, und äusserst schnöde aufnahm. Nun gieng Herr von Kleist davon, und ließ alles im Stich. Seine dadurch höchst beleidigte Frau drang also, nach der Sitte der Zeit, auf eine Scheidung, die sie leicht erhielt; und heurathete sonach den Major dü Trousset. Nun trat der Fall ein, von dem der Herr Graf von Mirabeau spricht: Madame dü Trousset ward offenbare Maitresse des Cabinetsraths Galster.

Sie verkündigte allen Menschen, daß sie Galsters Maitresse sey, und ließ oft ihre Kutsche die ganze Nacht hindurch vor Galsters Hausthüre halten. Oeffentliche Audienzen gab sie auch, worinn sie ihren Freunden Gnadenbezeugungen versprach, und ihren Feinden drohte. Ein geheimer Cabinetssecretair konnte wohl bey günstiger Gelegenheit einen

einen Gesuch bey dem Könige in Vorschlag bringen, oder auch denselben zurücklegen bis ungünstige Augenblicke vorüber waren. Erfolgte sodann eine günstige Antwort, so gab man dieselbe auf die Allmacht des geheimen Cabinetssecretairs, wenn er auch oft nicht mehr Antheil daran hatte, als des Königs Dintenfaß.

So ward durch Galster der sehr bekannte Herr von Görne dem Könige zum Minister vorgeschlagen. Aber der Betrug, dem Friedrich als Mensch nicht entgehen konnte, ward doch bald durch seinen Scharfblick entdecket und vernichtet. Madame dü Troussel machte dem Minister vom Görne zum Bedinge, daß er ihre älteste Tochter heurathe. Diese Unterhandlung ward bekannt, und erregte einen solchen Lerm daß die Heurath nicht vollzogen werden konnte. Galster kam auch bald darauf nach Spandau.

Der arme Major dü Troussel lebte hiernächst noch drey Jahre mit seiner Dame. Aber wie er als Chef einer Artillerie Brigade im Jahre 1778 zu Felde ziehen sollte, schoß er sich in Magdeburg mit der größten Gelassenheit eine Kugel durch den Kopf. Madame dü Troussel ward nun kränklich, und hatte Zufälle die man in Berlin für unheilbar hielt; deswegen begab sie sich in die Cur des berühmten Grafen von Saint Germain. Dieser heilte sie aus dem Grunde, und sie zeigte jedermann einen Stein von der Größe eines Hünereyes, der ihr von Saint Germain abgetrieben sey: dennoch war das berlinische Publicum argwöhnisch ge-

nug zu glauben was auch höchst wahrscheinlich ist: Saint Germain habe sie bloß von einem Nachlasse ihrer Liebe für den schändlichen Bischof von Breslau geheilt. Zwey Jahre nachher starb diese nicht unberühmte berlinische Dame an einem hitzigen Fieber.

Wie viel oder wie wenig Einfluß irgend eine Dame auf Friedrichs Cabinetsräthe gehabt haben mag; wie etwa zuweilen ihre Gemahlinnen und Maitressen auf diese Cabinetsräthe wirkten; und wie dann auch wohl diese Damen auf sich wirken liessen: dieß alles wäre wohl hier keiner Erwehnung werth. Aber wenn Liebesgeschichten auch nur den Schatten eines Einflusses auf Friedrichs des Grossen Regierung haben konnten, so verdienen sie doch die Aufmerksamkeit meiner Leser eben so sehr, als die Aufmerksamkeit des Herrn Oberconsistorialraths Büsching, des Herrn Abts Denina, und des Herrn Grafen von Mirabeau.

23. Cap.

23. Cap.

Ueber seine Kunst die Gemüther der Menschen, und insbesondere seiner Generale, Minister, Gesellschafter, Officiere und Civilbedienten, zu behandeln, zu leiten, und zu beherrschen.

Diese Welterfahrung, die grosse Kunst in den Köpfen und Herzen der Menschen zu lesen, bedarf wohl niemand in der Welt so sehr wie ein König. Die Kunst jeden Menschen sodann auf den Platz zu stellen, wo er auf die möglichst vollkommene Art seyn wird, was er nach seinen Fähigkeiten seyn kann; die Kunst den Charakter seiner Diener, ihre Handlungen und ihre Schliche, ihren Diensteifer und ihre Dienstheucheley, ihre Redlichkeit und ihre Tücke, zu erblicken, zu beobachten, und durchzuschauen; die Kunst auf alle diese Diener mit solchem Nachdruck zu wirken, damit aus jedem komme was in ihm ist; die Kunst jeden zu der ihm vorgeschriebenen Pflicht so anzutreiben und so anzuhalten, daß er befürchten muß, jede Abweichung von derselben werde man gleich bemerken, und zu seiner Pflicht ihn gleich zurückführen: dieß ist, ohne Zweifel, was Monarchen am allermeisten wünschen müssen oder wünschen sollten zu verstehen. Friedrich der Grosse verstand und wusste dieß alles im höchsten und möglichsten

Grade, übte unablässig und während seiner ganzen Regierung seinen Scharfsinn in Menschenkenntniß und Menschenwahl.

Es ist eine unverschämte Lüge, daß Friedrich von dem Herrn von Voltaire, oder von irgend einem grossen oder kleinen Manne in seinen Diensten, oder vollends von seinen Soldaten gesagt habe: „Ich drücke die Citrone, und wenn ich den „Saft habe — dann werfe ich sie weg!" — Aber oft und mannigfaltig sagte Friedrich: „man muß „die Citrone drücken, damit sie ihren Saft von „sich gebe (*)." — Dadurch verstand Er: man müsse den Menschen antreiben, man müsse mit Nachdruck auf ihn wirken, damit aus ihm herauskomme, was in ihm ist. Ein schönes Wort war dieß, und nicht das undankbare Wort eines Tyranns.

Oft hat man über Friedrichs schreckliche Menschenverachtung geklagt. Hat man aber auch bedacht: wie ganz unmöglich es seyn mag, Monarch zu seyn, den Menschen recht und ganz in das Herz zu sehen, und sie dann nicht oft samt und sonders aus ganzem Herzen zu verachten? Gott bewahre doch jedes reine Herz, daß es von Welt und Menschen, nicht so viel wisse, erfahre und kenne, als jeder scharfsinnige und hellesehende Monarch wissen kann und erfahren muß! — — Belogen und betrogen ward Friedrich, unzähliche male, während einer Regierung von beynahe einem halben Jahrhun-

(*) Il faut presser le citron pour en avoir le jus.

hundert. Häufig ward Er von Menschen hintergangen, die er eines vorzüglichen Zutrauens gewürdigt hat, und eines täglichen Umganges. David der König von Israel sagte, alle Menschen sind Lügner; und Friedrich der König von Preußen glaubte, jeder Mensch wolle betrügen.

Eine sonderbare Unterredung hatte einst Friedrich hierüber mit den Gelehrten seiner Abendstunden. Einer von denselben, der Herr Minister von der Horst, hat mir diese ganze Unterredung so erzählet, wie sie aus dem Munde des Königs floß. Jeder Mensch, sagte der König, will betrügen! — Herr von der Horst und die übrigen Gesellschafter des Königs, fanden diesen Grundsatz zu hart, und zu erniedrigend für die ganze Menschheit. Der König erwiederte höchst wahr und richtig: „Betrug heisset allemal, wenn ich durch falsche Vorspiegelungen, durch Verbergung des rechten Gesichtspuncts, durch Vorbringung von Umständen „die mir vortheilhaft sind und mit meinen verborgenen Absichten übereinstimmen, einen andern, „zumal Einen in dessen Diensten ich stehe, dahin „bringe, daß er glaubt was nicht ist. Der beste „meiner Bedienten und Freunde, findet sich gewiß „oft in diesem Falle: und mich selbst will ich nicht „davon frey sprechen.“

„Ich frage sie Messieurs, sagte der König, „auf ihre Ehre und ihr Gewissen: ob sie in vielen „Fällen wünschen, daß Ich alle ihre Gedanken „sehe, alles wisse was sie wissen? — Eigenliebe „ist die tiefste Triebfeder aller menschlichen Hand-

 „lun-

»lungen; und jeder denkt gar zu gerne, in allen »Dingen und vor allem immer zuerst an sich.«

»Wissen sie die Geschichte eines Vaters in der »Normandie, der auf dem Sterbebette seinem »Sohne Lehren gab, und ihm sagte: mein Sohn, »ganz trauen mußt du —. Der Vater hielt »ein, und der Sohn fragte: wem, mein Vater? »der Vater antwortete: keinem Menschen!«

Es ward weitläufig hierüber fortgeredet, und nun erzählte Friedrich der Grosse folgende Geschichte: »Alphonsus der Weise, König von Neapel, ritt auf der Jagd zu einem berühmten Einsiedler, und unterredete sich mit ihm, über zwey »Stunden, ganz alleine in seiner Höhle. Das Gefolge des Königs wartete draussen. Als der »König wieder aus der Höhle kam, ließ er seinen »ersten Minister, seine ihn über alles liebende Maitresse, und zumal einen seiner Favoriten rufen, »der immer behauptete, er liebe seinen König, »wie seinen Herzensfreund! — Zu allen diesen »Personen sagte nun Alphonsus: dieser Einsiedler hat mir das außerordentlichste Geschenk in der »Welt gemacht; einen kleinen Spiegel, der die »Zauberkraft hat, jeden der hineinsieht, mit allen »seinen geheimsten Gedanken, Wünschen und Projecten, darzustellen. Alphonsus setzte hinzu: »ich sah in den Spiegel, und sah mich selbst darinn, sitzend auf dem Throne von Constantinopel, und wie ich von da den Pabst in den gehörigen Schranken hielt. Nun zog der König »den Zauberspiegel hervor, und sagte seinem er-»sten

„den Minister: er möchte hineinsehen? — Der „Minister bekreuzte sich, und versicherte den König, „er sey bereit für ihn auf der Stelle das Leben zu „lassen, aber seine Seele könne er nicht in die „Stricke des Satans geben, und dieses würde er „doch offenbar thun, wenn er in diesen Spiegel „sähe, den noch niemand gemacht haben könne als „der leidige Teufel! — Nun that der König den „Vorschlag an seine Maitresse? — Diese war „für ihr Seelenheil noch weit besorgter als der Mi„nister, und wollte für alle Güter der Erde nicht „hineinsehen! — Endlich hoffte doch Alphonsus, „sein Favorit und Herzensfreund werde gewiß in „den Spiegel sehen wollen? — Dieser, ein „sonst beherzter und gar nicht furchtsamer Mann, „verblaßte, zitterte, und floh weg von dem Spie„gel! — Am Ende dieser seltsamen Scene, sagte „Alphonsus: Meine Freunde! dieser kleine Spie„gel ist von ganz gemeiner Art, und für ein ganz „kleines Geld gekauft; der Teufel hat an demselben „gar keinen Antheil. Aber lernt aus dem was „eben unter uns widerfahr, daß kein Mensch ge„sehen seyn will, wie er ist!“

Eben wie Alphonsus der Weise war Friedrich der Grosse überzeuget: daß kein Mensch gesehen seyn will, wie er ist; und daß allenfalls auch gar sehr ehrliche Männer, sich zuweilen die Freyheit nehmen, ihren König zu betrügen! — Es war schwer Ihn hierüber zu widerlegen. Auch blieb er bey seiner Meinung; und diese soll er auch einst in einem seitdem gedruckten Cabinetsschreiben ge-

 äussert

äussert haben, in welchem er einem Geistlichen seinen völligen Beyfall über eine Schrift von der Eigenliebe bezeuget, wo eben diese Grundsätze ausgeführet sind. Gewiß ist, daß das ganze Benehmen Friedrichs gegen seine Unterthanen vom Civil und Militairstande fest und unveränderlich, bis in seinen Tod auf diese Meinung gegründet blieb.

Er hatte auch noch einen andern, höchst merkwürdigen Grundsatz, von dem er eben so wenig bis in seinen Tod abgieng. Der beste Mensch, sagte Friedrich, vernachlässigt sich in der Befolgung seiner Obliegenheit, sobald er entweder glauben kann, in der Gunst seines Herrn so fest zu stehen, daß solche durch nichts vermindert werden könne; oder wenn er befürchtet, sein Herr habe ihm seine Gunst entzogen. Aus diesem Grundsatze folgte, daß besonders seine Minister, seine Generale, und selbst seine Brüder, niemals einer Abwechslung in seinem Betragen entgiengen; und oft äusserte sich höchst unerwartet diese Abwechslung.

Einem Prinzen, der ihn beleidigt hatte, machte Friedrich Geschenke. Ein Minister, der eben das Unglück hatte eine Zeitlang mit dem Könige in sehr unangenehmer Correspondenz zu stehen, erhielt ein Paquet unter dem Cabinetssiegel, in dem er seinen Abschied zu finden glaubte, und statt dessen fand er, in dem Paquet, mit einem über alles gnädigen Briefe des Königs, den Schwarzenadlerorden. Ein bekannter General, erhielt einen solchen Brief und ebenfalls den Schwarzenadlerorden, da eben

seine

seine Feinde alles angewendet hatten ihn bey dem Könige zu stürzen.

Kein Minister, den Friedrich mit einem besondern Vertrauen beehrte, kann sagen, er habe nicht die grösten Abwechslungen in dem Betragen des Königs erfahren. Friedrich spielte mit den Seelenkräften der Menschen; unablässig hielt er sie zwischen Furcht und Hofnung. Wollte er einen Minister in beständiger Aufmerksamkeit und Spannung aller seiner Seelenkräfte unterhalten, so gab er ihm dasjenige nicht, wonach Er glaubte, daß seine ganze Seele strebe. Friedrich hat seinen Minister, den berühmten Grafen von Herzberg, jederzeit und besonders in den letztern Jahren hochgeschätzet; aber diesem grossen Manne, der die erheblichsten Friedensschlüsse unter seiner ganzen Regierung gemacht, gab er den Schwarzenadlerorden nicht; indeß da er denselben beynahe zu seiner Kränkung, an viele Menschen hieng, an welchen man diesen Orden mit Erstaunen sah, und die wahrlich demselben die Ehre nicht machten, die ein Mann wie Herzberg jedem Orden machen würde. Aus eben dem Grunde hätte Friedrich gewiß den schwarzen Adler niemals, dem unvergleichlichen Großcanzler von Carmer ertheilet, dessen Verdienste er doch so ganz und vollkommen kannte, und denen er die gröste Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er fürchtete daß diese grossen und eben so nützlichen Männer, bey herannahendem Alter, einer äusserst mühseligen Berufsarbeit die Ruhe des Lebens vorziehen möchten, sobald sie alle Ehrenzei-

renzeichen von ihm erhalten hätten, die sie erwarten durften und konnten.

Eben dieser Grundsatz hielt auch seine Freygebigkeit zurück. Darum hielt man ihn für geitzig, aber geitzig war er nicht: denn wenn man glaubte, daß er es sey, handelte Er nach einer einmal angenommenen Ordnung, und nach Grundsätzen die er nie verließ. Der Marquis d'Argens war unter allen Gelehrten einer von denen die der König am liebsten um sich hatte, und den er am längsten bey sich behielt. Aber niemand war so sehr mit dem Heimweh geplagt wie dieser Philosoph; obgleich dabey vielleicht auch nur die Begierde zum Grunde lag, oft den Ort seines Aufenthaltes zu verändern. D'Argens blieb selten anderthalb Jahre bey dem Könige, und war er dann höchstens ein Jahr zu Hause gewesen, so hatte er das Heimweh nach Potsdam. Sein Gehalt war nur von achtzehn hundert Thaler, und andere seines gleichen hatten weit mehr. Aber als man einst dem Könige sagte, d'Argens Haushaltung verrathe Dürftigkeit, erwiederte er: „wie wollen sie, daß ich es mit ihm mache? Gebe „ich ihm hundert Louisd'or, so macht er eine Reise „nach Frankreich; und gebe ich ihm zweyhundert, „so hält er sich für reich genug um mich zu verlassen, „und für seine übrige Lebenszeit nach der Provence „zu ziehen (*).“

Klein

(*) Comment voulés-vous que je fasse? Si je lui donne cent Louis, il veut aller en France; et si je

Univ. Bibl. München

Klein in Belohnungen hat sich Friedrich niemals gezeigt, wenn er wesentlich grosse Dienste belohnen wollte. Der Generallieutenant von Prittwiz, Commandeür des Regiments der Gendarmen, hatte sich bey sehr vielen Gelegenheiten im ganzen siebenjährigen Kriege ausgezeichnet; am Ende der unglücklichen Schlacht bey Cunnersdorf rettete er sogar, als damaliger Rittmeister des Ziethenischen Husarenregiments, mit hundert Husaren den König aus den Händen der Cosacken. Sein Umgang gefiel dem Könige sehr, und er war einer seiner sehr geschätzten Gesellschafter; der König schenkte ihm das grosse Lehngut Quilitz. Der General und damalige Major von Lestewitz, der in der Schlacht bey Torgau, als alles verlohren schien, zu gleicher Zeit mit Ziethen und ohne dieß zu wissen, noch einen lezten und glücklichen Angriff mit einem kleinen Haufen wagte, erhielt das eben so wichtige Amt Friedland.

Der damalige Generaladjutant und nunmehrige General von Götz, Gouverneür von Glaz, gab in der Schlacht bey Cunnersdorf dem Könige sein Pferd, da Ihm mitten unter einem erschrecklichen Kugelregen eben das zweite Pferd unter dem Leibe erschossen ward, und ihm bald darauf wieder eine Kugel durch den zugeknöpften Rock zwischen der Rocktasche und Hüfte herein in die Westentasche

fuhr,

je lui en donne deuxcent, il etoit etre assés riche pour me quitter, et pour s'etablir à vie en Provence.

fuhr, ein goldenes Etui darinn zusammenschlug, und dann bey demselben in der Tasche liegen blieb. Friedrich verehrte diesen General von Götz, wegen seiner grossen militairischen Talente. Er gebrauchte ihn auch darum bey einem Vorfalle von grosser Erheblichkeit, in dem Kriege wegen der bayerischen Erbfolge. Die Oesterreicher hatten Habelswerth überfallen, den Prinzen von Philippsthal mit dem grösten Theile seines Regiments aufgehoben, und sich dadurch in der Grafschaft Glatz festgesetzet. Der König gab dem Herrn von Götz, der damals nur noch Generaladjutant war, den Auftrag die Oesterreicher zu vertreiben, und diese Unternehmung ward von ihm glücklich ausgeführet. Auch als Gesellschafter war Herr von Götz von dem Könige ganz vorzüglich geachtet. Nach dem Frieden wurden die grossen Lehngüter Scharfeneck und Tuntschendorf in der Grafschaft Glatz, durch Absterben der Lehnbesitzer vacant; der König schenkte diese Lehngüter dem Herrn General von Götz, durch einen Brief, worinn Er ihm sagt, wie sehr es ihn freue eine Gelegenheit gefunden zu haben sich gegen ihn dankbar zu bezeigen.

Der Werth von jedem dieser Geschenke betrug ein bis zweyhundert tausend Thaler. Friedrich machte aber auch solche Geschenke in baarem Gelde. Dem Minister von Schlabberndorf in Schlesien, schenkte er hundert tausend Thaler, weil er, durch eine ganz ausserordentliche Vorsicht, das Hauptmagazin für die Armee, gedoppelt so groß angeleget hatte, als ihm befohlen ward. Groß war aber auch

auch allerdings dieser Dienst; denn nur dadurch konnte der König das berühmte Lager bey Strehlen so lange behaupten. Noch nach vielen Jahren sagte er: „ohne diese Vorsicht des Ministers von „Schlaberndorf war ich mit meiner Armee, in Ge„fahr zu verhungern (*).“

Dem General von Lossow, Chef des schwarzen Husarenregiments, schenkte der König, in einer Frist von wenig Jahren sechs und neunzig tausend Thaler in Golde. Selbst nach dem Tode seiner Kriegeshelden, hat Friedrich seine Erkenntlichkeit denjenigen noch bezeiget, denen er glaubte Dank schuldig zu seyn für grosse Dienste. So häufig sind die Exempel, daß man befürchten muß den Leser durch so viele einförmige Züge zu ermüden; also von vielen nur eins. Es starb ein General, dessen Redlichkeit der König eben so genau kannte als seine in allen Absichten vorzügliche Dienste, und von dem er mehrmals sagte, er ist mein Freund. Dieser General hatte die Verwaltung einer der grösten Ausgaben für die Armee, wovon die Berechnungen, so zu sagen, ins Unendliche giengen. Bey seinem Tode fand sich ein Defect von vier und achtzig tausend Thaler in der Casse. Der Verstorbene hatte Güter, und ein ansehnliches Vermögen. Man brachte bey dem Könige in Vorschlag, sich aus dem Nachlaß dieses Generals den Schaden ersetzen

(*) J'aurois risqué de mourir de faim, moi et mon armée, sans la prévoyance de cet homme.

setzen zu lassen. Der König antwortete: „Ich „kenne den General***. Er war der redlichste „Mann, und mein Freund. Gewiß ist der Ausfall nicht durch ihn entstanden; Cassenbediente „müssen durch Vergreifung und Unordnung daran „schuld seyn. Ich will aber nicht, daß die nachgebliebenen Kinder dadurch leiden. Mann soll „die ganze fehlende Summe auf der Rechnung „wegstreichen.“ — Kurz darauf gab der König der Witwe eine Pension.

Eine grosse Menge solcher Geschichten könnte man noch anführen, zumal da von allen viele Zeugen noch leben. Kein Jahr vergieng, da der König nicht an verschiedene Regimentschefs, Generale und Gouverneure, Geschenke von sechs, acht, und zehntausend Thaler machte. Aber fast allemal wollte der König daß seine Geschenke auch noch einen andern grossen und guten Zweck befördern. Er beschenkte gegen das Neujahr die Prinzessinnen seines Hauses mit reichen Stoffen von ausserordentlichem Werth: dadurch hoffte er den Fabrikanten Gelegenheit zu geben, sich in Verfertigung reicher Stoffen zu üben die jedem andern zu theuer waren. Eben so beschäftigte er auch in einemfort die Juwelirer, denen er bestimmte Lieferungen gab, und sie unter ihnen vertheilte. Er sagte: „in einem grossen Staate wird jeder Arbeiter, jeder „Künstler nützlich, selbst durch den Aufwand den „er veranlasset.“

Friedrich gab durch seine Art sich gegen den Kriegsstand zu betragen, den allermerklichsten Beweis

weis seiner Theorie der Kunst sich mit den Menschen zu benehmen, sie zu leiten, und zu beherrschen. Es war für ihn eine Hauptarbeit, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, jedes Regiment in Ordnung zu erhalten; denn dieß war sein Ausdruck. Die Obersten mußten für ihre Regimenter haften; der König hielt sich an sie, wenn die Soldaten ihre Schuldigkeit nicht thaten. Es war ihm äusserst wichtig, die Fähigkeiten von jedem General bis auf den Grund zu kennen, die fleissigen in beständiger Aufmerksamkeit zu erhalten; und diejenigen die es nicht waren dahin zu bringen daß sie es seyn mußten. Er erhielt die Gemüther der Menschen in einem beständigen Wechsel von Empfindungen. Seine Erfahrung hatte ihn belehret, daß eine gar zu anhaltende Strenge die Wirkungskraft niederschlägt, und die Seele betaübet; so wie hingegen derjenige nachlässig wird, der sich einbildet, die Gnade des Königs so vollkommen zu besitzen, daß es gar nicht mehr darauf ankomme, diese durch grössere Anstrengung und einen vermehrten Diensteifer zu verdienen.

Verdienstvolle Officiere wurden aus dieser Ursache selbst in den Zeiten nicht befördert, da sie die größte Ursache hatten Beförderung zu erwarten. Der General von Warnery hatte als Obristlieutenant, im Jahre 1756, die Vereinigung der Oesterreicher mit den Sachsen verhindert; er erhielt von dem Könige den Orden pour le mérite und einen Kuß zur Belohnung. Aber er blieb Obristlieutenant

nant wie zuvor. Der König ließ ihm durch den General von Winterfeld sagen: wenn er im vorigen Kriege und im jetzigen Feldzuge, bey jeder Gelegenheit wäre avancirt worden wo er sich ausgezeichnet hatte, so wäre er längst Feldmarschall! — Warnery ward damals immer zu des Königs kleiner Tafel gezogen, und war damals ein Favorit des Königs.

Furcht und Hofnung waren die Werkzeuge, die Friedrich beständig gebrauchte. Er sagt in seinen nachgelassenen Werken, indem er erzählet, wie es ihm gelungen sey seine Cavallerie auf den besten Fuß und in die vortreflichste Uebung zu setzen: „Strafen und Belohnungen, Verweis und Lob, „die man zur rechten Zeit anwendet, verändern die „Menschen, und es werden ihnen dadurch Gesinnungen eingeflößet, die man ihnen nicht leicht zutraut (*).“

Hieraus floß dann auch, daß er seinen größten Generalen bald sein ganzes Vertrauen schenkte, sie dann auch bald wieder empfindlich neckte, und bey der ersten Gelegenheit mit Todeskälte niederschlug. Seidlitz und viele andere Generale von dieser ersten Größe, haben dieß im siebenjährigen Kriege erfahren. Man weiß wie gerne deswegen diese Helden oft ihre Lorbeern weggeworfen hätten um irgendwo in dunkeler Stille zu leben, und vom Kriege nichts mehr zu sehen und zu hören; wie sie auch wirklich zuweilen aus Mißmuth von der Armee weggiengen,

(*) Oeuvres posthumes. Tom. II. pag. 197.

gen, und dann doch immer wiederkamen und sich neue Lorbeern erfochten.

Eisenfest und lebenslang blieb er dem Grundsatze getreü, man müsse die Menschen immer in der Mitte erhalten zwischen Hofnung und Furcht. Solche Grundsätze finden zwar Privatmenschen hart; aber es ist doch sehr begreiflich, daß ein scharfsinniger König, dem jede Seite der Menschheit am besten bekannt seyn kann, ganz anders denken und handeln muß als ein Privatmann. Friedrich behandelte wenigstens nach diesem Grundsatze, Prinzen, Generale, Minister, Justitzräthe, Finanzbediente, Kammerlackayen, kurz, alle Menschen die unter seinen Befehlen standen. Ein sehr sorgfältiger Erforscher der Gemüthsarten war er hierbey; und er glaubte, zu unterscheiden, wer viel oder wenig Lob, und wer viel oder wenig Tadel vertragen könne. So schien oft sein Tadel strenge und hart, weil man die Schale nicht kannte in welcher Friedrich die Gemüther wog; weil man völlig unbekannt war mit der Theorie, nach welcher er Lob austheilte und Tadel.

Gar nicht zurückhaltend war er mit Lob und Beyfall bey Gemüthern von denen er glaubte durch Lob und Beyfall alles zu erhalten. Mit dem Herrn Minister von der Horst hatte der König, wie man weiß, öftern persönlichen Umgang, und einen beständigen Briefwechsel bis zu seinem Tode. Zwey Briefe des Königs an Herrn von der Horst habe ich aus der königlichen Urkunde abgeschrieben. Beyde enthalten die stärksten Züge zum Beweise

wie sich der König mit einem Manne von dieser Gemüthsart benahm. In dem ersten ist die Rede von einer vollführten Arbeit, und nicht leicht kann ein König auf eine vollständigere Art bey einer solchen Gelegenheit seinen Beyfall bezeügen.

Der erste Brief ist in deütscher Sprache aus Potsdam vom zehnten December 1768 geschrieben, und lautet so: „Mein lieber Etatsminister Frey„herr von der Horst. Besser hättet Ihr, Meine „Absichten bey Anfertigung eines neüen Tarifs, zu „dem mit der Crone — zu schliessenden Commer„cien-Tractat, nicht erfüllen können, als solches „nach Eürem Berichte vom siebenten dieses Monats „geschehen ist. Ich finde den Tarif so vollständig, „und die in dem beygefügten Memoire enthaltenen „Anweisungen so wohl erdacht und bündig, daß ich „solchem nicht das Allergeringste hinzuzufügen ge„funden, sondern beydes Meinem, an den — Hof „bestimmten Gesandten, dem Obristen Freyherrn „von — sofort zugefertiget, und auf letzteres, bey „Fortsetzung seiner Negociation, schlechterdings „verwiesen habe. So mühsam aber die von Eüch „hierbey übernommene Arbeit gewesen, so vollkom„men ist der Beyfall, welchen Ihr Eüch dadurch „von neüem bey Mir erworben, und so gewiß „könnet Ihr seyn, daß ich solche gegen Eüch mit „gnädigstem Dank jederzeit erkennen werde. Ich „bin inzwischen Eüer wohlaffectionirter König. „Friederich.“

Der zweite Brief des Königs an den Herrn Minister von der Horst, ist eine Aufmunterung, um

um eine Nachricht zu verschaffen, die der König ungemein wünschte zu erhalten. Gewiß sagte er in diesem Briefe alles was den Diensteifer und die Ehrbegier eines Mannes erregen konnte, von welchem Friedrich wusste, dieß seyen die Haupttriebfedern seines Geistes. Der Brief ist in französischer Sprache, aus Potsdam vom siebenten April 1783 geschrieben, und lautet so. „An den Staatsminister, Freyherrn von der Horst, in Haldem. „Ich begreife wohl, daß es Ihnen äusserst schwer „fallen wird, das Geheimniß der neüen Erfindung „von Canonen in — auszuforschen. Aber desto „rühmlicher für Sie wird es seyn, wenn Sie ein „Mittel ausfündig machen dasselbe zu ergründen. „Auch bin Ich überzeüget, daß eben diese Schwierigkeiten ein mächtiger Sporn für Sie seyn werden, das Unmögliche zu versuchen um Mir diesen „Dienst zu erzeigen, und meines Dankes können „Sie versichert seyn. Indessen bin ich Ihnen für „ihre Briefe aus Wien und Versailles verbunden; „und bitte Gott daß Er Sie unter seine heilige „und würdige Obhut nehme. Frederic (*).“

(*) *Au Ministre d'Etat Baron de Horst, à Haldem.* Je sens bien, qu'il vous sera extrêmement difficile de pénétrer le secret de la nouvelle invention des canons de —. Mais d'autant plus glorieux vous sera-t-il, si vous trouvés moyen de l'approfondir. Aussi suis-je persuadé que ces difficultés même vous serviront d'aiguillon puissant à tenter l'impossible pour Me rendre ce service; et vous

Wie der Minister Freyherr von der Horst hingegen seinen geliebten König beurtheilte, und wie er nicht fürchtete ihm dieß gerade heraus zu sagen, beweiset nachstehender Brief dieses Ministers an den König. Er gehöret zur Vollendung dieses Gemähldes; und ward den zwey und zwanzigsten Januar 1775 geschrieben, als der Freyherr von der Horst sein Departement niedergelegt hatte, und Berlin verließ. Dieser Brief war französisch, und lautet in meiner Uebersetzung so: „Eüer Majestät „werden mir erlauben, daß ich in der Nähe des „Augenblickes meiner Entfernung, Ihnen die Em„pfindungen meiner Erkenntlichkeit und der hoch„achtungsvollesten und unzerstörbarsten Liebe aus„drücke. Ich sah und erwog die Regierung des „Einzigen, die in den Annalen der Vorzeit nur „unvollkommene Beyspiele hat. Ich sah und er„wog den König der sich der mühsamsten und an„haltendesten Arbeit hingiebt; der die Grösse seines „Staates schuf, damit Er dieselbe zum Werkzeuge „des höchsten möglichen Wohlstandes mache, des„sen ein Volk fähig ist; der mit schnellem Schritte „zu den kleinsten Untersuchungen hinabsteiget, aber „ihnen niemals die Grösse seines Plans aufopfert; „der-

pouvés être assuré de Ma reconnoissance. En attendant Je vous sais gré de vos lettres de Vienne et Versailles; et sur ce Je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

Potsdam ce 7. d'avril 1763.

Federic.

„der die Menschen kennet, seine Festigkeit ihrem „Trug entgegensetzet, und nicht leidet daß Wahr„scheinlichkeiten lange über Wahrheit siegen; der „mit seinem Scharfblick die Schwäche kleiner See„len sieht, um sie ihnen zu verzeihen. Ein solcher „König, sobald er weiß daß man Ihn kennet, muß „versichert seyn, daß Liebe und unverletzliche Treu „der Tribut sind, den Ihm ganz nothwendig die „einfache Vernunft bringet. Dieß ist nicht die „Stimme eines Schmeichlers! Euer Majestät „beschuldigten mich niemals dieses Fehlers. Aber „es ist die Stimme eines Mannes, der sich selbst „Rechenschaft geben, und seine ewige Liebe für „seinen König rechtfertigen will (*).“

(*) Votre Majesté daignera permettre qu'en touchant au moment qui m'éloigne, je vienne mettre à ses pieds, le témoignage d'une reconnoissance et d'un attachement plein de vénération, que rien ne sçauroit détruire.

J'ay vû et j'ay osé apprécier ce Règne unique dont les annales des siècles passés ne sçauroient apporter que des exemples inférieurs.

Un Souverain qui se dévoue au travail le plus pénible et le plus suivi, qui crée la grandeur de son Etat pour en faire l'instrument du plus grand bienêtre qu'il est possible de repandre sur un peuple.

Qui d'un pas rapide descendant jusqu' aux moindres détails ne leur sacrifie jamais la grandeur de son plan.

Qui

Nur wenige grosse Männer ertragen wie Friedrich, daß man den Grund ihrer Handlungen entwickelt, wenn auch diese Entwicklung mit ihrem Tode verbunden wird.

Ganz wie mit allen übrigen Menschen in seiner Monarchie, ganz nach den nemlichen Grundsätzen, benahm sich Friedrich mit seinen Brüdern und Schwestern. Aber es war auch ein Gedankenfest, für jeden der darüber philosophische Betrachtungen anzustellen vermochte, zu sehen, wie Friedrich mit seinen Brüdern und Schwestern umgieng, wie er sie im Leben und im Tode liebte, und wie er ihnen seine üblen Launen durch jedes Merkmal von Ehrerbietung zu vergüten wusste. Die Grösse seines berühmten Bruders, des Prinzen

Heinrichs

Qui connoissent les hommes, oppose la fermeté à leurs illusions, et ne souffre point que les probabilités l'emportent longtems sur le vrai.

Qui d'un régard perçant ne découvre la foiblesse des esprits subordonnés, que pour leur pardonner. Un tel Souverain, Sire, dès qu'il se voit connu doit être persuadé que l'amour et une fidelité inviolable, sont le tribut que la simple raison Lui apporte de toute necessité.

Ceci n'est point la voix d'un flatteur! Votre Majesté ne m'accusa jamais de ce défaut mais c'est celle de l'homme qui veut se rendre raison à lui-même, et justifier ce dévouement eternel avec lequel je me crois heureux d'être, Sire etc.

Horst.

Heinrichs von Preussen, kannte Friedrich, wie man dieß aus ewigen Denkmälern weiß, und wie es die einfache Geschichte der Nachwelt sagt. Er hielt aber auch den kleinsten Schatten von Geringschätzung eines so grossen Mannes für Beleidigung. Darum unterließ er gegen den Prinzen Heinrich nicht nur bey allen wichtigen und grossen sondern auch bey den kleinsten Gelegenheiten, kein Merkmal von Hochachtung: Friedrich versäumte sogar niemals sich fast ganz vom Stuhle zu erheben, wenn er desselben Gesundheit trank, und dieß geschah unausgesetzt bey jeder Mahlzeit mit dem Prinzen Heinrich.

Friedrich erfuhr, zwey Tage nach der bey Hochkirchen verlohrnen Schlacht, den Tod seiner geliebten Schwester von Bareuth. „Mehrere Tage „hindurch, sagt Herr von Cat in einem sehr merk„würdigen Briefe an Herrn de Lavaux (*), unter„hielt mich der König, von drey Uhr des Nach„mittages bis sieben Uhr des Abends, von nichts „als dieser Schwester. Die Fensterladen seines „Zimmers waren beynahe ganz geschlossen; er lebte „ganze Tage hindurch, in dieser Dunkelheit. Vom „dem Augenblicke an, da er diese unglückliche Nach„richt erhielt: las Er alleine, mit leiser Stimme „gegen seine Gewohnheit, Bossuets, Flechiers, und „Mascarons Leichenreden; und Youngs Nachtge„danken die Er von mir verlangte.“

(*) Vie de Frédéric. Tom. VI. pag. 379. 380.

24. Cap.

Ueber die Art wie man Ihm am besten widersprechen konnte.

Widersprechen läßt sich jeder Mensch, wenn man nur dabey sich gehörig zu benehmen weiß, und hauptsächlich wenn man den Willen hat sich dabey gehörig zu benehmen. Bey Königen hat man doch mehrentheils diesen Willen. Aber es versteht sich von selbst, daß auch dieß, nach der Verschiedenheit der Gemüthsart der Könige, seine eigene Wege hat. Bey Friedrich waren diese Wege, zum Theile, ganz anders als man erwarten wird.

Friedrich konnte fürchterlich auffahren, und er machte zuweilen ein Gesicht vor dem man floh oder verstummte; aber er kam auch ganz wieder zurück, wenn man nur nicht Fassung und Standhaftigkeit verlohr. Herr über sich selbst war er in Augenblicken — nicht; aber er war Herr über sich selbst auch zuweilen im höchsten Zorne, in allen seinen Feldzügen und Schlachten, in jedem Glück und Unglück. Kein König auf Erden hat mit grösserer Selbstständigkeit regiert.

Herr Denina sagt: „man dürfe es nicht verhehlen, daß Friedrich nicht wollte widersprochen „seyn; und daß er nicht gerne von Schwierigkeiten „hörte, wenn etwas schon befohlen war (*).“ —

Dieß

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 417.

Dieß muß man aber mit der größten Unterscheidung annehmen. Allerdings konnte er nichts weniger vertragen, als wenn man ihm öffentlich und in Gegenwart von mehrern Personen widersprach. Er hielt dieß für ein Zeichen der Verachtung; und wer konnte, ohne Unsinn, solche Gefühle bey einem Manne von dieser Grösse erregen wollen? Aber kein König auf Erden war jemals williger als er, Wahrheit zu hören. Remonstrationen nahm er mit der größten Bereitwilligkeit an; aber sie mußten unter vier Augen gegeben, mit hinreichenden Gründen unterstützet, auch wohl anhaltend wiederhohlet werden. Ich berufe mich hierüber auf das bündige und unwidersprechliche Zeugniß des Herrn Ministers von der Horst, aus dessen Munde ich diese Nachricht habe, und der dieß alles aus tausendfacher Erfahrung weiß.

Eine Regierung hat keinen standhaften Charakter, wenn sie gegen jede Verordnung, jede scheinbare Vorstellung gleich annimmt. Friedrich gab gewiß eine abschlägige Antwort, wenn die Einwürfe ihm nicht gleich einleuchteten; also nicht gründlich waren und nicht anschaulich. Dann kam es aber immer noch darauf an, daß man nur die Sache wiederhohle und deutlicher mache. Ohne die allergeringste Gefahr konnte man dieß thun, wenn man Recht hatte, und dabey Festigkeit, Standhaftigkeit und Muth.

Sehr oft war dieß der Fall des Herrn Ministers von der Horst, aber aus unzähligen Exempeln wähle ich nur eins. Beym Anfange der To-

Accisadministration verlohren die Gebrüder Schwartz in Magdeburg eine ihnen eigenthümliche Fabrik, vielleicht die ansehnlichste in allen preußischen Staaten. Alle übrigen Fabrikanten im ganzen Lande, die sich in eben diesem Falle befanden, wurden entschädigt, und oft sehr reichlich. Nur die Gebrüder Schwartz mußten leer ausgehen, kamen noch überdieß bey dem Könige in üblen Ruf, und wurden bey ihm verlaümdet. Solche Streiche macht man täglich an grossen Höfen, aber wie dieß bey Friedrich möglich war, wird man nicht leicht errathen. Es kam so. Der Minister der das Stempelwesen in seinem Departement hatte, wollte eine von ihm gemachte üble Ausrechnung bedecken. Er beschuldigte deswegen die Gebrüder Schwartz, sie haben ihren Contract nicht erfüllet, der nach seiner Beschaffenheit unmöglich erfüllet werden konnte.

Als der Herr Minister von der Horst dem Könige Vorschläge zur Entschädigung der Gebrüder Schwartz machte, gab ihm der König eine völlig abschlägige Antwort. Herr von der Horst wiederhohlte zum zweitenmal seinen Antrag zum Besten dieser Hauptfabrikanten, die mehr als einer von allen andern verlohren hatten, und erhielt von dem Könige die zweite abschlägige Antwort. Herr von der Horst kam bey dem Könige zum dritten und vierten male wieder; der König gab nicht nur die dritte und vierte abschlägige Antwort, sondern verbot dem Herrn von der Horst mit dieser Sache ihn ferner zu behelligen. Endlich machte Herr von der Horst

Horst eine fünfte schriftliche Vorstellung, gieng mit derselben nach Potsdam, und stellte sich vor Friedrich den Grossen mit seinem Papier in der Hand. Alle Gründe, besonders die Gründe der Gerechtigkeit, wurden von diesem standhaften und muthvollen Minister schriftlich und mündlich so anschaulich gemacht, daß der König alle seine Vorschläge völlig bewilligte, und dieß auf die gnädigste und menschenfreündlichste Art.

Völlige Gerechtigkeit läßt Herr Denina aber auch dem Könige insofern widerfahren, weil er sagt: „des Königs Befehle waren doch nicht ganz unwie„derruflich, da er auch wohl unmaßgebliche Ein„wendungen annahm, wenn man dieselben so ein„zukleiden wußte, daß sie weder das Ansehen „eines Rathes hatten, noch das Ansehen einer „Lection (*).“ — Aber Herr Denina führet zugleich ein Beyspiel an, woraus erhellet daß Friedrich auch sogor Vorstellungen als Dichter annahm, und die Bekanntmachung eines Gedichts unterließ, das er durch seinen Gesandten in Petersburg dem Grafen Panin vorlegen ließ, und das dieser russische Minister nicht wünschte gedruckt zu sehen. Ganz außer allem Zweifel beweiset auch, wie dieß der scharfsinnige Denina sehr wohl fühlet, die Nachgiebigkeit eines Dichters weit mehr als die Nachgiebigkeit eines Monarchs; und darum waren wirklich nicht Eigenliebe und Eigensinn die Trieb-

federn,

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 419. 420.

fodern, wenn Friedrich standhaft bey seinem Willen beharrte.

Man erlaube mir nur ein einziges Wort über die standhafte Unerschrockenheit des Herrn Ministers von der Horst noch anzuführen. Als ihn der König zum Minister in Berlin machte, sagte die verwittwete Frau Herzoginn von Braunschweig zu dem Könige ihrem Bruder: Euer Majestät haben eine gute Acquisition an dem Baron von Horst gemacht? — Der König erwiederte: „Horst ist „ein ganz sonderbarer Mann; wenn ich ihm den „Kopf gewaschen habe, fodert er von mir eine „Audienz (*).“

25. Cap.

Ueber seine Sanftheit, Güte und Gelindigkeit. Ueber seine satyrische Gemüthsart, und ihre bösen und guten Folgen.

Groß und gut war Friedrich in allen Dingen wo Grösse und Güte nur irgend sichtbar ist. Er hatte auch ganz unstreitig, in seiner Organisation und in seinem Herzen etwas Sanftes und Mildes. Auch schon seine höchst sanfte und höchst liebenswürdige Stimme verrieth diese Milde, wenn man ihn

(*) C'est un homme bien singulier. Quand je lui ai lavé la tête, il me demande une audience.

ihn in Stunden sah und sprach, da er diesen Gefühlen seines Herzens Raum geben wollte und konnte.

— Jupiters Blitze fuhren aber auch aus seinen Augen. Dieß läugne ich nicht; aber im Moment nachher, ruhte auf eben diesen Augen die sanfte Klarheit des schönsten Abendhimmels. Ein kluger und geistvoller Spanier, der Ritter von Normandes spanischer Gesandter in Petersburg, sprach mir noch im vorigen Jahre in Hannover, von dieser erstaunenden Flexibilität in Friedrichs Physionomie, und in Friedrichs Seele. Auf dem Wege von Petersburg nach Versailles, war einst Normandes bey Friedrich in Sanssouci. Während der Audienz meldete man eilig einen Officier. Der König ließ ihn hereinkommen, sagte dem spanischen Gesandten er möchte bleiben, und gieng mit dem Officier in eine Ecke des Zimmers. Leise und ganz unvernehmlich, machte der Officier seinen Vortrag; leise und ganz unvernehmlich sprach der König mit dem Officier: aber mit einem Gesichte, sagte mir Normandes, als wollte Er, in diesem Augenblicke Himmel und Erde zermalmen und zertrümmern! — Der Officier ward entlassen; der König trat nun wieder zu Normandes, und gab ihm einige wichtige und Ihm sehr am Herzen liegende Aufträge für das französische Ministerium, mit einer Anmuth in Gesicht und Stimme, die Herr von Normandes mir nicht anders auszudrücken wusste, als mit diesen Worten: il avoit l'air aussi doux qu'une fille de joye à Paris.

Graf

Graf Mirabeau sagt in seinem berühmten Briefe an König Friedrich Wilhelm den Zweiten: „Friedrich erwarb sich die Bewunderung der Men„schen; aber niemals erhielt Er ihre Liebe.“ — Diese Worte scheinen hart. Aber Graf Mirabeau selbst hat sie auf die edelste Art in einer höchst vor„treflichen Stelle seines Werkes über die preüssische Monarchie zurückgenommen, oder gewiß auf eine völlig befriedigende Art erkläret. Wie erhaben und rührend ist diese Stelle: „Friedrich der Zweite „war dem Augenblicke nahe, die blutige Scene „des Don Carlos, oder die noch neüere Scene des „Czarowiz, an sich selbst zu erfahren. Er erhielt „Vergebung, aber er sah seinen Vertrauten ent„haupten: den Gefehrten seiner Flucht und seiner „Reise, den unglücklichen Catt, dem Friedrich, „wie man sagt, keine Thräne geg

önnet haben soll: „es sey, daß tiefer Schmerz sie zurückhielt, oder, „wie man aus seinem ganzen Leben schliessen „könnte, daß ihm die Natur zum Kopfe machte, „und ihm statt eines wenig empfindlichen Herzens „eine kraftvolle Seele gab? — Augenzeugen „haben mir jedoch hiervon das völlige Gegentheil „versichert. Kaum, sagten sie, erblickte Frie„drich seinen Freünd auf dem Blutgerüste, so bat „er ihn um Vergebung mit dem höchsten Ausdrucke „einer von Schmerz ganz zermalmten Seele. „Ohnmächtig und mit der Angst eines Sterben„den, sank er nieder, während dieser Hinrichtung. „Vorher hatte Er alles versucht, um Catt zu „retten; dem Throne wollte er in seiner Verzweif-

„lung

„lung entsagen, um das Leben seines Geliebten
„zu erhalten! Aber Blut verlangte der unbieg-
„same Monarch, der Katts Todesurtheil mit
„Grausamkeit hinschrieb; und Katt starb nicht
„ohne den Trost, die Thränen seines Freundes
„gesehen zu haben. — Ein unüberwindliches
„Gefühl zwinget uns dieser Tradition zu glauben.
„Mehrere flüchtige Anecdoten aus Friedrichs Le-
„ben haben mich schon lange überzeuget, daß er
„mit einem gefühlvollen Herzen gebohren, seinen
„Trieb zur Rührung und Milde bezwang, weil er
„sah, wie wenig oft ein Landesherr und ein Kö-
„nig gerühret seyn darf! — Nein, nie hatte eine
„unempfindliche Seele, Friedrichs Blick, Frie-
„drichs Zauberstimme, Friedrichs lebhafte und
„biegsame Imagination; und die Härte, die un-
„sere Schwachheit diesem grossen Manne vorwer-
„fen darf, ist vielleicht der schönste Triumph sei-
„nes hohen Geistes über die Natur (*).“

So spricht Mirabeau. — Wer kann ihn ohne Entzückung lesen, wenn er mit solchem Gefühle spricht, mit solcher Eloquenz, mit solcher Wahrheit? — Es schmerzt, wenn man sich gezwungen sieht, gegen einen so gefühlvollen Mann zu schreiben! Aber obgleich kein Mensch auf Erden sich da, wo man fest und mannhaft seyn muß, durch liebende und sanfte Gefühle beugen lassen

kann

(*) De la monarchie prussienne. Tom. I. pag. 90, 91, 92, 93.

kann und soll, so bezahle ich dennoch hier mit Freuden dem Grafen Mirabeau den Tribut, den kein gerührtes Herz einem gerührten Herzen versagt.

So gut und groß wie hier Graf Mirabeau von Friedrich spricht, so sprechen unzählige Menschen in Deutschland nicht. Und diese müssen es leiden: daß auch ich an Friedrichs Herzensgüte glaube; daß auch ich Ihn höchst liebenswürdig fand; daß auch ich sein Andenken nicht nur verehre wie es verehret seyn wird in allen künftigen Jahrhunderten; sondern daß ich mich gedrungen und gezwungen fühle, mitten unter allem diesem Widerspruche, mit Liebe über Ihn zu schreiben! Aber wie sind auch alle ächten Denkmäler seines Lebens und seiner Handlungen, voll von allem was den Gedanken von Tugend groß und liebenswürdig machet; voll von allem was ihr Eingang verschaffet bey den Menschen, voll von Zügen der holdesten Sanftheit, der größten Herrschaft über sich selbst, der äussersten Gutmüthigkeit, der liebreichsten Herablassung in die Lage von jedem Menschen, der höchsten Gelindigkeit, des herzlichsten Mitleidens, und des väterlichsten Hinsehens auf sein ganzes Volk?

Verunglimpfungen aller Arten hat man sich indessen nicht etwa nur in Frankreich und Oesterreich, sondern im Herz der preußischen Monarchie, in dem so mächtig erleuchteten Berlin, gegen Friedrichs Herz und Charakter erlaubt. Nie ward ein Privatmann von seinen giftigsten Fein-

den

den boshafter angeschwärzet, verläumdet und verstellet, als Friedrich der Grosse. Die Verläumdung ist hier schon in Erinnerung gebracht, daß er dem für Ihn enthaupteten Katt keine Thräne geweinet habe. Dieß sagten zwar seine Feinde. Aber auch seine Freünde schonten ihm nicht, und man weiß wie mancher von ihnen doch auch einen Stein nach ihm werfen wollte. Ein guter aber nicht gut unterrichteter Mann, beschuldigt Ihn zwar ohne alle böse Absicht und gewiß in der Unschuld seines Herzens, des Undanks; und hat Ihm öffentlich in Berlin nachgesagt: „er habe „nach seiner Thronbesteigung auch sogar das Betragen der Männer mißbilligt, die, den Befehlen seines Vaters zuwider, ihm seine Gefangenschaft in Cüstrin erträglich machten; und er sey „weit entfernt gewesen ihnen seinen Dank zu zeigen, da er ihnen gewöhnlich sein Vertrauen entzog.“ — Es ist wahr, daß Friedrich als König das Unternehmen seinem Vater als Kronprinz zu entfliehen mißbilligt hat; aber es ist höchst unwahr, daß er undankbar gegen diejenigen gewesen sey, die ihm seine Gefangenschaft in Cüstrin erträglich machten! — Der einzige Mann der ihm seine Gefangenschaft in Cüstrin erträglich machen konnte, war der Kammerpresident in der Neümark Herr von Münchow. Auch erhob Friedrich gleich bey seinem Regierungsantritt beyde Söhne dieses Herrn von Münchow in den Grafenstand, ernannte den einen zum Obersten und Generaladjutant; und bald nachher den andern, mit

allem Ansehn und aller Gewalt eines Vicekönigs, zum dirigirenden Minister in Schlesien.

Ebenfalls des größten Undankes will man Friedrich den Grossen durch die Anklage beschuldigen, daß er als König die Schulden nicht bezahlet habe, die er als Kronprinz machte. Friedrich bezahlte diese Schulden nicht gleich, um das Schuldenmachen der Prinzen seines Hauses dadurch zu verhindern. Diese Sorge lag ihm so sehr am Herzen, daß er noch in der Folgezeit durch ein eigenes Edict festsetzte: niemand, der einem Prinzen Geld geliehen, soll deswegen einen rechtlichen Anspruch auf diesen Prinzen haben. — Aber vor und nach dieser Zeit hat Friedrich alle Schulden bezahlt, die er selbst als Kronprinz gemacht, sobald er nicht glaubte, man habe ihn bey Ausstellung der Schuldscheine gröblich betrogen.

Durch den Wust unzähliger Beschuldigungen der Bosheit, des Neides und der Dummheit, den man überall gegen Friedrich den Grossen häuft, habe ich nur keine Lust mich durchzuschlagen. Es ist so äusserst widerlich und ekelhaft nichts als dummes Zeug und grobe Injurien aus witzig seyn-sollenden Schriften auszuheben und zu widerlegen. Anstatt dieser gemeinen Balgerey will ich lieber diesen grossen Verläumdeten darstellen wie er war; und dann bloß durch einfach erzählte Thatsachen seinen Feinden und Verläumdern sanft und stillschweigend die Köpfe zertreten.

Als

Als Friedrichs sterbender Vater, wahrlich kein sehr sanfter Vater, ihn zu sich rufen ließ, in seinen letzten Stunden: sah man ihn beym Weggehen, ausserordentlich gerühret, schluchzend und ganz in Thränen. Thränen, in solcher Lage, bedeuten die nicht mehr, als Thränen wie sie unser einer weinet? — Man lese auch nur seine freundlichen, herzlichen und zärtlichen Briefe an Suhm; und dann die im siebenjährigen Kriege geschriebenen Briefe an die alte Gräfinn von Camas, voll Sanftheit, Liebenswürdigkeit und Güte: und verkenne, wenn man kann, das Herz in Friedrichs Charakter.

Bey der fast übermenschlichen Kraft seiner Seele, blieben Friedrichs Privatneigungen doch immer sanft. Wo er nicht Held und König seyn mußte, war er so gerne Mensch. In der Musik, in der Mahlerey, in den Farben seiner Meublen sogar, liebte er das Milde, das Gefällige. Geschmack für die grosse wirkungsreiche italienische Mahlerey, hatte er bloß in seinem spätern Leben: aber er hatte immer Ekel und Abscheu vor dem Schrecklichen in Gemählden, in das so viele Damen verliebt sind! Friedrich sagte: das ist für Henker gemalt.

Er, der am Anfang der Schlacht bey Torgau zehn Grenadierbataillone, die nicht einmal Zeit gehabt ihr Gewehr abzufeuren, todt auf der Erde liegen sah ohne darüber zu erstaunen, war des Mitleidens in seinem Privatleben auf eine fast unglaubliche Weise fähig. Ein grosser und guter

Mann, der selige Moses Mendelssohn, hat mir in Hannover erzählet: man habe Friedrich den Grossen gesehen mit allen Zeichen der grösten Furcht und Angst, um Hülfe schreyen und seine Hände ringen, indem man unter seinen Fenstern in Potsdam allzuschwach sich bestrebte einem ins Wasser gefallenen Mädchen zu helfen. Wie sollte aber Friedrich solchen sanften und liebenden Gefühlen nachhängen, da zwey Drittel von Europa gewafnet, und nichts Kleineres als gänzliche Vernichtung drohend, gegen den Einzigen aufstanden, auf diesen Einzigen fielen? — Die Ehre seines Hauses, die Unsterblichkeit seines Namens, seine Rettung als alles für ihn verlohren schien und die östreichischen Generale schon glaubten Ihn zu haben, und dann nur immer vergassen Ihn zu nehmen: diess alles errang Friedrich nicht durch Sanftheit und gute Worte. Ein schwer verwundeter Löw reicht euch nicht freündlich die Pfote.

Der gute Mirabeau mag sagen, noch nie habe sich reine und unverfälschte Güte auf einem Throne gezeiget; er mag die vielen Millionen Thaler verachten, die Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege unter seine verarmten Unterthanen ausgetheilet hat. — Wenn aber kalte und herzlose Politiker behaupten, Friedrich habe diess hier gegeben um dann dort wieder desto mehr zu nehmen, o so behaupten sie eine grosse Absurdität: denn Friedrich, der Vater seines Volkes, warf unter unzähliche Arme vom Adel, in so viele Städte, Dörfer und Provinzen, für so viele Verheerungen, Brand-

schaden

schaden und Ueberschwemmungen, wahrlich alle diese Millionen nicht aus, um nur etwa bloß sein Capital auf gute Zinse auszulegen! — Unwiderlegbar beweiset Herr de Launay, daß das preussische Volk seinem Könige hundert Millionen weniger bezahlet hat, als es vor der Einführung der Regie bezahlt haben würde: anstatt hundert Millionen mehr zu bezahlen, wie der Herr Graf von Mirabeau behauptet. — Denn wenn man Steuren auf Brodt, Geräthe zum Gebrauch, Bier und andere Artikel, beygetrieben hätte ohne sie zu mässigen, so hätte man in zwanzig Jahren wenigstens hundert Millionen mehr bekommen. Das Volk hat aber diese hundert Millionen nicht bezahlt, und hat dagegen vierzig Millionen von Friedrich geschenkt erhalten, und tausend Gelegenheiten gefunden seine Indüstrie zum allgemeinen Besten zu verwenden (*).

Die Güte von Friedrichs ganzem öconomisch politischem Finanzsystem setzet Herr de Launay ganz ausser allen Streit, immer mit der edelsten Einfalt, immer mit Gewicht und Würde. Der Herr Graf von Herzberg erzählet in unvertilgbaren Denkmälern von Friedrich, was blindes Vorurtheil und stolzer Wahn nicht sehen will. Grosse Charakterzüge sammelte der berühmte Graf Gubert in sein unsterbliches Gemälde; und dieser sehr beredte und überall ins Grosse sehende französische Krie-

(*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 102.

ger hat alles was man von einem solchen Könige sagen muß. mitten unter dem ehmaligen Sclavenhaufen in Versailles eben so heldenmüthig gesagt als Friedrich es that. Dieß alles rühret und erhebet die Seele, wie mir deücht: denn überall sieht man in Friedrichs Verhalten wahre moralische Grösse, Züge des größten Edelmuths, der sublimsten Menschenliebe und Güte.

Güte des Herzens, und alles was sie mitbringet und wirket, ist doch, gesteht es nur, die höchste Seligkeit auf Erden! — Witz und Laune, und jede höhere Geisteskraft, geben einen höchst unvollkommenen Genuß, wenn sie nicht begleitet sind mit Güte. Niemand fühlte dieß besser und schärfer als Friedrich der Grosse. Eine erstaunende Menge von Zügen seiner himmlischen Herzensgüte, sind aufgehoben und erwiesen, sind jetzt allgemein bekannt, werden wiederhohlet von Mund zu Mund, werden unvergeßlich bleiben, in der Ewigkeit der Zeiten und in dem Ruffe grosser Dinge.

Kein gekröntes Haupt mit einer schönen Seele, würde nicht auch gerne so viel Gutes thun, als Friedrich. Aber nicht alle gekrönte Haüpter haben eben so viel Geld als Neigung zum Wohlthun. Friedrichs Ersparungen hatten, wie man weiß, keinen andern Zweck, als seinem armen Volke in Unglücksfällen und critischen Zeitlaüften zu Hülfe zu kommen. Aber was Friedrich auf seinem Throne konnte, das kann man nicht auf allen Thronen. Vor allzugrosser Neigung zum

Wohl-

Wohlthun, vor übermässiger Herzensgüte, muß darum auch niemand in der Welt sich mehr hüten als gekrönte Häupter. Menschenunvernunft geht nirgends so weit als im Bitten. So stockdumm ist vielleicht der Mensch in keinem Falle, wie in der Unbeschränktheit und Unermeßlichkeit seiner Foderungen, Anmassungen und Wünsche, wenn er einmal weiß oder wähnt, daß gekrönte Haüpter gerne geben, und gerne wohlthun.

Güte des Herzens ist indessen nirgends so anbetungswürdig wie auf Thronen, so jämmerlich man sie auch mißbraucht, und so leicht man sie auch vergißt, wenn sich der königliche Wohlthäter dem Grabe nähert. Friedrichs Grundsätze überwogen freylich zuweilen seine Güte; er ließ aus Gründen die im drey und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente angezeiget sind, wenigstens nicht immer und oft lange nicht merken wie gut er war. Er verschloß oft viele Jahre in seinem Herzen, die beste Absicht einem Manne von Verdienst zu helfen, ihn zu heben und ihn zu belohnen, und half ihm nicht und hub ihn nicht; aber dann kam er auch unversehens, und that weit mehr als man erwarten konnte und durfte. Er wußte auch gar zu wohl, wie viel mehr oft ein Monarch durch Furcht gewinnt als durch Liebe. Er verlangte die äusserste Anstrengung, den höchsten Diensteifer: denn er diente selbst dem Staate mit dieser Anstrengung, und mit diesem Eifer. Aber zu tief sah er in die menschliche Natur, um nicht zu wissen daß solche Anstrengungen durch Liebe, auf

die man in keinem Falle bey allen Menschen zählen kann, nicht so hervorgebracht werden, wie durch Furcht die jeder Mensch hat, unter einem solchen Gewaltzwange. Ein längst verstorbener Minister, der ihm viele Jahre gedienet hatte, gestand oft, er habe mit dem Könige unzähliche male über Geschäfte gesprochen, nie habe Er einen ungnädigen oder unhöflichen Blick auf ihn geworfen, und doch habe er jedesmal gedacht, wenn sich Friedrichs Thür vor ihm öfnete: heute komme ich vielleicht um Ehre, Amt, und alles menschliche Glück.

Viele Jahre hindurch war aber auch Friedrich der Freund von manchem Menschen der sich seines Todes freute. Kein Zeitpunct ist in Monarchieen für Menschenbeobachter so merkwürdig wie derjenige, da der Abend der einen Sonne kommt, und da der Glanz der andern dem Horizont sich nähert. Leute aus den höhern Ständen, die dem sterbenden Friedrich alles zu verdanken hatten, sah man in Berlin erblassen, wenn sie nur etwa hörten: Friedrich habe wohl geschlafen; oder wenn sie vollends befürchteten, die Motten möchten in ihre längst gekauften Trauerkleider kommen! — Wie empörte sich, wie glühte meine Seele, da ich solche Wetterhähne sah! Aber ich sah doch auch in Potsdam überzeugende Beweise von der Möglichkeit des edelsten Benehmens in dieser äusserst delicaten Lage. — Wenn in monarchischen Staaten ein Biedermann und ein Mann von Ehre sich der aufgehenden Sonne gefällig machen will; wenn

wenn er hoffen darf sich Achtung bey einem Thronfolger zu erwerben; o so sey dieß das untrüglichste Mittel: daß er mit allen seinen Kräften und Neigungen, mit aller seiner Redlichkeit und aller seiner Treü, sich dem Monarchen hingebe und aufopfere, der nun einmal noch die Krone trägt! — Aber eben bey solchen Veranlassungen, kommen am allermeisten die Köpfe der Hofleüte in Dissonanz. Die beständige Furcht in dem einen Falle entweder aus dem Sattel geworfen zu werden, oder in dem andern gar nicht in den Sattel zu kommen, macht sie doppelzüngig, und dumm. Adel der Seele, Festigkeit in Denkart und Gesinnungen, ist nicht Hofsitte. Hofluft ist immer ein wenig pestilenzialisch.

Das Hofwesen liebte Friedrich nicht. Er liebte einsichtvolle, thätige, und redliche Menschen. Redlichkeit galt ihm über alles. Den Abgang einer dieser Eigenschaften verzieh er aber doch, wenn die übrigen desto ausnehmender sich zeigten: denn nie wollte Er glauben, wie man aus dem drey und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente weiß: daß ein Mensch in allen Stücken und durchgängig ehrlich seyn könne! — Wenn aber irgend ein Mensch die gute Meinung betrog, die Friedrich übrigens von ihm hatte, so brach auch sein Mißfallen schnell hervor.

Bey unzählichen Vorfällen von der mannigfaltigsten Art, erfuhr man aber doch an Friedrich, die sprechendesten Beweise der höchsten Gelindigkeit und Güte.

Ein frappantes Beyspiel von Gelindigkeit und königlicher Herrschaft über sich selbst gab Er, nachdem er zum erstenmal die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben hatte, die nun in aller Menschen Händen ist. Die ganz vollendete aber noch nicht abgeschriebene Handschrift dieser Geschichte lag auf einem Tische über dem ein Kronleuchter hieng. Durch den Fehler eines Pagen fiel ein Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift, und brannte sie zu Asche. Der Page warf sich vor dem Könige nieder, um ihm dieses Unglück anzuzeigen. Friedrich antwortete weiter nichts als dieses göttlich grosse Wort: »also »schreibe ich diese Geschichte noch einmal!«

Sulzer hat mir diese Anecdote erzählet, die er wahrscheinlich von dem Marquis d'Argens oder von dem Ritter Mitchel hatte, und Herr von Lucchesini hat mir versichert, diese Anecdote sey wahr. Auch schrieb der König diese Geschichte noch einmal nachdem jenes erste Concept aufbrannte.

Rousseau erhob wegen einer sehr unähnlichen Anecdote, den Marschall von Türenne und seine Herrschaft über sich selbst. Einst lag dieser grosse Franzose, an einem schwülen Sommertage, im Nachtcamisol und in der Mütze, im Fenster seines Vorzimmers. Ein Küchenjunge der eben vorbey gieng, glaubte, dieser halbausgezogene Mensch sey sein College; schlich also hinter Ihm an, und gab Ihm mit der flachen Hand einen grossen Klaps auf den Hintern! Türenne wandte sich mit Heftigkeit um, und sah den Küchenjungen ganz ausser

sich,

sich, vor Ihm auf die Knie fallen. Ach Monseigneür, schrie der arme Junge, ich habe geglaubt, Sie seyen Georg der Sudelkoch! Türenne rieb sich den Hintern, und schrie mit der äussersten Gutmüthigkeit: wenn ich auch Georg der Sudelkoch gewesen wäre, so hättest du doch nicht so verteufelt zuschlagen sollen! — Dieser Zug von Türenne ist schön. Aber Friedrichs Gelassenheit, als er das Schicksal seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges hörte, ist erhaben.

Beyspiele von übermenschlicher Grosmuth und Milde, von Unterdrückung des höchsten Unwillens und des schmerzlichsten Verdrusses, gab Friedrich. Gelassen, großmüthig und nachsichtig war er bey unzählichen Vorfällen, wovon viele bekannt sind, aber auch einige begraben in Dunkelheit und Stillschweigen. Seinen Zorn hat er im siebenjährigen Kriege nicht gezeiget, wenn er auch, durch das üble Verhalten einiger seiner Generale, Festungen einbüßte und Schlachten verlohr. Äusserst kränkend für ihn war der Ueberfall bey Hochkirchen; er ward dem Versehen eines Generals beygemessen, der die am Abend vorher vom Könige erhaltene Befehle nicht befolgte. Mit der grösten Gelindigkeit gab Friedrich dem General dieß zu verstehen; aber der General grämte sich darüber, in kurzer Zeit, zu Tode.

Nicht mit solcher Gelassenheit trug er zwar die erste schreckliche Nachricht, daß eilftausend Mann seiner Truppen bey Maxen das Gewehr niederlegten. Der Generaladjutant der ihm diese

Hiobs-

Hiobspost überbringen sollte, bezeugte dazu keine grosse Lust. Herr von Catt, der Gesellschafter des Königs, übernahm dieses gefährliche Geschäft. Als er in das Zimmer trat, parodirte der König eben einige Verse aus dem Prediger Salomons und seinem Hohenliede. Er sah Catt nicht gleich, und fuhr fort zu schreiben. Als er geendigt hatte, sah er ihn, und nun erzählte Catt den Vorfall. Der König fuhr heftig auf! Er gieng dann seufzend, eine grosse Viertelstunde, umher in seiner Kammer; bezeugte in einemfort sein Erstaunen; und schien äusserst darüber betrübet, daß sich seine Truppen nicht lieber hatten in Stücken hauen lassen. „Sie können mir nicht helfen, sagte der „König zu Herrn von Catt, überlassen sie mich „meinen Gedanken. — Schnell muß ich mich „entschliessen, und wenn ich das Unglück nicht er„setzen kann, so will ich doch suchen es zu ver„mindern. Gleich will ich meinen Bruder Hein„rich kommen lassen, und mich mit ihm über diese „seltsame Begebenheit berathschlagen.“ — So viel weiß man aus einem gedruckten Briefe des Herrn von Catt an Herrn de Lavaux (*). — Nun ergriff der König seine Flöte; und der Prinz Heinrich kam, der den König gegen diese Stellung seiner Truppen bey Maxen scharfsinnig gewarnt hatte. Friedrichs erste Sorge war, Niedergeschlagenheit und Kleinmuth bey seiner Armee zu vermei-

(*) Vie de Frédéric. Tom. VI. pag. 382. 351.

vermeiden. Also verließ er gleich mit dem Prinzen Heinrich sein Haus, spazierte mit demselben eine Weile durch die Regimentsgassen unter Scherz und Lachen, und ließ sonach die ganze Armee das Gewehr ergreiffen. Der Feldmarschall Daun war indessen neügierig, wie sich Friedrich nach einer solchen Begebenheit benehme? — Um dieß zu sehen, kam er mit seiner ganzen Avantgarde. Friedrich war in Schlachtordnung; man canonirte sich stark von beyden Seiten. Daun wusste nun was er zu wissen verlangte, und so gieng er mit seiner Avantgarde zurück nach seinem Lager! — Für den gefangenen General von Fink, einen sonst verdienstvollen, tapfern, und thätigen General, dem ebenfalls wie dem Prinzen Heinrich geahndet hatte, was bey Maxen ihm begegnen könnte, hatte dieses grosse Unglück nicht die erwartete höchst üble Folge. Der König empfieng ihn freylich, wie dieß der General von Warnery erzählet, etwas sonderbar. Er ließ ihn zur Tafel einladen, betrachtete ihn in seinem Courzimmer rechts und links, von oben bis unten, ohne ein Wort mit ihm zu reden, gieng dann wieder in sein Cabinet, ließ ihm sagen, er sey aus Versehen zur Tafel eingeladen, und gleich darauf kam er in Arrest und vor das Kriegsrecht. Aber als Fink in dänische Dienste gehen wollte, wünschte ihm der König dazu viel Glück, und ließ ihm sagen, er halte ihn für einen grossen General (*).

Höchst

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. Hannover 1789. VIII. Theil. 61. 62. S.

Höchst gütig begegnete Friedrich dem General von Zastrow. Er commandirte in Schweidnitz, und ließ sich im Jahre 1761 diese Festung, bey Anbruch des Tages, von den Oesterreichern in drey Stunden nehmen. Nach strengem Rechte konnte dieser General für seinen Hals besorgt seyn: denn hätte er nur genug Patrouillen ausgeschickt, so musste nothwendig und durchaus Laudons ganzer Plan auf Schweidnitz fehlschlagen. Zastrow schickte indessen aus seiner Gefangenschaft dem Könige eine weitläuftige Vertheidigung, durch die er beweisen wollte: obgleich alles verlohren sey, so sey ihm dabey doch nicht die allergeringste Schuld beyzumessen. — Der König antwortete an Zastrow: „Also können sie sagen, wie König Franz „nach der Schlacht bey Pavia; alles ist verlohren, „ausgenommen die Ehre (*).“

Friedrich war für eine sehr lange Zeit von einem längst verstorbenen Manne umgeben, der im Kriege ihm mit der grösten Ehre, mit dem grösten Muthe, mit der grösten Besonnenheit in allen Fällen, mit dem grösten Verstande und mit dem glücklichsten Erfolge gedient hatte. Aber in Potsdam ward er ein Hofmann wie es bisweilen in der Welt Hofleute giebt, aus Geiz. Dieß machte den Helden klein. Er verzehrte äusserst viel Geld mit Weibern, und bediente sich der allerniedrigsten Kunstgriffe,

(*) Vous pouvés donc dire comme François I. après la bataille de Pavie: tout est perdu hors l'honneur.

riffe, um ſich Geld zu erwerben. Man hielt ihn
ür einen groſſen Favoriten des Königs, alſo für
inen äuſſerſt vielvermögenden und gefährlichen
Mann; und er ließ ſich dieſe Meinung, von gar
ielen Menſchen, auf das ſchändlichſte bezahlen.
Er ſpielte höchſt ſchlechte Streiche, brachte höchſt
nſchuldige Leute in groſſes Unglück; und einſt
ußte Er, auf Befehl des Königs, dreiſſig tau-
nd Thaler an unterdrückte Unſchuld bezah-
n! — Aus Schonung für dieſen Mann und
eine vermeinte Favoritſchaft, gab einſt der un-
lückliche und bedaurenswerthe Groſſcanzler von
ürſt, gar nicht aus üblen Grundſätzen, noch
eniger aus böſem Herzen, ſondern aus einer
nd um Throne und in der groſſen Welt ſo allge-
einen und ſo tiefgewurzelten Schwäche, ein Ur-
eil, das lange nachher in des Müller Arnolds
Sache, auf den König und den Groſſcanzler ſo
ewaltig gewirket hat. Alles was der vermeinte
ünſtling that, ſeinen ganzen Lebenswandel in Pots-
am, wußte der König vom Anfang bis zum Ende.
un kam noch eine groſſe Menge anderer ähnli-
er Fälle hinzu. So wie nun Friedrich insge-
ein verfuhr, wenn er glaubte, ein ſonſt in An-
hen geſtandener Mann habe ſeine Ungnade ver-
ent, ſo verfuhr er auch mit dieſem Manne. Der
roſſe und gute König, wollte einen Mann der
m mit ſo vieler Ehre gedient und den er ſelbſt
ſehr geehret hatte, nicht um ſeine Ehre brin-
n. Er ergriff alſo eine äuſſerſt kleine Veranlaſ-
ng, bey der er dieſem Manne ſehr derbe Ver-

weiſe

weise gab, wobey Er aber doch immer weiter nichts erwehnte als diese höchst unbedeutende Kleinigkeit. Der Mann bat nun um die Erlaubniß, sich auf einige Zeit entfernen zu dürfen; und einige Zeit nach seiner Entfernung, bat er um seinen Abschied, den ihm der König nicht verweigerte.

Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß ein König oft betrogen werden muß. Aber hart scheinen mir doch folgende Worte des berühmten Herrn Grafen von Mirabeau: „Friedrichs „thörichte Begierde alles selbst zu thun, sagt der „Herr Graf, machte ihn zu einem der betrogen„sten Könige von Europa; seine Raserey alle Ge„schäfte seines Königreiches in anderthalb Stun„den zu vollenden, machte jeden seiner Minister „zum unumschränkten Herrn in seinem Departe„ment (*).“

Dem Betruge kann der größte Mann in gar manchen Fällen, viel weniger entgehen, als ein ganz flacher und geistloser Mensch. Grosse Seelen sind immer gut, und gute Seelen handeln gar zu gerne groß. Wer Freude am Wohlthun hat, wird also gar oft nur deßwegen hintergangen, weil er den Gegenstand seiner Wohlthätigkeit nicht genug prüfet. Kein gekröntes Haupt auf Erden kann also wohl dem Betruge ganz entgehen. Aber höchst wahrscheinlich ward doch Friedrich nicht betrogen

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. I. pag. 119.

trogen wie so viele andere Könige, weil er gar äusserst wenigen Menschen durch und durch traute.

Es ist also doch wohl beynahe ein rasender Gedanke, wenn man behaupten und glauben darf: ein scharfsehender König, der sich alle Dinge und selbst Dinge von der geringsten Erheblichkeit durch Anfragen und Berichte vortragen läßt, werde mehr betrogen als solche Könige, die ihren Ministern alles überlassen. Unsinnig ist es wenigstens, zu glauben und zu behaupten: unter einem solchen Könige werde jeder Minister unumschränkter Herr in seinem Departement! — Friedrich hat mit seinem durchdringenden Auge alle seine Minister controllirt; häufig, wie mir der Herr Minister von der Horst versichert, verwarf er ihre Vorschläge, und unzähliche male gab er ihnen nicht nur derben Unterricht, sondern auch sehr scharfe Verweise. Was kann ein König und ein Mensch mehr thun, um sich vor Hintergehung in Hauptsachen zu hüten? — Der Herr Graf von Mirabeau giebt Friedrich dem Grossen täglich anderthalb Stunden Zeit, zu seinen Regierungsgeschäften. Aber mir hat der Herr Minister von der Horst versichert: der König habe ungefehr diese Zeit mit seinen Cabinetssecretairen verwendet, wenn nicht erhebliche Dinge vorfielen, fast die ganze übrige Tageszeit hingegen sey offen gewesen zu Untersuchung, Lesung von Particularvorstellungen, und allen nur erdenklichen Geschäften.

Gar zu oft beurtheilt der Herr Graf Mirabeau Friedrich den Grossen, nach dem Schnickschnack von seichten Höflingen, Aufklärern, Stallknechten und Küchenbedienten. Volksmährchen ohne Maaß und Zahl ließ er sich in Berlin aufheften; und diese sind nur gar zu oft die Archive, aus denen dieser grosse und gewaltige Schutzgeist der berlinischen Aufklärung sein Licht schöpfet. So sagt er, zum Exempel: „ein Cassirer des Generals von Wartenberg stiehlt achtzig tausend Thaler. Der General berichtet dieß dem Könige, und erwartet „seine Befehle. Friedrich antwortet: er könne und „müsse sich mit dieser Sache nicht abgeben, aber er „sey völlig entschlossen diese Summe nicht zu verlieren. Wartenberg versteht dieses Gewäsche; „er versammelt alle Lieferanten, sagt ihnen, sie „müssen sich zur Erstattung dieser achtzig tausend „Thaler vereinigen, oder auf immer ihre Lieferungen verlieren. Die Lieferanten fluchen, schreyen, „klagen, und bringen das Geld. Wartenberg „schreibt dem Könige, die achtzig tausend Thaler „seyen in Casse. Friedrich antwortet ihm sehr „strenge; und schliesset seinen Brief mit diesen „Worten: dieß sey das lezte mal daß Er ihm verzeihe (*).“

Nicht nur ist diese Geschichte nicht wahr, sondern sie ist nach der preussischen Verfassung unmöglich.

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II. pag. 129. 130.

lich. Jede preußische Hauptcasse wird alle vierzehn Tage visitirt; und der vorgesetzte Minister, President, oder General muß dafür haften daß dieses geschehe. Ein Cassirer kann daher nicht mehr Gelder entwenden, als bey der Hauptcasse in vierzehn Tagen eingehen; und nie hatte Wartenbergs Montirungscasse, in einem ganzen Monat, auch nur funfzig tausend Thaler an baarem Gelde einzuheben; mit den Generalbeständen des ganzen Wartenbergischen Departements hatte der Hauptcassirer auch nichts zu thun. An dieser ganzen Geschichte ist weiter nichts, als daß einmal ein Cassirer mit einigen tausend Thaler davon gieng; und diese wurden gleich durch seine Bürgen ersetzt.

Friedrich war zuweilen in Baurechnungen betrogen wie man glaubt, weil er verschiedene Baumeister gebrauchte die nicht einmal unter dem Generaldirectorium standen. Zuverlässig ward er auch in seinem Cabinet betrogen. Die Treulosigkeit des geheimen Cabinetsraths Galster war dem Könige durch den Herrn Minister von der Horst entdecket und bewiesen. Galster ward cassirt und kam nach Spandau. Er hatte da schon eine Zeitlang gesessen, wo er verschiedene Zimmer bewohnte, und täglich auf dem Walle herumgehen konnte, als sein Bruder folgenden schönen und rührenden Brief an den König schrieb: „Ich bin der Bruder des „unglücklichen Galsters, dessen Vergehungen Ew. „Majestät mit Recht strafen; dem ich aber fast „mehr zu verdanken habe als meinem Vater! Ich

„stehe im Magdeburgischen als Prediger auf einem „kleinen Dorfe, Altenplaten genannt; und habe „sieben lebende Kinder, bey meiner Einnahme die „nicht hinreicht sie zu unterhalten. In seinem „Wohlstande that dieß mein Bruder reichlich. „Anjetzt hätte ich Gelegenheit mich dankbar zu er„zeigen, da ich zu einigen Mitteln gekommen bin. „Mein Bruder ist alt, arm, krank, und gefan„gen. Schenken mir doch Euer Majestät diesen „elenden Mann, damit ich ihn könne zu mir neh„men und als Bruder verpflegen." — Der König ward durch diesen Brief bewegt, und antwortete dem Prediger Galster: „Ich gebe euch euren Bru„der los, so wie ihr mich darum gebeten habt; „und da ihr sagt, daß er arm ist, so habe Ich „ihm eine Pension von fünfhundert Thaler zuge„legt. Er soll aber bey euch und in eurem Bezirke „bleiben, weder an mich schreiben noch auswär„tige Correspondenz führen. Handelt er hierwi„der, so kommt er auf Lebenslang nach Span„dau."

Fast unglaubliche Dinge geschahen auch zuweilen von Officieren aus der Armee des Königs. Hieher gehöret die Geschichte des preußischen Ingenieurmajors la Villette, eines Franzosen von Geburt, dessen noch sehr viel weiter reichendem Complot ich aus allen nöthigen Originalien und Actenstücken kenne. Dieser Major verpflichtete sich gegen das französische Ministerium die Plane aller preußischen Festungen nach Versailles zu schicken. Man bezahlte ihm zweyhundert und funf-

zig neüe Louisd'or für den Plan von Magdeburg, und verhältnißmässig weniger für die Plane der übrigen Festungen. Da es aber diesem Verräther nicht möglich war so viele Plane einzuschicken als man haben wollte, behalf er sich mit seiner Imagination, berichtete was man gerne hörte, und verschönerte die Wahrheit mit Lügen. Er erfand also für den französischen Hof, Plane von preüssischen Festungen, die nie existirt haben; umgab die elendesten kleinen Städte, die er nannte und die kaum Mauren hatten, mit den prächtigsten Fortificationen; und für jeden dieser Plane erhielt er funfzig neüe Louisd'or. Diese ganze Verrätherey ward auf eine mir bekannte Art entdeckel, und der, talentvolle la Villette ward nicht etwa in der Stille gehenkt, sondern nur ganz leise weggejagt.

Schrecklich ist die Geschichte des in Spandau enthaupteten Färber, die aber Herr Denina so erzählet (*), daß man derselben hier noch einiges beyfügen kann. Färber, Sohn eines Bürgermeisters in Dantzig, preüssischer Hofrath und vormals Agent in Dantzig, lebte nun wieder in Berlin, machte da viele gute und geschwätzige Bekanntschaften, von denen er alles erfuhr was bey Hofe vorgieng. Er lebte von einer Histoire secrete de la Cour de Berlin, die er auswärtigen Höfen für Geld mittheilte. Je mehr scandalöse Anecdoten er von dem König in Preüssen erzählte, desto reichli-

 cher

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 126. 127. 128.

cher hoffte er, werde man ihn belohnen (*). Endlich da dieß alles seiner Habsucht nicht hinreichte, verfiel dieser talentvolle Mann auf einen höchst thörichten und infamen Gedanken. Er wollte Vergiftungen des ganzen königlich preußischen Hauses an Höfe vorschlagen, die solche Schandthaten mit der höchsten Indignation verworfen hätten, und gestand auch dieß in den Proceßacten, die aber Friedrich nicht öffentlich bekannt werden ließ. Förder ward durch einen völligen Criminalproceß gerichtet, und zu einer noch härteren Todesstrafe verurtheilt; aber der König milderte diese Todesstrafe. Was Er sodann gegen Förders nachgelassene Witwe, und besonders gegen ihre einzige Tochter that, kann ich als einen rührenden Beweis von Friedrichs Großmuth und Menschenliebe hier nicht verschweigen. Friedrich ließ dieses unmündige Kind anständig erziehen, und erklärte sich zu dessen Obervormund. Durch richtige Berechnung und Ersparung eines kleinen Vermögens, ward diesem Kinde ein Brautschatz gesammelt, der sich über sechszehn tausend Thaler belief; und da sie sich in der Folge an einen jungen Beamten, auf des Königs Anrathen, verheurathete, gab der König diesem Beamten eine ansehnliche Pachtung.

Ein Franzose, oder auch vielleicht nur in einer erzfranzösischen Hülle versteckter Deutscher, hat irgendwo

(*) Plus il disoit de mal du Roi de Prusse, plus il espéroit d'être recompensé sagt Herr Denina ebendaselbst. pag. 117.

irgendwo gesagt: wenn Friedrichs Interesse verletzet ist, dann strafet er nicht, er rächet sich (*). Dieß ist die allerschändlichste Verlaümdung. Nie ward Friedrichs Interesse mehr verletzet, nie ward demselben ein grösserer Schaden zugefüget, wie durch einen Mann den ich schon genannt habe; und Friedrich vergab ihm.

Alle diese Züge von Friedrichs Sanftheit, Güte und Gelindigkeit, verdienen auf die späteste Nachwelt zu kommen. Ohne Liebe für Ihn kann man sie nicht erzählen, kann man sie nicht lesen. Indessen hat man doch gesagt: „dieser höfliche „und sogar furchtsame König, dieser grosse Reve„renzenmacher, konnte ohne alles Bedenken, an „seiner Tafel seinem Witze, Opfer abschlachten. „Er fragte Damen, wie sich ihre unehlichen Kin„der befinden; er sprach mit Prinzen, die nie ei„nen Flintenschuß sahen, von ihren Siegen. Es „ist doch niederträchtig, Menschen auf eine solche „drückende Art zu beschämen, die weder antworten „können noch sollen (**).“

 Ein

(*) Frédéric le grand. pag. 11.

(**) Ce Roi poli, timide même, grand faiseur de révérences, ne se fit aucun scrupule d'immoler à sa table des victimes. Il a demandé à des femmes des nouvelles de leurs batards, a parlé de leurs victoires à des Princes qui n'avoient jamais vû tirer un coup de fusil. Il y a une espèce de lacheté à accabler ceux qui ne peuvent ni ne doivent répondre. *Frédéric le grand.* pag. 188. 189.

Ein unpartheyischer Geschichtschreiber muß gestehen, Friedrich sey an seiner Tafel, in seinen Scherzen, oft hart gewesen und beleidigend. Diese Stunden betrachtete er wie Saturnalien, wo jeder frey sagen konnte was er wollte, und wo Er es selbst niemals übel nahm, wenn der von ihm angegriffene Theil sich aufs beste vertheidigte. Aber daß er gegen Damen beleidigend gewesen seyn soll, widerleget sich schon dadurch, daß, zumal nach dem siebenjährigen Kriege, niemals Damen an der Tafel des Königs zugegen waren, wenn er nicht mit der Königinn, oder einigen Prinzessinnen seines Hauses speisete. Dieß geschah in Berlin gewöhnlich alle Sonntage. Bey kleinen Abendmahlzeiten waren die Gemahlinnen des Prinzen Heinrich und des Prinzen Ferdinand, und die Prinzessinn Amalia, insgemein zugegen; und in allen diesen Fällen herrschte immer der anständigste, feinste und edelste Ton an der Tafel des Königs, wie mir häufig von gegenwärtig-gewesenen Herren und Damen erzählet ist. Und Friedrich, der nie mit Anmassung von seinen eigenen Siegen und Feldzügen sprach; der äusserst selten Kriegsvorfälle erwehnte, als bloß mit seinen eigenen Generalen und Officieren, oder bloß mit fremden Militairpersonen von hohem und glänzendem Geiste, wie der Graf von Güibert und der Fürst von Ligne: ein solcher grosser Mann soll an seiner Tafel, mit Prinzen die nie kein Pulver rochen, von ihren Siegen gesprochen haben? — Nur ein Franzose oder Deütscher von der niedrigsten Art, wie der mir unbe-

unbekannte Verfasser ist, den ich jetzt vor mir habe, kann sich erdreisten solche Lügen auszukramen, ist unverschämt genug gar noch hinzuzusetzen: Friedrich der Grosse sey im Umgange furchtsam gewesen! — Vermuthlich fand dieser windige Schriftsteller in Friedrichs Gesprächen, wenn ja Friedrich jemals mit einem solchen Menschen gesprochen hat, nicht die Arroganz die so mancher elender Franzose unter seinem Gewaltsauge sich erlaubte.

Solche Franzosen glaubten wie mancher deutscher und schweitzerischer Schulmeister, man könne sich Friedrich dem Grossen auf keine andere Weise nähern als durch witzige Einfälle! — Aber solche Vorstellungen beweisen nichts als den gänzlichsten Mangel von Welterfahrung und Menschenvernunft, nichts als die Stockdummheit witzigseynwollender Gecke, denen Friedrich auf den ersten Blick die Thüre gewiesen hätte. Schaale Köpfe, die die Unverschämtheit hatten mit Plattitüden oder Wortspielen sich diesem grossen Manne zu nähern, fertigte Er derbe ab, oder er kehrte ihnen auch ohne Antwort den Rücken.

Friedrich ward in seinen lezten Lebensjahren insonderheit und am allermeisten von jungen Franzosen mit Plattitüden verfolget, eben darum weil sie nicht mehr Vernunft hatten als jene Schulmeister. Allen Glauben überstieg oft, wie mir Herr von Lucchesini versichert hat, die Vermessenheit dieser jungen Franzosen. Einen Abend erzählte der König an Lucchesini: „Heute ward mir ein fran„zösischer Officier presentirt. Ich fragte: de

 „quel

„quel régiment êtes-vous? Er antwortete: Sire, „du régiment de Roussillon autrement nommé „Trousse-cotillon!! — Votre serviteur, er„wiederte Ich, gieng hinaus, und ließ den Narren stehen.“

Seiner Würde vergab Friedrich nichts, auch nicht einmal in Sachen von Etikette. Zwey Kammerherrn des Pabstes, baten bey ihm durch den General von Lentulus um eine Audienz. Der König ließ ihnen die Zeit wissen. Aber Lentulus hatte entweder den König mißverstanden, oder er wollte höflicher seyn als der König, und setzte also hinzu: der König wolle, daß man die Kammerherren des Pabstes in seiner Equipage abhohle. Königliche Equipage hatte nun freylich mancher Fremder in Potsdam; aber diese Equipage bestand in einer Kutsche aus dem königlichen Stall, die etwas schlechter war als eine gewöhnliche Miethkutsche, und aus zwey königlichen Pferden, mit denen man leicht ausserhalb Potsdam im Sande stecken blieb. Doch auch nicht in einer solchen Equipage, sondern in gar keiner, sollten nach der Meinung des Königs die Kammerherren des Pabstes abgehohlet werden. Zum Unglücke verstand aber der Bediente des Königs den General von Lentulus eben so unrecht als Lentulus den König. Man nahm also einen der prächtigsten königlichen Leibwagen, bespannte ihn mit sechs stolzen Pferden, hohlte so die Kammerherren des Pabstes ab, und fuhr, in diesem Staate vor das Schloß zu Potsdam! Der König war eben am Fenster, und sah die zwey

Italiener

Italiener triumphirend ankommen. Wer ist das, fragte der König? Es sind die zwey Kammerherren des Pabstes. Der König ärgerte sich entsetzlich über diesen dummen Streich, und befahl, den Augenblick solle man den Wagen wegfahren lassen, statt dessen einen gemeinen Miethwagen mit zwey Pferden hohlen, und diesen den zwey Kammerherren des Pabstes vor das Schloß hinstellen. Beym Weggehen von der Audienz des Königs, waren die zwey Kammerherren des Pabstes wie versteinert, als sie statt der prächtigen Leibkutsche des Königs, da einen lüderlichen Miethwagen sahen! Sie erkundigten sich nach dieser ihnen unerklärbaren Begebenheit, bey einem Bedienten des Königs? Dieser sagte ihnen: es sey eine alte Etikette am preussischen Hofe, daß Kammerherren des Pabstes, in möglichst prächtiger Equipage zur Audienz gefahren werden, und in einem Fiacre wieder zurück.

Nicht leicht konnte der König bey Tafel einen witzigen Einfall verhalten, und seine Erzählungen würzte er da sehr oft mit comischer Kraft und comischem Salze. Einst kam er in Gegenwart des Freyherrn von Edelsheim, der sein Gesandter in Paris, Wien und Hannover gewesen ist und der mir diese Geschichte erzählet hat, bey Tafel, auf die grosse Liebe, die vormals die medicinische Zunft, zum äussersten Nachtheil ihrer Kranken, für die eingeschlossene Luft in Krankenstuben hatte; aber ich dürfte fürwahr, diese Geschichte hier nicht erzählen, wenn sie sich nicht lateinisch endigte!

»Kayser

„Kaiser Leopold, sagte der König, hatte ein star-
„kes Fieber; und weil man in jenen Zeiten für Fie-
„berkranke nichts so gefährlich hielt wie Luft, ward
„sein Zimmer hermetisch verschlossen, und jedem
„Lichtstrahl der Zugang versperrt. Nun kam, an
„einem sonst sehr schönen Morgen, der kaiserliche
„Leibarzt, auf dessen dumme Verordnung dieß
„alles geschah. Lange konnte er des Kaisers Bett
„nicht finden. Endlich gelangs. Aber nun war
„der Herr Leibarzt in grosser Noth, wie und wo
„er, den Arm des Kaisers finden solle, um den
„Puls zu fühlen. Er betastete sehr bedächtlich,
„die Bettdecke, das Bett, und den Kaiser: mit
„dem sichs jetzt nicht sprechen ließ, denn er war
„ein sehr gravitätischer Mann. Endlich gelang
„auch dieß; und der Herr Leibarzt glaubte: nun
„habe er den Arm des Kaisers! — Er zählte also,
„höchst aufmerksam, und mit zusammengekniffenem
„Gesichte, die Pulse. Aber der Kaiser, über die-
„sen unverschämten Mißgriff erstaunt, brachte mit
„der höchsten Würde, den dummen Leibarzt aus
„seinem Irthum, indem Er pathetisch, bedächtlich
„und langsam, zu diesem Esculap sagte: hoc est
„membrum nostrum imperiale sacro-caesa-
„reum!"

Herr Schöning, vormals Friedrichs erster Kammerdiener und nun geheimer Kriegesrath in Berlin, versichert mir in den Anmerkungen womit er meine erste Schrift über Friedrich den Grossen beehret hat: er habe den König diese Mähre von Kaiser Leopold, mehr als einmal bey Tafel erzäh-
len

len gehöret. Bloß darum bin ich so frey dieselbe hier auch wieder zu erzählen.

Froh und heiter war der König fast gewöhnlich bey der Tafel, wenigstens so lange er noch gut verdaute. Alle seine Sorgen schien er da zu vergessen; alles belustigte ihn, und Er selbst war auch höchst unterhaltend. Indessen widerfuhr doch auch zuweilen, daß alle Generale an seiner Tafel einschliefen, weil er gerne da lange sitzen blieb. Friedrich der Etikette und Zwang von seiner Tafel verbannte, nahm dieß im geringsten nicht übel. Einer seiner Minister und Tischgenossen hat mir erzählet, daß einst der Generallieutenant von der Infanterie, Herr von Bülow, bey der Tafel eingeschlafen war, und auf einmal, als wenn er commandirte, mörderlich schrie: marsch, marsch, vorwärts! — „Das ist ein braver Mann, sagte „der König: denn auch im Schlafe denkt er an „seinen Beruf.“

Gelinde nahm dennoch Friedrich jede mehr und weniger gute Antwort auf, so wahr es auch übrigens ist, daß er sich bey Tafel zumal, manchen beleidigenden Scherz erlaubte, und nicht immer erwog, daß manches eben dadurch schmerzet, weil es ein König sagt. Aber freylich vergolt man Ihm dann auch zuweilen Sarcasmen mit Sarcasmen.

Eine Windmühle, die ihm sehr mißfiel, stand dichte über der Orangerie zu Sanssouci. Er ließ darum dem Besitzer sagen, er verspreche ihm ein

sehr

sehr beträchtliches Geschenk an Gelde, und an einem andern Orte drey sehr schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe dem König diese Windmühle abzustehen. Trotzig und naiv erwiederte der Windmüller: meine Windmühle hat mich und meine Kinder schon lange ernähret, und ich habe auch da eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner Windmühle leben und sterben! — Mit dieser Antwort begnügte sich der König, und der Müller behielt seine Mühle.

Einige Zeit nachher gieng er, mit einem seiner Günstlinge, im Garten zu Sanssouci spaziren, sah nach dieser Windmühle und sagte: „mich ärgert daß dieser Kerl mir seine scheußliche Windmühle nicht hat abstehen wollen?“ — Der Günstling wußte, in welchem Uebermaß der König Vergoldungen liebte, und erdreistete sich zu antworten: lassen Euer Majestät diese Windmühle vergülden. — Friedrich antwortete nichts auf diese Impertinenz.

Herzlich lachte er aber, als er einst einem seiner Baumeister (einem Holländer) sagte, Herr, er ist ein Esel; und dieser Esel ihm erwiederte: das muß ich seyn, um alles zu tragen was mir Euer Majestät aufladen.

Herr de la Touche, französischer Gesandter in Berlin, mochte wissen, daß diese schöne Stadt in ihrem grossen Umfange auch Wiesen und Felder enthielt. Darum erwiederte er dem Könige, als dieser ihm sagte: „wenn ich die Plane von Paris

„mit

„mit den Planen von Berlin vergleiche, so deucht „mir, Berlin könnte wohl so groß seyn als Pa„ris?“ Ja, Sire, aber man erndtet nicht in Paris (*).

Ein vortreflicher Staatsminister Friedrichs, war der Freyherr von Münchhausen, sein Minister im geistlichen Departement. Noch freue ich mich, daß ich das Glück hatte diesen seltenen Mann zu kennen, und oft in Berlin in seinem Hause zu sehen. Er besaß eine ausserordentliche Gelehrsamkeit, und einen durchdringenden Scharfsinn; er war ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit, und von grosser Kraft des Charakters, die zumal gegen den König oft Widerstehungskraft ward. Aber Münchhausen blieb doch Minister bis an seinen Tod. Mündlich hatte er zwar wenig Gelegenheit mit dem König zu sprechen, denn er sah ihn, wie manchen andern seiner Minister wenig; aber schriftlich sprach er desto mehr, und desto dreister mit dem Könige. Friedrich hielt Münchhausen für einen Mann von unbiegsamer Liebe zur Gerechtigkeit (**). Seine Vorstellungen thaten fast jedesmal unfehlbare Wirkung. Hatte der König Zweifel über die Gerechtigkeit einer Sache, so mußte in allen Fällen wo er mit völliger reiner Wahrheit die gerechteste Entscheidung verlangte, alle-

(*) Oui Sire, mais on n'y fait pas la moisson.

(**) Er sagte oft, c'est un homme d'une justice inflexible.

allemal Münchhausen die Sache untersuchen. Gleichwohl glaubte er doch einst, Münchhausen verschiebe, aus Hang zum Pietismus, die Vergebung der Abtey Klosterbergen bey Magdeburg. Höchst unbillig war dieser Verdacht: denn Münchhausen war ein Mann von aufgeklärter Frömmigkeit, und kein Schwärmer. Dessen ungeachtet äusserte ihm einmal der König bey Tafel seinen Verdacht, und quälte diese männliche Seele lange und mannigfaltig mit Spottreden. Münchhausen beantwortete alle diese Spottreden, schnell, kurz, und trocken. Endlich sagte der König: Herr von Münchhausen, sie sind wohl ein Herrnhuter? — Nein, Ihr Majestät, erwiederte der äusserst beleidigte und aufgebrachte Minister; aber ich bin ein Cavalier? — Vielleicht war diese Antwort, die Münchhausen seinem Freunde dem Herrn Sulzer erzählet hat und Sulzer mir, die keckste Antwort die Friedrich jemals erhielt.

*

Keck waren insonderheit auch alle Antworten eines ganz andern Mannes, des Obersten Quintus, von dem ich im sechsten Capitel dieser Fragmente vieles erzähle. Einst scherzte der König, bey Tafel, etwas hart über die Freybataillone, und sagte gerade heraus: sie bestehen aus lauter Dieben! — Quintus verlangte, der König möchte ein Exempel anführen das ihn angehe? — Der König fragte: »ist denn nicht in Hubertsburg treflich gestoh»len?« — Ja, sagte Quintus, aber ich stahl da doch nur für denjenigen der mir dazu seinen gnä-

digen

digen Auftrag gab, und kaum gewann ich dabey meine Gebühren (*).

Eben so gut, und feiner, antwortete gewöhnlich der Abt Bastiani. Hieher gehöret eine bekannte aber ihrer nicht bekannten Folgen wegen höchst merkwürdige Anecdote. Einst hatte Friedrich diesen guten Mann bey Tafel in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, mit seinem Pabstthum wirklich übermässig gequälet. Am Ende fragte er ihn noch: „Bastiani, ich setze sie „wären Pabst, und der kleine Marquis von Bran„denburg näherte sich ihrem Throne, um ihren „Pantoffel zu küssen — wie würden sie mich als„dann empfangen?“ — Bastiani antwortete dem Könige: ehrerbietig würde ich aufstehen, Eürer königlichen Majestät entgegen gehen, und diese demüthige Bitte thun. Allmächtiger Adler! decke mich mit deinen Flügeln, aber verschone mich mit deinem Schnabel (**).

Diese unvergleichliche Antwort wirkte vortreflich; von diesem Augenblicke an, neckte der König den guten Bastiani nicht mehr, und begegnete ihm an seiner Tafel höchst freündlich. Aber ich muss unzählige Dinge dieser Art übergehen, weil der Stoff

(*) Oui Sire, mais je n'ay volé que pour les interets de mon gracieux Commettant, et à peine en ay-je retiré mes droits de commission.

(**) Aigle tout puissant! Couvres moi de tes ailes, mais epargnes moi tes coups de bec.

Stoff zu dieser Geschichte zu reich ist, wenn ich auch alles zur Seite lasse, was man in Büchern liest.

Keinen Schaden thaten freylich dem Könige diese Sarcasmen, die er seinen Gesellschaftern, seinen Officieren, seinen Ministern, und überhaupt, allen seinen Unterthanen anbot. Aber die Sarcasmen auf die Kaiserinn Maria Theresia, auf die Kaiserinn Elisabeth von Rußland, auf die Madame de Pompadour, auf den Cardinal von Bernis und selbst auf den Grafen von Brühl, hatten schreckliche Folgen! Den Cardinal von Bernis hatte er übrigens bloß seiner Verse wegen ein wenig verlachet; aber Dichterrache ist auch wüthiger als Ministerrache.

Ueberaus sonderbar und höchst merkwürdig in der Geschichte Friedrichs, ist die Geschichte seines für alle Könige in Europa höchst beleidigenden Briefes an den König von Sardinien. Dieser König war damals alt und abergläubisch, und hatte schon lange die Lust zum Kriege nicht mehr, durch die er sich in bessern Jahren so vielen Ruhm erwarb. Was nie keine Satyre gewirket hat, wirkte dieser Brief auf den König von Spanien.

Friedrich hatte wahre Hochachtung für den alten König von Sardinien. Dieß bezeugte er ihm in diesem Briefe, worinn er sich über die Begebenheiten der Zeit lustig machte, mit einigen Ausnahmen sehr viel Böses von den damaligen Weltbeherrschern sagte, und endlich sogar in diese Worte ausbrach: „Hätte ich nicht die Ehre gehabt

„der

„der Zeitgenosse Euer Majestät zu seyn — so würde „ich mich noch in der andern Welt schämen, daß „ich in unsern Zeiten König war.“

Dieß war nun freylich ein Ausguß der bittersten Laune. Aber dem König von Sardinien ward es unmöglich, etwas für ihn so schmeichelhaftes zu verbergen. Man streute also in Turin aus: der König in Preussen habe an den König von Sardinien einen Brief geschrieben, der über politische Gesinnungen und Dinge besondere Aufschlüsse gebe, und zumal für die Bourbonischen Höfe sehr interessant sey! — Augenblicklich waren die Herren vom Corps diplomatique hinterher, um sich Abschriften dieses Briefes zu verschaffen. Leicht erhielten sie diese Abschriften; und augenblicklich flogen auch diese Abschriften nach Versailles und Madrid.

Ludewig der Funfzehnte verlachte den Brief, und sagte: „Ich habe nie den Ehrgeitz gehabt, ein „grosser König zu seyn (*)!“

König Carl der Dritte von Spanien nahm hingegen diesen Brief bitterlich übel, und auf eine für Ihn höchst ehrenvolle Art. Er berief alle seine Räthe zusammen, und fragte sie: „Hat denn auch „eigentlich dieser König in Preussen, durch so grosse „und in andern Ländern so ganz unnachahmliche „Dinge, den Ruhm des grösten Königs in „Europa sich erworben, und so, daß kein an-

(*) Je n'ay jamais eu l'ambition d'être un grand Roi, moi!

„derer König hoffen darf es ihm nachmachen zu „können?“

Die Dons antworteten: der König in Preussen hat den Ackerbau befördert; hat grosse Fabriken angelegt; hat Canäle zur Schiffart und Abtrocknung ganzer Gegenden in seinem Lande gezogen; hat die Armee und den Kriegesdienst auf den besten Fuß gesetzet; und die Justiz und Gesezgebung in Ordnung zu bringen gesucht.

Nun regte sich der Geist der Nachahmung bey Carl dem Dritten. Er machte augenblicklich, für alle Ecken von Spanien, die besten Verordnungen zur Verbesserung des Ackerbaues, und zur Vermehrung der Population. Die Arbeit in der Sierra Morena ward verdoppelt. Eine gewaltige Catun und Leinwands Druckerey ward in Barcelona angelegt; und diese war in der That, für die Beschaffenheit des Landes und die Bedürfnisse der Einwohner von der grösten Erheblichkeit. Der grosse und in ganz Europa berühmte Canal von Murcia ward angefangen, und diese Arbeit dauert noch immer fort. Zur bessern Regulirung der Landmacht und der Seetruppen, ward mit dem grösten Eifer überall gearbeitet; zumal nahm der König von Spanien den grösten Bedacht auf die Einrichtung einer treflichen Flotte, denn darinn hoffte Er gewiß den König in Preussen, der keine Flotte hat, zu übersflügeln. Endlich ward auch eine Junta ernannt, zur Verbesserung der Gerichtsordnung und der Gesetze.

Ein vornehmer und grosser Mann, der mir im vorigen Winter diese Geschichte im Haag erzählte, und mir erlaubte davon Gebrauch zu machen, mit dem Bedinge daß ich Ihn nicht nenne, sezte noch diese merkwürdigen Worte hinzu: „eine „Medaille sollte man über diese Begebenheit aus „Friedrichs Leben schlagen, mit der Ueberschrift: „ridendo simulat Reges."

26. Cap.

Ueber seine Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden und Schmähschriften. Ueber seinen Hang groß und gut zu handeln, und dann doch alle Menschen glauben zu lassen, Er handle schlecht.

Friedrich war gewiß nicht gleichgültig über das, was einst die Nachwelt von ihm sagen werde: dieß kann und darf auch kein König seyn, der auf seine Ehre und auf die Wohlfart seines Reiches nur einigen Werth sezet. Aber unaussprechlich gleichgültig war Friedrich über Urtheile, Schmähschriften, und Nachreden ihm übelwollender und dabey von seiner Denkart und von seinen Gesinnungen gar nicht unterrichteter Leute.

Nirgends gieng die Freyheit und die Frechheit von Friedrich dem Grossen übel zu reden, weiter

als in Potsdam. Männer die lange in Potsdam lebten, und beständig mit dem Könige umgiengen, haben mir versichert, es sey ein Zeitvertreib für die daselbst eingeschlossenen jungen Officiere gewesen, übel von dem Könige zu reden; und dieß habe Er auch vollkommen gut gewußt, habe aber dennoch keinem wegen solcher Neckerey ihm bekannten Officier, jemals den allergeringsten Unwillen geäussert. Ein einziges mal ließ Friedrich denjenigen bedeüten, die das Maul gegen Ihn doch ein wenig gar zu voll nahmen: „Vollkommen sey Er „von den Thorheiten unterrichtet, die unwissende „und übel urtheilende Leute ihrer Art von Ihm „ausstreüen. Er verbiete ihnen diesen Zeitvertreib „nicht. Nur sollen sie denselben in Coffeehaüsern, „Wirthshaüsern und andern öffentlichen Orten „unterlassen: sonst möchte Er genöthiget seyn, bloß „wegen des Wohlstandes und der Policey dieß zu „ahnden. Uebrigens erlaube Er, in Privatgesellschaften jedem Officier die Ausgüsse seines „Witzes."

Als ich das Glück hatte im Jahre 1771 in Berlin zu seyn, sagte ich sehr oft: so viel Böses habe ich doch niemals und nirgends gegen Friedrich den Grossen sagen gehöret, wie in Berlin! — Aber es war mir dabey auch rührend und erfreülich, Zeüge zu seyn von solcher Freymüthigkeit, und wahrlich oft von seltenem Muthe. Tausendmal mehr Freyheit fand ich in Berlin als in der Schweitz und zumal in Bern. Alle Menschen von jedem

Stande

Stande konnten sagen was ihnen beliebte, und keinem ward dafür ein Haar gekrümmt.

Man findet aber auch in Friedrichs Werken die tiefsten Gesinnungen seines Herzens über diejenigen die durch Schmähungen das Publicum aufklären wollen. Er hält den Neid für die ewige Quelle aller satyrischen Schriften. Die Elenden die bloß zur Befriedigung ihrer Bosheit den guten Namen eines andern anschwärzen, grobe Betrügereyen erfinden, links und rechts verläumden, und dann mit lautem Geschrey ihre Lügen verbreiten: vergleicht er mit Hunden die den Mond anbellen. Er sagt, diese beissigen Kerle seyen gewöhnlich nichts als erbärmliche Schurken, die keine andern Talente haben, als eine unglückliche Fertigkeit im Schreiben. Sie überlassen sich dem traurigen Hange, diejenigen die ihnen von Ungefehr auf ihren Wegen begegnen, wie tolle Hunde anzufallen. Ihre Imagination müsse ihrer Unwissenheit aufhelfen: denn gewöhnlich kennen sie diejenigen nicht, die sie beschimpfen wollen. Es sey leicht Könige zu verläumden; man dürfe nur ihre Fehler und Schwächen vergrössern, den üblen Nachreden ihrer Feinde nachhelfen, oder auch nur alte Schmähschriften durchblättern, und dieß dann auf gegenwärtige Personen und Zeiten anwenden. Da lese man: Könige und Fürsten belohnen nie das Verdienst, zumal bey solchen Menschen die überzeugt sind, daß sie sehr viel Verdienst haben. Da lese man: Könige und Fürsten seyen geitzig, weil sie die Gierigkeit und die Habsucht nicht mit Verschwendung befriedigen.

friedigen. Ihre Schwachheiten nenne man darum Verbrechen. Aber es sey das Schicksal jeder Schmähschrift, daß man sie heute liest, und dann vergißt. Satyrische Scribler sollten auch einmal sich selbst abmahlen, sollten die Verzweifelung ausdrücken, die ihnen der Wohlstand der Grossen verursacht, ihren Haß gegen Verdienste und Talente deren Glanz sie zermalmt. Sie sollten der Welt zeigen was sie thäten wenn sie Könige wären, und wie sie die Regierungskunst verstehen. Die Zeit sey nicht mehr, da man mit Satyren sein Glück machte, da Könige und Fürsten Aretins Stillschweigen erkauften. Unterdrückte witzige Einfälle werden nicht mehr bezahlt: denn unsere neuen Aretine logire man auf Unkosten beleidigter Könige und Fürsten, und insonderheit verbiete man ihnen den Gebrauch ihrer Verdienste und Talente. — Enthusiasten gebe es aber auch, die alles versuchen, damit man ihnen die Ehre erzeige sie zu verfolgen. Um sich selbst zu ermuntern, um ihre eigne Schande zu verdecken, bereden sie sich selbst: sie arbeiten für Aufklärung und Menschenglück; sie reformiren und verbessern alles, und halten Könige und Fürsten durch ihre furchtbaren Urtheile im Zaum! — — — Sie schmeicheln sich man werde ihre Stiche fühlen; aber entweder wisse der Mächtige nichts von diesen gelehrten Rabengeschreyen, oder wenn er es wisse, so lasse er auch wohl solche Vögel dafür bestrafen (*).

So

(*) *Discours sur les Satiriques*, in den Oeuvres de Frédéric II, publiées du vivant de l'Auteur. Tom. II. pag. 211—221.

So dachte und so schrieb Friedrich der Grosse; über die Vögel die anjezt so häufig in Berlin herumfliegen; oder die auch nur auf einige Zeit da verweilen, und dann anderwärts die Eyer von sich geben, womit man sie in Berlin befruchtet. Diese Gedanken des königlichen Schriftstellers stehen hier am rechten Orte, weil sie beweisen, was in diesem Capitel zu beweisen ist. Friedrichs Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden, und Schmähschriften, verdienet aber auch sehr durch Thatsachen erläutert und durch practische Exempel beleget zu werden: denn von dieser Gleichgültigkeit haben wohl deutsche Weltleute, aber blutwenige deutsche Gelehrte, Begriff und Gefühl.

Ein bekannter, geschickter und vor kurzem verstorbener preussischer General, schrieb gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, eine Critik über Friedrichs Feldzüge. Diese Critik war nicht gemässigt, und oft bitter. Die österreichischen Husaren erbeuteten die Bagage dieses Generals; aber preussische Husaren nahmen ihnen, zwey Tage nachher, diese Wagen wieder ab. Alle darauf befindlichen Koffer waren von allen übrigen Bagagestücken ausgeleeret; nur fanden sich noch darinn viele Regimentspapiere, Schriften, und auch diese Critik über den König, deren Verfasser damals Oberster war, und noch kein Regiment hatte. Alles sandte man dem Könige ins Hauptquartier. Den König interessirte diese Critik. Er las sie durch, machte am Rande verschiedene Bemerkungen mit eigener Hand, erklärte darinn Umstände

die der Verfasser nicht wissen konnte, gab ihm in einigen Fällen recht wo er Recht hatte, in andern aber war die Widerlegung nicht gelinder als die Critik. Bey einer Stelle schrieb der König: „Hier urtheilt der Verfasser, so dumm wie ein „Pott (*)!“ — Als Friedrich mit dieser Arbeit fertig war, schickte er dem Herrn Obersten sein Mannscript, mit folgendem sehr kurzen Briefe: „Die Husaren haben die Bagagewagen den Oester„reichern wieder abgenommen, worauf man Pa„piere fand, die Euch zu gehören scheinen, und die „ich Euch hiermit überschicke.“ — Man kann denken, wie dem Herrn Obersten dabey zu Muthe war, und welche Aussichten er sich für seine künftige Beförderung machte! — Kurz nach dem Kriege gab ihm der König, noch etwas eher als ihn die Reihe getroffen hätte, ein Regiment. Er ward General: und weil ihn Friedrich für einen geschick- ten und fleissigen Officier hielt, gab er ihm auch die Stelle eines Inspecteurs von der Armee.

Mir sagte ein höchst berühmter und durch seine grossen Einsichten und seinen Geist eben so sehr als durch seine Thaten grosser preüssischer General: „Friedrichs Charakter habe ich im siebenjährigen „Kriege gegen seine ganze Armee vertheidigt. Alle „waren gegen Ihn. Sie tadelten alles was er „that; und erkannten sie auch bisweilen die Grösse „seines Geistes, so laügneten sie doch immer jeden „Zug von seiner Herzensgüte. Wir hatten im „sieben-

(*) Ici l'auteur juge comme une cruche.

„siebenjährigen Kriege eine ordentliche Opposition „in der preüssischen Armee. Von allem was der „König that, ließ sie nichts gelten, sie billigte „nichts. Diese Opposition führte unter sich, von „einer Armee zur andern, Correspondenz. Frie„drich wusste dieß. Zuweilen ließ er die Briefe „auffangen, und scherzte dann über diese Briefe. „Er nannte auch laut die Haüpter dieser Opposi„tion; aber nie anders als mit Schonung. Mir „hat darum einst der englische Gesandte, Herr „Mitchel gesagt: Ihre Armee ist eine Armee von „Jacobiten; aber sie schlagen sich wie Teüfel für „einen König, den sie unaufhörlich tadeln (*).“

Von dieser Opposition, dachte ich, ist gewiß auch mein Landsmann, der sonst so scharfsinnige und brave preüssische General Major von Warnery gewesen: da man in seinen Schriften eine Anecdote findet, die Friedrich den Grossen und seine verwundeten Soldaten betrift, wobey jedem Menschen die Haut schaudern und das Herz bluten muß, wenn er glaubt was er liest. Warnery sagt, in seiner Geschichte des Feldzuges von 1760: „der größte „Theil der Verwundeten (bey Torgau) kam vor „Kälte um; dieß ist ihr gewöhnliches Schicksal „bey den Preüssen, wo die Lazarethe so schlecht be„sorgt und mit solcher fauler Luft angefüllt waren, „daß jeder Soldat der hereingebracht wurde, sich „schon

(*) Votre armée est une armée de Jacobites; mais vous vous battés comme des Diables pour un Roi que vous ne cessés de critiquer.

„schon für todt achtete. Man darf sich nicht wun„dern, daß man nach einem so grausamen Kriege „doch so wenig verstümmelte Menschen in den „Staaten des Königs in Preussen sieht: denn ich „weiß es aus sichern Nachrichten, daß die Aufseher „und Wundärzte in den Lazarethen Befehl hatten, „alle diejenigen sterben zu lassen, die so verwundet „waren, daß sie nach ihrer Genesung nicht wieder „dienen konnten; und dieß geschah, um die Kosten „für ihre Unterhaltung zu ersparen (*).“

Etwas abscheulicheres ist vielleicht gegen Friedrich den Grossen nie gesagt und nie geschrieben, wenn ich etwa einige hundert oder tausend ähnliche Urtheile eines einzigen aber stockdummen Schriftstellers ausnehme, der, zum Exempel, sagt: „In „Friedrichs Physiognomie verkündigte jeder einzele „Zug Menschenhaß. Mord saß auf der Stirne. „Eigennutz, Neid, Mißbehagen und üble Laune, „herrschten um die Nase. Tod und Verderben „blitzte aus dem wilden funkelnden Auge; und sein „Lächeln war das Hohngelächter der Hölle über „einen gefallenen Heiligen (**).“

Erwiesen

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VIII. Theil. 141. S.

(**) Lexicon aller Anstößigkeiten und Prahlereyen, welche in denen zu Berlin in funfzehn Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs des Zweyten vorkommen. Wien 1789. S. 161.

Erwiesen ist indessen durch die unzweifelhaften Zeügnisse des Herrn Geheimenraths Baldinger, der unter Friedrichs Fahnen als Feldarzt und Menschenfreünd im siebenjährigen Kriege sich schon grossen Ruhm erworben hat; des Herrn Generalchirurgus Theden, der als ein höchst verehrungswürdiger Biedermann unzähligen Menschen bekannt ist; und durch das Zeügniß eines sehr rechtschaffenen Mannes, des Herrn Regimentschirurgus Horn zu Breslau: daß der König diesen abscheülichen Befehl niemals gegeben hat. — Herr Theden sagt: „Ich habe nun ins zwey und funfzigste Jahr meist unter diesem verewigten Könige „gedient, und weiß, daß kein Schatten der Wahr„heit in der Behauptung des Generals von Warnery ist. Ich weiß, wie grosse Summen Frie„drich mit Freüden hergab, um seine Kranken und „Blessirten gut besorgt zu sehen. Wahr ist es, daß „die Anstalten nicht allemal die besten, besonders „gleich nach Schlachten waren; dafür aber konnte „der König nicht. Die Hauptsache war, daß ein „Lazarethreglement fehlte, welches nunmehr der „menschenfreündliche König Friedrich Wilhelm ver„anstaltet hat, und wofür alle in dem holländi„schen Kriege Blessirte und Kranke Seiner Majestät „noch danken (*).“

Eines göttingischen Professors schaale Epigrammen auf Friedrich den Grossen blieben Ihm eben

(*) Anekdoten von König Friedrich II. Herausgegeben von Friedrich Nicolai. III. Heft. 336. S.

eben so unbekannt, als die übrigen aus Gottscheds Schleim gebildeten Witzigkeiten dieses Professors. Pasquillantische Schriften und Briefe erhielt er sonst häufig, und belachte sie mit ungeheuchelter Verachtung. Eben war die französische Regie eingerichtet, als durch die Post ein Brief an ihn kam, der so anfieng: Est-ce bien Vous, Sire, ou est-ce Turcoret qui regne? — Mit Lachen zeigte Friedrich diesen Spottbrief dem französischen Regisseur Herrn de Launay, und sagte: „Dieser „Mensch scheint sehr aufgebracht. Aber er kennet weder mein Land noch die Gründe zu meinen neuen Verordnungen. Hüten sie sich jedoch, „daß sie keinen Anlaß zu gegründeten Klagen geben. „Sie kennen meine Absichten, die gar nicht dahin „gehen meine Acciseeinnahme zu vermehren, sondern bloß die Fabriken und den Erwerbfleiß meines Volkes zu begünstigen (*).“ — Einige Zeit nachher, bey Gelegenheit eines Beylagers in Potsdam, ließ der König die bekannte Comedie Turcoret aufführen. Unter den Zuschauern waren alle französische Regisseurs.

Die

(*) Cet homme paroit bien faché. Mais il ne connoit ni la localité, ni les raisons qui ont fait donner les nouvelles ordonnances. Gardés-vous, Monsieur, de donner lieu à des plaintes fondées. Vous sçavés mes intentions, qui ne tendent point à augmenter la recette des accises, mais à favoriser les fabriques et l'industrie nationale.

Die pasquillantischen Briefe über die Theilung von Polen und die angebliche Unterredung zwischen den drey theilenden Mächten erhielt Friedrich mit der Post. Er selbst hat dieß lachend an seiner Tafel erzählet, wie ich von einem Herrn weiß, der an seiner Tafel saß. Er sprach auch mit seiner Abendgesellschaft, lachend über diese Pasquillen. Aber als einer seiner Kammerherren an seiner Tafel sagte, dieß alles sey schön, wahr und treffend geschrieben; versetzte der König: „ist es an „Ihnen, Herr Graf, mir dieß zu sagen(*)?“ — Etwas kalt ward auch der Herr Graf, ein sonst äusserst witziger und caustischer Kopf, in der Folge behandelt; der König ließ ihn fast gar nicht mehr an seine Tafel einladen, und bald nachher erhielt er, auf sein Verlangen, seinen Abschied.

La Beaumelle erlaubte sich bey seinem Streite mit Voltaire, alle Mittel, um diesem Gegner zu schaden. Er verfälschte, wie man schon aus dem fünften Capitel dieser Fragmente weiß, die Pucelle d'Orleans, und schob in dieselbe eine dort erwehnte Stelle, die alles enthielt, was nur irgend nach seiner Meinung beleidigendes gegen den König gesagt werden konnte, alles was fähig war den König gegen Voltaire in den höchsten Zorn zu bringen, und ihn dann auch jählings zu stürzen. La Beaumelle schickte sein Manuscript von dieser schändlich verfälschten Edition, als wenn sie von

Voltairs

(*) Est-ce à Vous, Monsieur le Comte, de me dire cela?

Voltaire käme, an den Hofbuchdrucker und Buchhändler Bourdeaux in Berlin. Bourdeaux war ein bekannter Biedermann, und der König war ihm sehr gewogen. Vermuthlich glaubte also la Beaumelle, daß Bourdeaux das Manuscript dem Könige zeigen, und daß der König den Druck alsdann verbieten werde: denn dieß war ihm sehr gleichgültig, weil seine einzige Absicht dahin gieng Voltaire zu stürzen. Bourdeaux gieng auch wirklich zum Könige mit seinem Manuscript, und sagte: ob er gleich sehr weit entfernet sey solche Abscheulichkeiten drucken zu wollen, so habe er doch dieß dem Könige anzeigen müssen. Hätte er dieses Buch gedruckt, so hätte er wenigstens dadurch zehntausend Thaler gewonnen; und gewiß müsse sich der Gewinn jedes Buchhändlers, der den Verlag dieses Buches übernehmen werde so hoch belaufen. Der König las das Manuscript, und sagte zu Bourdeaux, er könne es immerhin abdrucken; welches dann auch geschah: obschon Herr Nicolai unter seiner in solchen Dingen wirklich grossen Autorität versichert, es sey nie eine Satyre wider den König in Berlin oder in Potsdam gedruckt worden.

Ganz gemeine Pasquillanten würdigte Friedrich einer eben so geringen Aufmerksamkeit als witzigseynwollende und doch eben so scurrilische Epigrammenschreiber und Bolzenschützen. Alle Menschen in Potsdam wissen, daß er wenige Jahre vor seinem Tode einst aus seinem Fenster in Potsdam einen grossen Haufen Volks sah, die alle gierig an

das

das Schloß hinauf gaffen. Was wollen diese Leute, fragte er einen seiner Kammerlackeyen? — Dieser meldete dem Könige, es sey ein Pasquill gegen Seine Majestät am Schlosse so hoch angeklebet, daß man es kaum von unten lesen könne. Der König antwortete: „man soll das Pasquill „herunternehmen, und sofort wieder unten an der „Ecke des Schlosses ankleben, damit sich die Leute „das Genick nicht verdrehen, und den Kopf im „Hinaufsehen nicht so weit zurücklegen müssen."

Ganz Europa kennet die Memoires pour servir à la vie de Monsieur de Voltaire, ecrits par lui-même, die im Jahre 1784 herauskamen. Vermuthlich hatte man unter den Papieren des Herrn von Voltaire etwas gefunden, das er in der Zeit seiner nahen Abreise von Potsdam, oder bald nachher mochte zusammengetragen haben, um sich nach dem Streite mit Maupertuis wegen seiner Ausschaffung aus Potsdam zu rächen. Das ganze ist aber doch eine Rapsodie von verdrehten Geschichten, verstellten Wahrheiten, groben Erdichtungen, und wirklichen Absurditäten. Es ist unmöglich daß ein so großer Kopf wie Voltaire war und für alle Zeiten seyn wird, dieß alles so geschrieben habe. Am wenigsten kann dasjenige von ihm seyn, was die Zeiten des siebenjährigen Krieges, und die Zeiten nach diesem Kriege betrift. Denn wer weiß nicht, daß damals Voltaire aufs vollkommenste mit dem Könige ausgesöhnet war, daß er von demselben wirkliche Gnadenbezeugungen erhielt, und von Friedrich nie mehr

anders als mit Bewunderung sprach, und mit der größten Ehrfurcht.

Dieses Pasquill war dem Könige bekannt. Der Herr Minister von der Horst, der um diese Zeit aus Frankreich nach Potsdam kam, erzählte dem Könige, Ludewig der Sechszehnte habe dasselbe confisciren und aufs schärfste verbieten lassen. Er fügte aber hinzu: ob er gleich die Verachtung kenne, die der König für solche niedrige Dinge habe, so sey er doch erstaunt gewesen als er gesehen, daß man dieses Pasquill in französischer Sprache und in einer deutschen Uebersetzung, öffentlich in Berlin verkaufe, welches doch wegen des gemeinen Mannes unterbleiben sollte. Der König antwortete dem Herrn von der Horst: »Nein, man muß dieser Thorheit »ihren Lauf lassen. Sie wird doch wenigstens »zur Belustigung der Landprediger dienen, die »mir nicht hold sind (*).« — Auch soll wirklich diese Muthmaßung des Königs der Erfolg bestätigt haben.

Ein anderes Pasquill auf den König, les matinées du Roi de Prusse, gieng auch in Berlin herum, und ward ebenfalls dort verkauft. Mit unerhörtem Stumpfsinn hält zwar ein österreichischer Aufklärer (**) den König für den Verfasser dieses

(*) Non, il faut laisser courir cette sottise. Du moins elle servira d'amusement aux Curés campagnards, qui ne m'aiment point.

(**) Der scurrilische Verfasser des **Lexicons aller Anstößigkeiten und Prahlereyen** etc.

dieses Pasquills auf sich selbst. Auch wird diese Scharteke häufig als eine von dem Könige selbst verfertigte Originalschrift von diesem Dummkopf angeführet: denn es steht in diesen pasquillantischen matinées, der König habe alle darinn enthaltene Lehren dem Kronprinzen ertheilet; und dieß glaubt der arme Tropf in Wien!

Keine Verbesserungen soll der Kronprinz machen die Geld kosten, läßt zum Exempel der Verfasser der matinées den König sagen. — Er läßt auch den König es sich als einen Fehler zurechnen, daß er durch den eingeführten Codex Fridericianus eine Justitzverbesserung gemacht, die ihm jährlich bey dem Stempelpapier einen Verlust von zweyhundert tausend Thaler zugezogen. Aber der ganze Ertrag des Stempelpapiers, that damals nicht mehr als siebenzig tausend Thaler, also wäre es schwer gewesen zweyhundert tausend Thaler von siebenzig tausend zu verlieren. Dieses Pasquill war das Werk eines französischen Sehers, der auf seinen Reisen die Geheimnisse der preüssischen Regierung durchschauet zu haben glaubte, und nun den künftigen König in Preüssen belehren wollte, wie er regieren müsse.

Hieher gehöret auch noch eine ganz besondere Begebenheit, die bewiesen werden kann, wenn man Beweis verlanget? — Der Baron von *** zu Düsseldorf, nachher churpfälzischer geheimer Cabinetssecretair, schrieb an einen preüssischen Minister: „Er habe Gelegenheit eine sehr gehäßige

„Schrift gegen den König zu unterdrücken. Aber „der Verfasser fodere zweytausend neue Louisd'or, „um das Manuscript unter eidlicher Versicherung „abzuliefern, daß er keine Abschrift davon behalten „habe." — Der Minister antwortete auf der Stelle dem pfälzischen Baron in Düsseldorf: „Nicht einen Groschen würde der König für diese „Schrift und alle Schriften dieser Art geben. „Aber sehr leicht könne dem Herrn Verfasser die „Erlaubniß verschaffet werden, diese Schrift in „den preussischen Staaten drucken und verkaufen zu „lassen: wenn er übrigens ein guter Mensch sey; „und, wie der Herr Baron sage, bloß durch Un„glücksfälle gezwungen worden durch solche „Schriften sein Brodt zu suchen."

Friedrichs Verachtung scurriler Urtheile, boshafter Nachreden und Schmähschriften, versteht sich von selbst, nicht nur etwa bey einem solchen Charakter sondern bey jedem gemeinvernünftigen Manne, und bedurfte also nicht so vieler Beweise. Aber sehr sonderbar und gewiß in einem ausnehmend hohen Grade edel, war Friedrichs Gewohnheit groß und gut zu handeln, und dann doch alle Welt glauben zu lassen, Er handle schlecht. Wenige Menschen werden diesen Charakterzug verstehen, denn für den grossen Haufen ist er zu sublim. Nur bey äusserst festen und in sich selbst gewurzelten Menschen finden sich solche Gesinnungen und Gefühle; aber eben darum betrachtet man sie auch mit desto grösserer Wollust, auf Thronen und in Hütten.

Berüh-

Berühmen wollte sich Friedrich niemals und in keinem einzigen Falle seiner Wohlthaten und seiner guten Handlungen: denn so oft er konnte, verbarg er dieselben sorgfältig. Niemals konnte der Herr Minister von der Horst, nach öfterm und wiederhohltem Bitten, von dem Könige ein genaues Verzeichniß von den Summen erhalten, die Er unaufhörlich zum Besten seiner Länder verschenkte. Bey weitem nicht alles hat der Herr Minister von Herzberg hierüber bekannt machen können: weil er selbst nur öffentlich bekannte Materialien hat sammeln müssen, da er ebenfalls keine von dem Könige erhielt. Fest und groß hatte Friedrich in sich selbst beschlossen, niemand von allen seinen Thaten Rechnung abzulegen. War Er überzeuget recht gehandelt zu haben, so mochte nun die ganze Welt von Ihm glauben was ihr gefiel.

Vornehme Officiere fielen oft plötzlich und dem Scheine nach höchst unverdient, etwa wegen eines kleinen Fehlers bey den Revüen und Manoeuvern in Ungnade, und wurden auch wohl auf der Stelle verabschiedet. Nur Zeitgenossen können wissen, welches Achselzucken, welcher unbescheidene Lerm, hierüber jedes Jahr, nicht nur in den preussischen Staaten sondern in allen benachbarten Ländern, zumal unter Officieren entstand; und wie fürchterlich man dann gegen den lange zum voraus abgeurtheilten, auch immer und ewig in allen Dingen verurtheilten König in Preussen declamirte! — Es versteht sich von selbst, wie weh es manchem stillen Menschenbeobachter that, jedes Jahr diese

Declamationen zu hören; und wie groß und glücklich sich dann auch auf der andern Seite diejenigen fühlten, die abermal an dem grossen Friedrich einen kleinen Fehler entdeckt zu haben glaubten, dieß, versiehet sich auch von selbst!! — Aber diejenigen welche den innern Grund von Friedrichs Handlungen und den Urtheilen seiner kleinen Richter kannten, zückten dann, wahrscheinlich, über solche Urtheile und Declamationen auch die Achseln.

Nicht ohne Befremdung las ich in der Schrift eines ehrwürdigen Greises: „Friedrich habe seiner „Academie in Berlin eine Lobrede des Generals „von Still vorlesen lassen, und Er habe ihn ge„wissermassen durch folgende bey einer Revüe aus„gesprochene Worte getödtet: Es ist nicht genug „daß man studire, man muß auch sein Regiment „in Ordnung halten (*).“ — Der ehrwürdige Greis setzet hinzu: der General von Still war ein Christ; und dieß habe ihn den Sarcasmen des Königs ausgesetzet welche er hätte verachten sollen.

Mir deücht, der General von Still hätte immer ein Christ seyn und doch sein Regiment in Ordnung halten können. Der König schätzte diesen General sehr, wegen seines Charakters, und wegen seiner Gelehrsamkeit. Sein Regiment hat er indessen aufs äusserste vernachlässigt: denn als der König nachher dieses Regiment dem General von Schönaich gab, musste er einen der geschicktesten Officiere von der Cavallerie, den Obersten von

Croseck,

(*) Souvenirs d'un citoyen. Tom. II. pag. 267.

Croseck, noch als Commandeur dabey setzen, und doch giengen ein paar Jahre hin, eh das Regiment den andern gleich werden konnte. Ward also der König gegen den General von Still ungehalten, und gab er ihm, wegen der Fehler die sein Regiment bey einer Revüe machte, einen Verweiß: so bedarf dieß wahrlich keiner Entschuldigung.

Eine Gnade erzeigte Friedrich bisweilen, wenn er bey einer geringfügigen Veranlassung, einen Officier von der ganzen Armee hart anfuhr, oder gar verabschiedete. Wegen voriger Vergehungen hatte Friedrich, in solchen Fällen, Ursache zu einer härtern Strafe; und hätte er diese Ursache angegeben, so hätten alle Menschen, seine ganze Armee, und sein ganzes Volk gesagt, Er habe recht. Hundert Fälle dieser Art könnte man erzählen, da zum Exempel ein Regimentschef, dem Scheine nach, wegen eines geringen Fehlers im Exerciren, oder auch aus unbekannter Ursache, verabschiedet ward: im Grunde aber deswegen, weil er die Fourage den Pferden entzogen hatte, worauf bey der preußischen Armee die härteste Strafe steht. Solche Gründe wollte aber Friedrich gegen seine Officiere nicht anführen, weil sie allzusehr dadurch wären entehret worden. Er wollte lieber daß alle Welt glaube, die Officiere haben recht, und er habe unrecht.

Doch dieß alles wäre nichts, oder gewiß nur ein kleines Blatt im Kranze so wohl verdienter Unsterblichkeit: wenn man wüßte, was diese

grosse Seele, aus andern Neigungen ganz zugedecket hat. Friedrich ließ sich zuweilen sehr grosses Unrecht beymessen, das Er gewiß nicht hatte, und verschwieg vor den Augen der Welt das Innere der Sache, und seine Rechtfertigung.

Verschiedene Stellen seiner nachgelassenen und in Berlin gedruckten Werke, die wohl ihrem Herausgeber, dem Herrn Abt Denina entschlüpfet sind; und die dieser höchst scharfsinnige Italiener höchst vermuthlich gar nicht gelesen hat bevor sie unter die Presse kamen, veranlassen wenigstens bedenkliche Fragen, die ich nicht machen will: und Friedrich der Grosse bestimmte die Stücke, welche solche Stellen enthalten, gewiß auch nicht zum Drucke.

Ende des zweiten Bandes.

Namenregister.

A.

Alphonsus der Weise, König von Neapel Seite 118, 119.

Anhalt Bernburg (Fürst von) 69.

Aretin 184.

Argens (Marquis d') 122. 154.

Arnold (Müller) 82, 83. 84. 85. 86. 89. 95. 96. 159.

B.

Baldinger, Professor in Marburg 189.

Bareith (Markgräfinn von) 135.

Barry (Madame du) 101.

Bastiani (Abt) 76. 77. 177.

Beaumelle (la) 191. 192.

Beck, cassirter Advocat, und guter Freund der Müllerinn Arnold 83. 85. 88.

Bernhard, Seidenfabrikant in Berlin 81.

Bernis (Cardinal von) 178.

Blumenthal (Graf von) preußischer Staatsminister 98.

Bessier 135.

Bourdeaux, Buchdrucker und Buchhändler in Berlin 192.

Braunschweig (Philippine Charlotte, verwittwete Herzoginn von) 140.

Brenkenhof (geheimer Finanzrath von) 99.

Brindeaux de la Roche, Gesindemäkler in Paris, und Aufklärer in Berlin . Seite 44. 45.
Brühl (Graf von) Minister in Dresden 178.
Buchholz (Kriegsrath) . 61.
Bülow (Generallieutenant von) . 173.
Büsching, Oberconsistorialrath in Berlin 4. 7. 22. 24. 25. 26. 61. 62. 63. 109. 110. 111. 114.

C.

Camas (Gräfinn von) Oberhofmeisterinn der Königinn Mutter . . 147.
Cando (von) Thorschreiber in Paris, und erster Regisseur in Berlin . . 42. 43. 44. 45.
Carmer (Großkanzler von) 91. 92. 93. 94. 95. 131.
Cat (von) Vorleser des Königs . 133. 155.
Catt (Lieutenant von) . 142. 143. 145.
Colbert . . 50.
Cavieck (Oberste von) . . 199.

D.

Daun (Feldmarschall) . 68. 69. 157.
David (König) . . 117.
Denina (Abt) Academist und geheimer Legationsrath in Berlin 22. 24. 27. 28. 47. 51. 104. 105. 106. 114. 136. 139. 165. 166. 200.
Derschau (von) preußischer Staatsminister 99.
Domhard (Oberpräsident) in Preußen . 75.

E.

Edelsheim (Freyherr von) preußischer Gesandter in Hannover . . . 171.

Eichel

Eichel (Cabinetsrath) Seite 104. 105. 106. 110. 111.
Ephraim, preußischer Münzlieferant 66. 67.

F.

Faber (Hofrath) preußischer Agent in Danzig 165. 166.
Fink (General von) 157.
Finkenstein (Graf von) Präsident in Cüstrin 89.
Flechier 135.
Formey, Secretair der Academie der Wissenschaften in Berlin 198.
Frankreich (Franz der Erste, König von) 158.
Frankreich (Ludewig der Eilfte, König von) 27.
Frankreich (Ludewig der Funfzehnte, König von) 101. 179.
Frankreich (Ludewig der Sechzehnte, König von) 194.
Franz (Kaiser) der Erste 65.
Friedel, Kommerzienrath in Berlin 86. 87. 89.
Fürst (Großkanzler von) 86. 87. 89. 92. 95. 159.

G.

Galster (Cabinetsrath) 112. 113. 163. 164.
Gallice, Prediger im Magdeburgischen 164.
Germain (Graf von Saint) der Quacksalber 113. 114.
Gersdorf (Landrath von) 83. 90.
Girard und Michelet, Seidenfabrikanten in Berlin 21.
Görne (von) preußischer Staatsminister 54. 55. 114.
Goltz (General von) 123. 124.

Gotter

Gottsched . . . Seite 193.
Graun, Kammergerichtsrath in Berlin 86. 87. 89.
Gübbert (Graf von) 56. 57. 149. 150. 168.

H.

Harlem (von) . . . 8.
Helvetius . . . 37. 38. 39.
Herzberg (Graf von) preussischer Staatsminister 15. 17. 80. 100. 101. 121. 149. 197.
Hessen Philippsthal (Prinz von) . 124.
Heuking (Oberste von) . 85. 88.
Horn, Regimentschirurgus in Breslau 189.
Horst (Freyherr von der) preussischer Staatsminister 1. 2. 3. 4. 15. 59. 98. 99. 102. 117. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 137. 138. 140. 161. 163. 194. 197.

J.

Jsig, preussischer Münzlieferant . . 66.

K.

Kleist (von) erster Landesdeputirter und Domdechant in Brandenburg . . 111. 112.
Köppen (Geheimerrath) . 62. 63.

L.

Laudon (Feldmarschall) . 158.
Laveaux (de) französischer Sprachlehrer und Biograph Friedrichs des Grossen . 45. 135. 156.

Launay (de la Haye de) Regisseür in Berlin Seite 20. 41. 42. 45. 48. 149. 190.
Lentulus (Robert Scipio, Freyherr von) Generallieütenant von der preüssischen Cavallerie, und sonach Landvogt in der Schweiz . . 21. 170.
Leopold (Kaiser) . . 172.
Lestewiz (General von) . 123.
Ligne (Fürst von) kaiserlicher General 168.
Lossow (General von) . . 125.
Lucchesini (Marquis von) . 154. 169.

M.

Maintenon (Frau von) . . 74.
Maria Theresia (Kaiserinn) . 67. 178.
Mascaren . . 135.
Maupertüis . . 78. 193.
Meiners, Professor in Göttingen . 82.
Michaelis, preüssischer Staatsminister 106. 107.
Mirabeau (Graf von) 7. 9. 10. 11. 13. 14. 15. 17. 18. 19. 20. 22. 23. 25. 26. 27. 34. 35. 36. 41. 42. 48. 51. 60. 61. 75. 80. 81. 111. 112. 114. 142. 143. 144. 148. 149. 160. 161. 162.
Mitchel (Ritter Andreas) englischer Gesandter bey Friedrich . . 154. 187.
Moiel (Generalmajor von) . 82.
Moses Isaac, preüssischer Münzlieferant 66.
Moses Mendelssohn . 21. 148.
Münchhausen (Freyherr von) preüssischer Staatsminister 175. 176.
Münchow (Kammerpräsident von) 145. 146.

Münchow (Graf von) Minister in Schlesien Seite 246.
Münchow (Graf von) Oberster und Generaladjutant 246.

N.

Necker . . . 83.
Nero . . 27.
Nicolai (Friedrich) Buchhändler und Gelehrter in Berlin 189. 192.
Noel, Küchenmeister Friedrichs des Grossen 45.
Normandes (Ritter von) spanischer Gesandter in Petersburg . . . 141.

P.

Panin (Graf von) . . . 139.
Pequigny (Herzog von) . . 81.
Pezzi . . . . 2.
Podewils (Graf von) preussischer Staatsminister 105.
Polen (August der Dritte, König in) 69.
Pompadour (Frau von) . 101. 178.
Porporino (Castrat) in Berlin . 111.
Preüssen (Friedrich Wilhelm der Erste, König von) 143. 147.
Preüssen (Friedrich Wilhelm der Zweite, König von) 189.
Preüssen (Prinz Heinrich von) 134. 135. 156. 157.
Preüssen (Gemahlinn des Prinzen Heinrichs von) 168.
Preüssen (Gemahlinn des Prinzen Ferdinands von) 168.

Preußen (Prinzeßinn Amalia von) Seite 168.
Prittwitz (von) Generallieutenant von der Cavallerie 123.

Q.

Quintus (Oberste) 37. 176. 177.

R.

ansleben, Kammergerichtsrath in Berlin 86. 87. 89. 90.
annal (Abbe') 97.
ebeür (von) Kammerpräsident in Berlin 93. 94.
eder (Graf von) 58.
ousseau (Johann Jacob) 154.
ußland (Kaiserinn Elisabeth von) 178.
ußland (Kaiserinn Catharina die Zweite von) 75.
ys (Moses) Sammtfabrikant in Berlin 21.

S.

ardinien (Carl Emanuel der Dritte, König von) 178. 179.
chafgotsch (Graf von) Bischof von Breslau 112. 114.
chlabrendorf (Minister von) in Schlesien 124. 125.
chönaich (General von) 198. 199.
chöning, geheimer Kriegsrath in Berlin 172.
chulenburg Kehnert (Graf von) preußischer Staatsminister 98.

Schwartz (Gebrüder) Fabrikanten in Magdeburg Seite 138.
Seidlitz (General von) . . 128.
Spanien (Carl der Dritte, König von) 178. 179. 180. 181.
Spittler, Professor in Göttingen 15. 17. 18. 82.
Splittgerber . 29. 30. 31. 32. 33. 34.
Stelter (Cabinetsrath) . 108.
Stelter (Frau Cabinetsräthinn) . 106. 108.
Still (General von) . . 198.
Sulzer, Academist und Professor bey der Ritteracademie in Berlin . . 154. 176.

T.

Theden, Generalchirurgus bey der preußischen Armee 189.
Touche (Ritter de la) französischer Generallieutenant und Gesandter in Berlin . 174. 175.
Troussel (Frau du) gebohrne von Schwerin 111. 112. 113. 114.
Troussel (du) Major bey der Artillerie 112. 113.
Türenne (Marschall von) . 154. 155.

V.

Villette (la) preußischer Ingenieurmajor 164. 165.

W.

Warnery (General Major von) 127. 128. 157. 187. 188.

Wartenberg (General von) . Seite 162. 163.
Werder (von) preußischer Staatsminister 98.

Y.

Young (Doctor) . . 135.

Z.

Zastrow (General von) . 158.
Zedlitz (Freyherr von) preußischer Staatsminister 88, 89.
Zöllner, Prediger in Berlin . 57.

Verbesserungen.

S. 12. Z. 10. Lies: Beute, statt Leuten.

S. 27. Z. 31. Lies: hätte, statt hatte.

S. 45. Z. 2. Lies: band, statt bindete.

S. 51. Z. 21. Lies: Einläufen, statt Einkäufe.

S. 67. Z. 23. Lies: dieses, statt diese.

S. 109. Z. 1. Lies: Liebenwaldische, statt Liebenawaldische.

S. 122. Z. 10. Lies: und am längsten, statt und den er am längsten.

S. 131. Z. 20. Lies: und der Bekanntmachung eines Gedichts entsagte, statt der Bekanntmachung eines Gedichtes unterließ.

S. 156. Z. 2. 6. 15 und 23. Lies: Cat, statt Catt.

S. 182. Z. 7. Lies: Reduern, statt Rederer.

Fragmente

über

Friedrich den Grossen

zur

Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

Von dem

Ritter von Zimmermann

Königlichen Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Akademien der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Koppenhagen, und der Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitglied.

Dritter Band.

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung.

1790.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des dritten Bandes.

27. Cap.

Ueber Friedrichs Gesundheitsumstände. Ueber seine medicinischen Kenntnisse und Begriffe. Ueber seine lezte Krankheit, und sein Verhalten gegen seine Aerzte . . Seite 1.

28. Cap.

Ueber den Gang seiner Krankheit in der Neige seiner Tage. Ueber seine gute und üble Laune während dieser Zeit . 40.

29. Cap.

Ueber seinen Tod, und sein ganzes Verhalten in seinen lezten Tagen 101.

30. Cap.

Ueber die Wendung die der Charakter der Brandenburger bisher durch ihre Regenten nahm. Ueber die Art wie man zuweilen den grossen Friedrich mißverstand. Ueber die jetzige

Reinheit der Sitten in Berlin. Ueber die sublimen Nationaltugenden der Brandenburger und insbesondere der Berliner Seite 130.

31. Cap.

Ueber einige Folgen von Friedrichs Tode. Ueber den Grafen von Mirabeau. Ueber die berlinische Aufklärungssynagoge und ihre Jesuitenriecherey = = 149.

32. Cap.

Ueber einige noch nicht genug betrachtete Seiten von Friedrichs Größe, auch noch einige Züge aus seinem Geist und Charakter, und mancherley irrige, niedrige und kleinliche Begriffe von Ihm = = 194.

Frag=

Fragmente über Friedrich den Grossen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

27. Cap.

Ueber Friedrichs Gesundheitsumstände. Ueber seine medicinischen Kenntnisse und Begriffe. Ueber seine lezte Krankheit, und sein Verhalten gegen seine Aerzte.

Sein Körperbau war nicht stark. Manches Uebel brachten ihm seine feinfühlenden Nerven schon in seiner frühen Jugend. Gar zu frühe hatte er sich mit der ganzen ungestümen Heftigkeit seines Temperaments, durch den Mißbrauch der Freuden der Liebe entnervt. Noch im Jahre bevor er König ward, gestand er an seinen Freund

den Herrn von Suhm, seine Schwächlichkeit. Er sagte: „meine unglückliche Erfahrung macht aus „mir einen Arzt!“ — Aber wer in der Welt, verstand auch besser als Er in der Folge, seinen Körper abzuhärten und seine Nerven zu bezähmen durch die Stärke seines Willens und die Kraft seines Geistes?

Friedrich verstand die Kunst sich an alles zu gewöhnen. Eine elende Hütte zu Schlettau war sein Aufenthalt im Winter von 1759 bis 1760. Er ließ sich da einen kleinen Kamin machen, und that im Stillen bey diesem kleinen Kamin, in der grösten Ausbreitung die grösten Dinge. Es mangelte ihm an allen Bequemlichkeiten. Er hatte nur ein paar Hosen, und war genöthiget im Bette zu bleiben, während daß man seine Hosen flickte; und hierzu noch musste man einen Baurenschneider aufsuchen. Im Jahre 1761 war er in seinem verschanzten Lager in Schlesien alle Nächte hindurch in den Batterien: und die Stelle auf der er ruhte, war ein Bund Stroh. Erst als er aus Petersburg die frohe Nachricht von dem Tode der Kaiserinn Elisabeth hatte, verschrieb er sich von Berlin seine französischen Köche, und griff nun auch wieder nach seiner lange im Kuffer begraben gewesenen Flöte (*).

Eine

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. Hannover 1789. VIII. Theil. 68. 183. 201. 202. S.

Eine Uebersicht von Friedrichs körperlicher Beschaffenheit, von seinen Krankheiten, auch von seiner Art über Aerzte und arzneywissenschaftliche Dinge zu denken, steht vielleicht hier nicht ganz am unrechten Orte: weil doch in jedem Menschen gar vieles liegt, das nur die Augen eines Arztes wahrnehmen; und weil gar vieles auch in grossen Menschen liegen kann, das vielleicht niemand so billig beurtheilet wie ein Arzt.

Eine venerische Krankheit hatte Friedrich kurz vor seiner Vermählung, wie man aus dem fünften Capitel dieser Fragmente weiß, wo man die grossen Folgen dieser Krankheit nachlesen kann. Man weiß auch aus diesem Capitel, daß sich Friedrich aus Furcht vor seinem Vater, in Liebeshändel nicht einlassen konnte, sondern sich nur, eins zwey drey, mit Freudenmädchen behalf. Aber man weiß nicht, daß er auch zuweilen unter solchen Personen in gute Hände fiel. Friedrich der Grosse sagt, in einer von ihm selbst im Jahre 1771 dem Drucke übergebenen Schrift: „Ich erinnere „mir mit Vergnügen (dieß verzeihe mir die Philo„sophie) die herrlichen Augenblicke die ich einst in „den Armen eines jungen Mädchens zubrachte. „Sie war nicht unersättlich; sondern sagte mir „vielmehr mit Sanftheit und Milde: lieber klei„ner Held, du machst dich krank, und wirst dann „zum Kriege nicht mehr taugen (*).“

(*) Elle me disoit avec douceur: „O mon petit „grenadier, tu te feras malade, et tu ne vaudras „plus

Bald nach Antritt seiner Regierung, das heisst, nach dem acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, äusserten sich allmählich bey Friedrich, Zufälle von Podagra und Hämorrhoiden. Erstere wurden nach einiger Zeit regulär. Mit einer halbseitigen Lähmung ward er im Februar 1747 in seinem sechs und dreissigsten Jahre befallen. Unmöglich lag die Ursache dieser Lähmung in einem solchen Kopfe. Sie ward auch bald geheilt; und in der Folge zeigte sich nie wieder eine Anwandlung von diesem grossen Uebel (*). Im Feldzuge von 1759 hatte er in Glogau einen heftigen Anfall vom Podagra; und mir sagte der König im Junius 1786: er habe im siebenjährigen Kriege ein sehr starkes Blutspeyen gehabt, und dasselbe nicht geachtet.

Seit der Bekanntschaft mit dem Doctor von Malchow, den man aus dem fünften Capitel dieser Fragmente kennt, zeigte Friedrich nicht ohne Grund, wenig Zutrauen für Arzneykunst und Aerzte. Seinen Leibarzt, oder die Aerzte die er um sich hatte, fragte er gewöhnlich nur wie viel er etwa von den Arzneyen nehmen müsse, die er sich selbst verordnete. Diese Fragen waren auch wahrlich nicht überflüssig: denn sein Hofmedicus, Herr Doctor Frese in Potsdam, rettete ihm wirklich einst

„plus rien pour la guerre." *De l'Amerique et des Americains.* Berlin 1771. pag. 41. 43.

(*) Krankheitsgeschichte des Königs von Selle. Berlin 1786. S. 6. 7.

einst das Leben, bloß dadurch, daß er ihn abhielt eine fürchterliche Dose von einem heftig wirkenden Arzneymittel zu nehmen. Einen ähnlichen Dienst erwies ihm auch der Doctor Morgenbesser in Breslau.

Friedrich behandelte seine Aerzte wie seine Generale, Minister, und Lackayen. Er ließ sie zuweilen lange glauben, sie stehen recht gut bey ihm, und dann erfuhren sie auch plötzlich das Gegentheil. Einst hatte er viele Zeit den berühmten Doctor Muzelius zu sich kommen lassen. Aber ganz unerwartet und plötzlich erhielt Muzelius den Abschied, und der Leibarzt Cothenius ward wieder gerufen. Der König lag am Podagra: Als Cothenius hereintrat, sagte ihm der König über seinen Zustand kein Wort; und weiter nichts, als daß er sich erinnere, Cothenius habe ihm einst ein weisses Pulver von treflicher Wirkung gegeben, und er habe ihn nur deswegen so eilig rufen lassen, damit er ihm diese Pulver verschreibe. Cothenius verschrieb ein Pulver aus Krebsaugen, Cremor Tartari und Salpeter, und reisete wieder nach Berlin.

Wenige Tage nachher jagte ein reitender Feldjäger vor die Hausthür des Herrn Cothenius, und rief ihn wieder höchst eilig nach Potsdam. Des Königs Anliegen war: „Cothenius möchte in seine „Küche gehen, und zusehen, ob seine Köche nichts „Ungesundes für Ihn kochen, und zumal nicht „etwa zu sehr gewürzte Gerichte: denn er werde „doch glauben, eine gute Diät sey ihm unter die-

»sen Umständen nöthig?« — Nach dieser Küchenvisitation schickte der König an Cothenius, für seine Bemühung hundert Friedrichsd'or.

Einen Theil seiner medicinischen Grundsätze äusserte Friedrich seinen Gesellschaftern gelegentlich auf folgende Art: »Sehr viele Krankheiten kommen von Verstopfungen in den Eingeweiden des »Unterleibes und der Brust, in den Blutgefässen, »in den Nerven, und in der Haut. Eine Oppilation kann man durch Arzeneyen heben, aber sehr »selten heilet man eine Obstruction. Der rechte »Sitz eines Uebels bleibt mehrentheils auch dem »allerbesten Arzte verborgen; erräth er aber diesen Sitz, so ist es ihm doch mehrentheils unmöglich, das Mittel dahin zu schicken wo es der »Kranke bedarf.«

Eine kleine Schrift die man wahrscheinlich nur deswegen in die Sammlung von Friedrichs Werken nicht eingerückt hat, weil man Ihn nicht für den Verfasser dieser Schrift hält, lehret seine Theorie über den Ursprung der Lustseuche und verschiedener andern Krankheiten; und diese Schrift hat Friedrich in Berlin drucken lassen (*). Er sagt

(*) In dem für alle Aertzte höchst lehrreichen und für alle Leser interessanten Verzeichnisse der Schriftsteller die über die venerische Krankheit geschrieben haben, welches zwey ganze Bände von des Herrn Girtanner berühmten Werke über die venerische Krankheit (Göttingen 1788, 1789.) ausmacht, verdienet also auch Friedrich der Grosse einen Platz.

sagt in dieser Schrift: „Lister und viele andere „Schriftsteller waren im Irthum, da sie den Ur„sprung der venerischen Seüche, aus dem Bisse „der Schlangen oder anderer giftiger Thiere her„geleitet haben.“

„Der wahre Ursprung dieses Uebels bestehet „darinn, daß die Americaner sich mit dem Fleische „der Thiere nährten, die sie mit vergifteten Pfei„len getödtet hatten. Der Aussatz, eine Schwe„ster der venerischen Seüche, kam gar nicht, wie „man glaubt, mit den Kreützzügen nach Eüropa. „Er war in Eüropa sehr alt; und hat ebenfalls „keinen andern Ursprung, als in der Nahrung „die sich die meisten Gallier aus dem Fleische mit „giftigen Pfeilen getödteter Thiere verschafften. „Der Unterschied der americanischen und eüropäi„schen Gifte brachte in dem einen Welttheil die „venerische Seüche hervor, und im andern den „Aussatz.“

„Herr von Pauw sagt, man könne ohne alle „Gefahr das Fleisch von Wildpret essen das mit „vergifteten Pfeilen getödtet sey. Das Gift mache „bey diesen Thieren bloß das Blut gerinnen. „Kein in Westindien lebender Eüropäer sey hier„über im allergeringsten bedenklich; und seit der „Entdeckung von America habe man kein Beyspiel „daß jemand sich nach dem Genusse von solchem „Wildpret übel befand.“

„Gewiß ist niemand auf der Stelle davon ge„storben. Aber ein vernünftiger und unterrichte„ter Eüropäer wird sich wohl hüten davon zu essen.

 „Auf

„Auf Sanct Lucia wird kein Wildpret den Carai-
„ben abgekauft, wenn es nicht mit Feüergewehr
„oder unvergifteten Pfeilen getödtet ist. Ich weiß
„durch Herrn Hewit, einen englischen Wundarzt,
„daß die venerische Seüche keinen andern Ursprung
„hat; und Er hatte viele Versuche gemacht, um
„sich hiervon zu überzeügen. Man begreift auch
„leicht, daß eine solche zumal gewöhnliche Nah-
„rung, sehr schädlich werden muß. Ein Thier
„das durch einen vergifteten Pfeil getödtet ist, stin-
„ket fünf bis sechs Stunden nachher schon uner-
„träglich, und fault schon am andern Tage; da
„man hingegen solche die mit Feüergewehr getödtet
„sind, fünf bis sechs Tage behalten kann. Man
„urtheile hieraus, was aus dem venerischen Gifte
„in dem Körper der Caraiben geworden seyn mag,
„die mit vergifteten Pfeilen getödtete Menschen
„fressen.“

„Die Hunde in Peru haben ebenfalls die ve-
„nerische Seüche von ihren Stammeltern geerbet,
„die sich von venerischen Leichnamen nährten.“

„Fast die meisten Krankheiten entspringen aus
„übler Nahrung die das Blut verdirbt, und dieses
„Verderbniß pflanzet sich dann fort auf alle künf-
„tige Geschlechter. Der Judenzopf kam durch die
„Einfälle der Tartaren nach Polen: denn die Tar-
„taren, die fast alle diese Krankheit haben, nähren
„sich mit dem Blut der Pferde, die sie übermässig
„gejagt und ermüdet haben bevor sie dieselben töd-
„ten. Sie essen das rohe und verdorbene Fleisch
„dieser Pferde, und trinken dazu die gesaürte Milch
„von

„von Stuten. Diese Barbaren sterben mehren-
„theils im Kleinen, denn ein Glied fällt ihnen
„nach dem andern verfault vom Leibe.“

„Seit mehrern Jahren kommt eine Krankheit
„in den Rocken, die zuweilen sehr gefährlich für
„diejenigen wird, welche Brodt von solchem Ro-
„cken essen. Man hat aus dieser Ursache die dem
„ganzen nördlichen Europa so gefährlich gewordene
„schwarze Pest hergeleitet.“

„Das Blut der Thiere, das frische Schweine-
„fleisch in vielen Gegenden von Asien, geben den-
„jenigen, die sich davon nähren, die Krätze. Diese
„Nahrung ward also durch ein eigentliches Poli-
„ceygesetz den Juden und vielen andern asiatischen
„Völkern verboten.“

„Könnte man wissen wo sich die Blattern zu-
„erst gezeiget haben, so würde man leicht sehen,
„daß sie von nichts anderm entstanden als von
„einer üblen Nahrung, womit man sich das Blut
„verdarb (*).“

Dieß sey genug zur Probe, wie König Frie-
drich über solche Dinge dachte und schrieb. Daß
er übrigens keinen grossen Glauben an Aerzte und
Arzneykunst hatte, ist auch deswegen sehr begreif-
lich, weil er vielleicht in seinen Feldlazarethen vie-
les sah, das nicht sehr fähig war diesen Glauben
zu vermehren. Er besuchte oft und gerne seine
Lazarethe die ihm immer ganz besonders am Her-
zen lagen. Friedrich hatte zu viel Verstand um

 nicht

(*) De l'Amerique et des Americains. pag. 45. 46. 47.

nicht zu schön, daß bey der Ausübung der Arzneykunst doch zuletzt alles auf Verstand ankommt. Er erklärte gerne, ob zwar gleich der schärfste und größte Verstand gar leicht mit seinen Erklärungen scheitert, aber er gab noch viel lieber Rath und Recepte. Er prüfte auch Aerzte sehr genau und mit Sachkenntniß, wie ich dieß selbst im Jahre 1771 in Saussouci erfahren habe: da der König mir die Ehre erzeigte länger als eine Stunde sich mit mir über Arzneykunst zu unterhalten.

Der König fragte mich: „Nach welchem System behandelt ihr eure Kranke?“ — Nach keinem. — „Aber es giebt doch Aerzte, deren Methoden ihr andern vorzieht?“ — Vorzüglich liebe ich Tissots Methoden, der mein vertrauter Freund ist. — „Ich kenne Herrn Tissot, sagte „der König, habe seine Schriften gelesen, und „schätze sie sehr hoch. Ueberhaupt liebe ich die „Arzneykunst. Mein Vater wollte daß ich mir „einige Kenntnisse darinn erwerbe. Er schickte „mich oft in Hospitäler, und zumal in die Hospitäler venerischer Kranken, weil diese durch Exempel predigen!“

Friedrich examinirte mich in dieser Stunde, in Absicht auf meine etwanige Kenntnisse, wie ich wahrlich sonst niemals in meinem Leben examinirt worden bin. Alle Fieber und die wichtigsten langwierigen Krankheiten, gieng er in der Reihe mit mir durch. Er fragte mich, wie und wodurch ich jede dieser Krankheiten erkenne, wie und wodurch ich sie von verwandten Uebeln unterscheide, wie ich

dabey

daben in einfachen und in verwickelten Fällen verfahre, und wie ich alle diese Uebel heile? — Ueber die Verschiedenheit, die Zufälle, und Behandlungsart der Blattern zumal, fragte er mich äusserst genau. Er sprach mit vieler Rührung von dem Prinzen seines Hauses den im Jahre 1767 die Blattern hinrafften. Er befragte mich über die Inoculation, und über eine unglaubliche Menge anderer arzneywissenschaftlicher Gegenstände. Wahre Meisterblicke warf er in alle; über alle diese Dinge sprach er mit der grösten Sachkenntniß, und mit eben so viel Scharfsicht als Verstand und Geist. Er hatte die Gnade mir ganz gegen meine Erwartung zu sagen: „Ich „freue mich zu sehen, wie sehr unsere Denkart „über alle diese medicinischen Gegenstände zu„sammenstimmt.“

Nun kam er auch auf die Geschichte seiner eigenen Krankheiten, erzählte die meisten, und fragte mich darüber um meine Meinung und um meinen Rath. Er sagte: „das Podagra nimmt gerne „seine Herberge bey mir, weil es weiß daß ich ein „Fürst bin, und weil es glaube ich werde es gut „bewirthen! — Ich bewirthe es schlecht, und „lebe sehr mager. Aber ich bin alt; die Krank„heiten werden mit mir nicht mehr Mitleiden „haben.“

Nach meiner Entfernung von Potsdam schickte ich an meinen guten Landsmann, Herrn von Cat, der nebst dem Herrn Generalchirurgus Schmucker bey dieser Audienz gegenwärtig war, Tissots Buch

für

sur les maladies des gens du monde, und hat ihn einige frappante und der Beherzigung des Königs würdige Stellen seiner Majestät daraus vorzulesen. Der König ließ mir dafür danken, und ließ mir durch Herrn von Cat schreiben: „Er „werde dieses Buch ganz lesen.“

Vom Podagra litt Friedrich vor und nach dieser Zeit doch eigentlich am meisten; auch oft von Hämorrhoiden. Er hatte im Jahre 1775 nach einander einige sehr heftige Anfälle vom Podagra. Man glaubte in Wien die Wassersucht sey im Anzuge, und Friedrich werde dieses Jahr nicht überleben. Diese Vermuthung brachte die ganze österreichische Armee auf die Beine, um dann sogleich, wie der König sagt, dem Thronfolger Schlesien abzufodern, oder ihn zu zerquetschen (*). Das Podagra zog ab, die Wassersucht kam nicht, und, bevor noch die österreichische Armee sich versammelt hatte, war der König gesund.

Ueber sein Podagra scherzte er oft, mitten in den schrecklichsten Schmerzen. Er fand es insonderheit sehr unredlich, wenn ihn das Podagra mitten in einer Unterredung in die Füsse kniff, und Ihn schweigen machte, wenn er reden wollte: dieß waren seine Worte. Oft verglich Friedrich, in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, des Herrn Grafen von Chazot, und des Herrn Marquis von Lucchesini, sein Podagra mit der englischen Opposition. Wenn das Podagra eben seinen

(*) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 205. 206.

seinen ganzen Körper durchwühlte, nannte Er die Stellen, wo er die bittersten Schmerzen hatte, gewöhnlich so: „In dem Knie sitzt mir Herr Burke, „und in der grossen Zähe Herr Fox.“

Verschiedene bekannte Exempel von Podagristen, die durch einen Winteraufenthalt in warmen Ländern sehr erleichtert worden, bewogen den Herrn Minister von der Horst, den König wohl zehnmal, in verschiedenen Zeiten, zu bitten, einen Winteraufenthalt in der Provence oder in Piemont zu versuchen. Herr von der Horst bezog sich hauptsächlich darauf: bey einer starken und beständigen Ausdünstung befinde sich immer der König vorzüglich gut; selbst die Anfälle des Podagra habe er oft auf einmal damit vertrieben, daß er sich ganz in Federbetten einpacken ließ, und dann acht und vierzig Stunden hindurch so heftig schwitzte, daß in dieser Zeit die Betten vier bis fünfmal verändert werden mußten. Hieraus schloß Herr von der Horst: ein Winteraufenthalt in einem Lande wo die dem Könige gewöhnliche starke Ausdünstung durch keine Kälte nie unterbrochen wäre, müßte der Gesundheit des Königs sehr zuträglich seyn, und würde die Anfälle des Podagra, wie bey vielen andern, entweder sehr mässigen, oder wohl gar auf lange Zeit entfernen. Herr von der Horst gieng noch weiter. Er stellte dem Könige vor, daß er, mit Ausnahme der beständigen Aufsicht auf den kleinen Militärdienst, ganz genau die ganze preüssische Monarchie in Hieres oder Nizza eben so regieren könnte wie in Potsdam. Der einzige Unterschied

terschied würde bloß dieser seyn, daß die Antwort auf einen Brief, oder eine Bittschrift, oder einen Bericht, die aus Potsdam allemal am dritten Tage erfolge, aus Hieres oder aus Nizza nicht früher erfolgen könnte als am zehnten oder eilften Tage.

Zu diesem Zwecke machte Herr von der Horst dem Könige folgende Berechnung. Hundert und zwanzig reitende Feldjäger müßte man auf anderthalb bis zwey kleine Meilen auseinander verlegen, Jeder dieser Jäger hätte also jeden Tag, nicht länger als zwey bis drey Stunden hin und her zu reiten. So schnelle Couriere gebe es in der Welt noch nicht. Also würden jeden Tag von dem Aufenthalte des Königs, Briefe in Berlin, und jeden Tag Briefe aus Berlin an den König am Orte seines Aufenthaltes eintreffen; und in einer Zeit von fünf Monaten, würden sich die Unkosten dieser Reiterey, aufs höchste gerechnet, nicht auf vier und funfzig tausend Thaler belaufen.

Höchst geduldig hörte Friedrich oft dieß alles an. Er ließ den Herrn Minister von der Horst alle nur erdenkliche Gründe anführen, und beschloß dann immer die Conversation mit diesen Worten: „Bedenken sie, daß nichts in der Welt, „mich von dem Posten entfernen soll, auf dem ich „stehe (*).“

Aber Herr von der Horst ließ sich nicht abschrecken. Friedrich gab ihm zwar verschiedene male beynahe

(*) Songés que rien ne doit me faire quitter le poste, dans le quel je suis en faction.

beynahe die gleiche Antwort. Er setzte auch wohl hinzu: „Sie kennen die Folgen nicht (*)!“

Wenn dieser treue Minister dem Könige vorrechnete, wie langwierige Krankheiten und der Tod doch grössere Folgen haben könnten als eine kurze und immer thätige Abwesenheit; und wie doch ein so theures Leben durch die Ausführung dieses Projekts noch um viele Jahre verlängert werden würde — erwiederte Friedrich: „Wir wollen die „Ordnung der Natur nicht umkehren (**).“ — Endlich als einst der König den Herrn von der Horst, nach aufgehobener Mittagstafel, wieder zu sich rufen ließ, und erst von verschiedenen andern Sachen gesprochen ward, kam dieser Minister wieder auf die Reise nach Hieres. Aber nun erwiederte der König mit einem ziemlich ernsthaften Gesichte: „Ich danke ihnen für ihre gute Absicht, „und bin ihnen für ihre freundschaftlichen Gesin„nungen verbunden. Aber sagen sie mir hievon „nun weiter kein Wort: denn das ist unmög„lich (***).“ — Diese Antwort verbot dem Herrn Minister von der Horst weiter von der Sache zu sprechen;

(*) Vous ne connoissés point toutes les consequences de ceci.

(**) Mais pourquoi intervertir l'ordre de la nature.

(***) Je vous sçais gré de vos bonnes intentions, et je vous suis obligé pour ces sentimens d'amitié que vous me marqués. Mais ne m'en parlés plus, car cela est impraticable.

sprechen; und was er in der Folge durch verdeckte Wendungen versuchte, wirkte nichts.

Friedrichs grosse Todesscene rückte sehr langsam heran, denn in Ihm lag eine dem Tode trozende Kraft. Sein geistvoller Arzt, einer der scharfsinnigsten und liebenswürdigsten Aerzte in Deútschland, Herr Professor Selle in Berlin, hat erzählet wie in einer Zeit von zwölf Monaten die Maschine dieses ausserordentlichen Geistes allmählig zum Stillstand kam. Ein kleiner Auszug der Bemerkungen dieses grossen Arztes und tiefdenkenden Philosophen, wird jedem billigen Leser zeigen, worinn die Arbeit bestand, die dem Verfasser dieser Fragmente zufiel, als Friedrich der Grosse den seltsamen Einfall hatte, ihn auf einige Zeit zu seinem Arzte zu wählen.

Am Anfange des Augusts 1785 fühlte sich der König zuweilen äusserst schwach. Er schrieb diese Schwäche der wirklichen Abnahme seiner Kräfte zu, glaubte nicht daß ihm durch die Kunst geholfen würden könnte, und reiste zur Revüe nach Schlesien. Hier war er einen Revüentag viele Stunden lang, ohne alle weitere Bedeckung als seine gewöhnliche einfache Kleidung, einem grossen und anhaltenden Regen ausgesezt, der ihn ganz durchnässte. Die damit verknüpfte Erkältung brachte bey dem im Körper vorhandenen vielen Stoff die materielle Ursache seiner bald darauf erfolgten Krankheit hervor. Einige Fieberbewegungen, die sich unmittelbar nach der Erkältung einstellten, wurden auf der Reise theils unterdrückt, theils

wegen

egen seines gewöhnlichen Eifers für die Geschäfte
icht geachtet (*).

Der König ward am achtzehnten September
it einem Stickflusse befallen. Unmittelbar nach
emselben kam das Podagra. Der König war
errettet; aber das Podagra erfolgte nicht vollstän-
ig. Der grössere Theil blieb zurück und ward
Saamen des Todes, der bey dem hohen Alter und
y der fehlerhaften Beschaffenheit des Unterleibes
ur zu bald reifte. Von jetzt an, behielt der Kö-
g einen beschwerlichen und nur mit wenigem
uswurf verbundenen Husten, und litt mehr als
mals an Schwäche der Verdauungswerkzeüge,
d deren Folgen. Podagra und Hämorrhoiden,
gte Er, liegen sich bey mir in den Haaren, und
h gehe darüber zu Grunde (**).

Eine Engbrüstigkeit zeigte sich schon seit eini-
r Zeit. Die Nächte wurden etwas unruhig, und
r von jeher gewohnte Schweis fieng an nachzu-
sen. Der Husten ward heftiger. Die Brust-
chwerden hiengen zum Theil von der Beschaffen-
t des Unterleibes ab. Indigestionen verschlim-
rten den Zustand, und Abführungen linderten
augenscheinlich. Aber die Brustbeschwerden
rden immer ernsthafter, und es war die Rück-
r eines Stickflusses zu befürchten. Mit An-
fange

*) Krankheitsgeschichte des Königs von Selle.
S. 10 — 13.

**) Ebendaselbst. S. 14 — 17.

fange des Februars 1786 nahm die Schwäche zu, und der Schlaf war nicht selten betaübend. Der König verlohr jetzt bey einer Bewegung von einigen hundert Schritten den Odem. Im März verschlimmerten sich die Umstände. Man bemerkte des Morgens beym Aufstehen ein heftiges Herzklopfen. Der König musste aus Mangel des Odems von seinen Promenaden im Zimmer abbrechen. Eine Bewegung von zwanzig bis dreissig Schritten hintereinander verursachte Schwindel und vermehrte die Engbrüstigkeit so, daß er sich immer wieder ausruhen musste, um neüen Odem zu sammeln. Der König schlief viel, und mehr bey Tage im Stuhl, als Nachts im Bette. Alles verkündigte eine unüberwindliche Krankheit. Die durch Alter und fortdaurende Leiden schon so sehr gesunkene Kräfte durfte man durch Arzneyen nicht noch mehr schwächen. Also musste man mehr auf Erhaltung dieses kostbaren Lebens sehen; oder, wie der König sich ausdrückte, auf Verlängerung seiner Krankheit (*).

Der Husten dauerte immer fort, die Füsse fiengen an des Tages stark anzulaufen, die Anfälle der Engbrüstigkeit waren mit einem Röcheln auf der Brust, und mit kalten Schweissen im Gesicht verbunden. Im Anfange des März ward mehr als jemals ein Schlagfluß befürchtet. Nun folgte den sechszehnten März ein Durchfall mit grosser Erleichterung. Aber bald störete der Husten den grössesten

(*) Ebendaselbst. S. 18 — 26.

grössesten Theil der Nachtruhe; und da der König nicht liegen konnte, sondern fast immer nach vorwärts gebückt saß, sah man itzt mit Furcht der Brustwassersucht entgegen. Am Ende des Märzes sank der Muth des Arztes nun vollends. Zu Anfange Aprils war der Husten so anhaltend, und mit so wenig erleichterndem Auswurfe begleitet, die Brust so voll, der Odem so kurz, daß man wieder einen Stickfluß zu besorgen hatte. Die immer mehr zunehmende Schwäche raubte alle Hofnung zur Besserung. Gegen Ende des Aprils ward der Auswurf eiterartig, und man hatte Ursache, für die Lungen zu fürchten. Am acht und zwanzigsten April kam plötzlich ein Fieberanfall, und das ganze rechte Bein schwoll sehr stark bis übers Knie, mit grosser Erleichterung. Es fand sich guter Schlaf und etwas Schweiß. Auch war der Appetit nur zu gut. Dieser gute Zustand blieb drey Wochen (*).

Zu Anfange des Junius fiengen beyde Füsse an zu schwellen, aber ohne alle Erleichterung der Brustbeschwerden, die im Gegentheil zunahmen. Der König konnte fast gar nicht mehr im Bette dauren, sondern brachte den grössesten Theil der Nächte auf einem Stuhl sitzend, vorwärts und nach der rechten Seite gebückt zu, hatte häufige Zuckungen im Schlafe, schreckte, stöhnte, und schrie öfters plötzlich auf. Alles zusammengerechnet war Brustwassersucht vorhanden. Herr Selle sagt:

B 2 „Ich

(*) Ebendaselbst. S. 26—40.

„Ich hielt die Krankheit für unheilbar, den Tod „nahe, und den Gebrauch von neüen Mitteln ent„weder für unnütz oder schädlich. Und obgleich „ich dieses mein Uetheil dem erhabenen Leidenden „zu verbergen suchte, so sah sein Scharfsinn doch „ins Innere meines Herzens: und er beschloß da„her, den Leibarzt Zimmermann aus Hannover zu „sich kommen zu lassen (*).“

Nun kauften sich die Hofleüte in Berlin ihre Trauerkleider. — Aber schon lange vorher hielten viele aus seinem Volke den König beynahe für todt; und lange vorher hielt ihn ganz Eüropa für sterbend. Mancher speculativer Kopf in Berlin hatte schon lange, in gierigster Erwartung dieses längst auscalculirten Todes, sich die prächtigsten Schlösser in die Luft gebaut, und unerhörte Glückseligkeit geträumt. Herr von Lucchesini hat mir versichert: „beynahe jede Woche, sey den ganzen „Winter 1785 und 1786 und den ganzen Früh„ling 1786 hindurch, eine neüe Weissagung nach „der andern von Berlin nach Potsdam gekommen, „die den Todestag und die Todesstunde des Königs „pünctlich bestimmte.“ Zu seinem eigenen Unterrichte hielt Herr von Lucchesini ein beständiges Protocoll über diese berlinischen Weissagungen und über diese berlinischen Propheten. Aber zuverlässige und vernünftige Berechnungen konnte man doch von niemand so gut, wie von dem Herrn Professor Selle und dem Herrn Generalchirurgus

Theden

(*) Ebendaselbst. S. 41 — 44.

Theden erwarten. Herr von Lucchesini sagte mir: „Herr Selle habe geglaubt, der König werde die „Mitte des Junius nicht überleben; und Herr „Theden habe Friedrichs Tod auf den achten Ju„lius gesetzet.“

Bevor ich also, wie es schien, zum Leichenzuge des Königs in Potsdam ankam, fanden sich wieder Fieberregungen ein, die mit krampfhaften Beschwerden abwechselten. Den achten Junius zeigte sich ein Absceß auf dem Rücken, mit sehr vieler Erleichterung. Der König versuchte zu reiten, welches zwar mit vieler Beschwerlichkeit geschah, aber die Engbrüstigkeit eben nicht vermehrte. Die Geschwulst des Gesichts fiel, die innern Beschwerden waren weniger heftig, und die Beine nun stärker geschwollen, so daß sich die Geschwulst die Lenden hinauf erstreckte. Und obgleich der König Tag und Nacht auf seinem Stuhl unausgekleidet zubrachte, und man zuweilen ein starkes Röcheln auf der Brust hörte, sagt Herr Selle: „so konnte „er dennoch den zwey und zwanzigsten Junius „wieder einen Spazierritt zu Pferde machen, wel„cher aber wahrscheinliche Gelegenheitsursache ei„nes ziemlich starken Blutauswurfs war, der sich „den vier und zwanzigsten Junius einstellte. Zim„mermann war den Tag vorher angekom„men (*).“

So weit der vortrefliche Selle; und nun ist die Reihe an mir! — Der König hatte den sechs-

 ten

(*) Krankheitsgeschichte des Königs. S. 41—46.

ten und sechzehnten Junius an mich geschrieben, und mir gesagt: »Er wünsche mich etwa auf vier»zehn Tage bey sich zu haben, um mich über sei»nen Gesundheitszustand zu befragen.« — Mit der grösten Stille und Verschwiegenheit begab ich mich auf den Weg. Am drey und zwanzigsten Junius in der Nacht kam ich in Potsdam an. Der vier und zwanzigste Junius war der erste und schrecklichste Tag meines Aufenthaltes bey dem Könige, und gewiß einer der schreckhaftesten und schauderigsten Tage meines Lebens. Kein anderer Tag von allen, die ich bey dem Könige zubrachte, war diesem gleich: denn der König hatte an diesem Tage, mit gütigstem Wohlnehmen des von mir innigst verehrten und hochgeschätzten Herrn Professors Selle, doch etwas mehr als nur einen ziemlich starken Blutauswurf.

Am vier und zwanzigsten Junius um halb sechs Uhr des Morgens, ließ mir der König sagen: Er höre daß ich in Potsdam angekommen sey, und wünsche mich diesen Morgen um acht Uhr zu sehen. Ich begab mich um halb acht Uhr, mit grosser Bewegung meiner Seele aber doch heiter und froh, nach Sanssouci. Als ich vor dem Brandenburgerthore, auf dem mir bekannten einsamen Wege, an dem egyptischen Obelisk vorbey, gegen den Hügel von Sanssouci fuhr, warf sich mein Herz mit dem höchsten Feüer und mit der höchsten Inbrunst nieder vor Gott. Ein Engländer hätte zwar da nicht gebetet; mancher Berliner hätte da auch nicht gebetet, aber in meiner Lage gezittert; jeder

Mensch

Mensch handelt in solchen Fällen nach seiner Art. Als ich oben auf dem Hügel vor der kleinen Wohnung des grossen Königs ankam, umgab mich nah und fern die feyerlichste Stille; überall umher erblickte ich nichts als Einsamkeit und Ruhe.

Ein Unbekannter führte mich in das Zimmer, wo die geheimen Cabinetsräthe des Königs beym Anbruche des Tages jetzt gewöhnlich hinkamen. Er sagte mir, ich möchte da warten bis der Kammerdiener des Königs komme, dieser werde mich dann gleich zu Seiner Majestät führen. Indessen blieb dieser mir unbekannte Herr bey mir, und ich kam mit ihm in ein sehr seltsames Gespräch.

Er fragte mich, auf Verlangen verschiedener Personen in Berlin, die meinen medicinischen Rath haben wollten, wie lange ich in Potsdam bleiben, und ob ich nach Berlin kommen werde? Er hatte auch, in seiner Tasche, ein Gedicht über meine Ankunft in Potsdam.

Geheimnißvoller hätte ich mich, wegen meines Rufes nach Potsdam nicht betragen können, als ich mich dabey in Hannover und auf der ganzen Reise betrug, sagte ich; und wie ist das möglich, mein Herr, daß Sie vollends schon ein Gedicht auf meine Ankunft in Potsdam in der Tasche haben?

Lächelnd erwiederte mir der unbekannte Herr: die ganze Stadt Berlin wisse, seit einigen Wochen, daß mich der König zu sich gerufen habe; und weil ich nicht gekommen sey, versichere man in Berlin,

ich habe dem Könige geschrieben: ich sey in Pyrmont, und könne nicht kommen!

Erstaunt war ich über dieß alles, weil ich glaubte, hier in Sanssouci stehe ich auf dem geheimnißreichsten Fleck in Europa. Am Ende erklärte sich aber die Sache sehr natürlich. Die Nachricht daß mich der König gerufen habe, gieng in den Canal durch den alles in der Welt geht, und durch den alles in die Welt kommt. Eine vornehme Dame, die Schwester eines Herrn der wissen konnte daß der König an mich geschrieben hatte, erfuhr dieß ingeheim, und so erfuhr es dann auch ingeheim der ganze berlinische Hof und die ganze Stadt Berlin.

Aber, mein Herr, wie befindet sich der König, und wer ist des Königs Arzt? — Der Unbekannte erwiederte: der König befindet sich sehr schlecht, und er hat jetzt keinen andern Arzt als seinen Kammerhusar.

Sein Kammerhusar ist sein Arzt? — Ja, und dann zwischendurch auch, und zuvorderst, der König selbst. Dieser Kammerhusar ist der erste Kammerdiener des Königs. Er heisst Herr Schöning. Sehen sie, da kommt er, und führet sie jetzt gleich zu dem König.

Herein trat Herr Schöning, begrüßte mich artig und höflich, aber sehr ernsthaft, und mit grosser Besonnenheit. Ich dachte in diesem Augenblicke: zunächst nach dem Könige muß ich doch hier mit Herrn Schöning am besten stehen. Also faßte ich mich auch zusammen, und that alles was

mich

mich Menschenkenntniß und Erfahrung gelehret haben, um jezt, so gut ich konnte und vermochte, den Herrn Kammerhusar zu studiren und zu gewinnen. Bald zeigte sich mir auch Herr Schöning wie er ist. Ich fand an ihm einen Mann von Verstand, Gefühl, und Klugheit; der mit grosser Ueberlegung, aber wahr, und sehr gut sprach. Er schien den König durch und durch zu kennen.

Mit Herrn Schöning gieng ich nun bis an das lezte Vorzimmer vor die offene Thür des Königs. Hier fragte ich noch einmal, im schnellen Vorübergehen, mein Herz: wie ist dir zu Muthe? Es war mir wohl — im Andenken der Gedanken und Empfindungen die ich hatte, als ich, den egyptischen Obelisk vorbey an den Hügel von Sanssouci kam: und so trat ich vor den König.

Auf einem grossen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand wo ich hereintrat, saß der König. Er hatte einen alten, grossen, schlichten, vor Jahren abgetragenen Hut mit einer eben so alten weissen Feder, auf dem Kopf. Sein Kleid war ein Cassakin von hellblauem Atlas, vorne herunter ganz von spanischem Taback gelb und braun gefärbt. Er war in Stiefeln, und lehnte ein erschrecklich geschwollenes Bein auf ein Tabouret; das andere hieng.

Äusserst gnädig und freundlich nahm der König seinen Hut ab, und sagte mit einer entzückend angenehmen Stimme: Monsieur je vous remercie bien de la complaisance que vous avés bien

 voulu

voulu avoir de venir ici, et de la promptitude avec laquelle vous avés fait votre voyage.

Der Herzog von York, sagte ich, hat mir aufgetragen Eüer Majestät diesen Brief zu überreichen.

Der König las den Brief, und nun kam es zu folgender Unterredung, bey welcher der König mit mir, wie im Jahre 1771, und wie bey allen folgenden Unterredungen, ohne Ausnahme immer Französisch sprach, und niemals Deütsch.

„Ich bin dem Herzog von York sehr verbun„den, daß er Eüch hat wollen hieher kommen las„sen.“ — Der Herzog von York wünschet eben so herzlich als ich, daß mein Hieherkommen für Eüer Majestät nützlich seyn möchte. — „Wie be„findet sich der Herzog von York?“ — Sehr gut. Er ist immer freüdig, lebhaft, und voll Feüer. — „Ich liebe den Herzog von York so zärtlich als ein „Vater seinen Sohn lieben kann.“ — Der Herzog fühlet sehr lebhaft die Gesinnungen womit Eüer Majestät ihn beehren. — „Ihr seht mich „sehr krank.“ — Den Blick Eüer Majestät finde ich, seit funfzehn Jahren da ich die Ehre hatte Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Eüer Majestät sehe ich keine Veränderung ihres Feüers und ihrer Kraft. — „Ich habe sehr „gealtert, und bin sehr krank.“ — Deütschland und Eüropa werden nicht gewahr, daß Eüer Majestät alt und krank sind. — „Meine Geschäfte „gehen ihren gewöhnlichen Weg.“ — Eüer Majestät stehen des Morgens um vier Uhr auf, und verlän-

verlängern und verdoppeln dadurch ihr Leben. — »Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette. »In diesem Lehnstuhl, wo ihr mich seht, werden »meine Nächte hingebracht.« — Eüer Majestät schrieben mir: das Athemhohlen werde Ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich. — »Engbrüstig »bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. »Ihr seht indessen wie meine Beine geschwollen »sind.« — Wollen Eüer Majestät erlauben daß ich ihre Beine etwas näher besehe?

Nun ward Herr Schöning gerufen, der an der offenen Thür des Vorzimmers stand, damit er dem König die Stiefel ausziehe. Ich kniete an die Erde, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs — und schwieg!

»Ich habe keine Wassersucht.« — Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starker Geschwulst an den Beinen. Wollen Eüer Majestät erlauben, daß ich ihren Leib befühle? — »Mein Leib ist jetzt »dick, weil ich Blähungen habe. Da ist kein »Wasser.« — Ausgespannt ist der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Eüer Majestät untersuchen?

Der Puls war voll, stark, und sehr fieberhaft. Sehr beklommen war die Brust, und der König hustete unablässig.

Der Puls ist nicht schwach. »Man kann mich »nicht heilen. Nicht wahr?« — Erleichtern Sire! — »Was rathet ihr mir?« — Vorerst nichts. Aber sogleich werde ich mir die ganze Krankheitsgeschichte Eüer Majestät von ihrem

Kammer-

Kammerdiener erzählen lassen, und alles lesen was die Aerzte Euer Majestät darüber geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben meine Meynung zu sagen. — »Recht so. Schöning ist »von allem unterrichtet.«

Nun nahm der König sehr freündlich den Hut ab, und sagte: »Ich danke euch nochmals, daß »ihr habt hieher kommen wollen; habt die Güte »diesen Nachmittag um drey Uhr mich wieder zu »besuchen.«

Mit Herrn Schöning gieng ich nun wieder nach dem Zimmer der geheimen Cabinetsräthe außerhalb des königlichen Schlosses. Meine Meinung sagte ich nicht: denn meinen Abschied hätte ich auf der Stelle erhalten, wenn dem Könige bekannt geworden wäre, was ich von seinem Zustande dachte. Aber daß die Wassersucht, nicht nur in vollem Anzuge sondern wirklich vorhanden sey, daran hatte ich gar keinen Zweifel. Sehr verdächtig war mir auch der Zustand der Brust, nicht nur etwa wegen der Engbrüstigkeit, die auch anderswo ihren Sitz haben kann, oder wegen des Wassers das sich dort mochte gesammelt haben, sondern auch wegen eines Geschwürs, das mich der heftige Husten, und der fieberhafte Zustand, befürchten ließ. Was ich dem Könige über seinen seit 1771 unveränderten Blick gesagt hatte, war in so weit wahr; aber auch nicht viel gesagt. Das Gesicht war nicht nur sehr blaß und mager, sondern zumal von der weißgelben Blässe, welche nicht nur die übelste Beschaffenheit der Säfte, sondern auch der festen

Theile

Theile anzeigt, und unter solchen Umständen von der übelsten Bedeütung ist. Auch die Hände fand ich äusserst entfärbt, mager und dürr; den Leib sehr stark, und die Beine bis ganz oben an die Lenden so fürchterlich geschwollen, als nur irgend Beine geschwollen seyn können.

Alle den Zustand des Königs betreffende Papiere wurden mir von Herrn Schöning vorgeleget. Sie bestanden in einer grossen Menge von Briefen an Herrn Schöning, von seinem Herzensfreünde dem Herrn Professor Selle in Berlin, einem eben so grossen Philosoph als grossen Arzte. Herr Selle war mit Herrn Schöning über den Zustand des Königs, fast in täglicher Correspondenz; vieles aus diesen treflichen Briefen wird vormals dem Könige erzählet. Sodann zeigte mir Herr Schöning auch eine lebhafte Correspondenz zwischen dem eigentlichen Arzte des Königs Herrn Selle, und seinem alten Leibarzte, Herrn Cothenius. Aus allem sah ich: daß Herr Selle, auf eine ganz unverbesserliche Weise den Zustand des Königs, ganz von Anfang her bis ans Ende, beobachtet, beurtheilt, und behandelt hatte. Mit Schrecken hörte ich aber auch: „der König habe die allerausgesuch-„testen, und seinem Zustande angemessensten Arz-„neyen, nie über einmal oder zweymal gebraucht. „Er sey äusserst eingenommen gegen alle Arzney-„mittel, mit Ausnahme eines gemeinen Digestiv-„pulvers, eines kleinen Pulvers aus Rhabarber „und Glaubers Salz, und einiger andern Kleinig-„keiten, an die er einzig glaube, und denen er

„einzig

„einzig und allein traue. Ueber alle Begriffe gehe „sodann die Unmäſſigkeit des Königs im Eſſen. „Nichts gleiche dem Feüer, womit man alle ſeine „Speiſen würze, und womit er täglich ſeine Ein„geweide verbrenne. Die unverdaulichſten Spei„ſen ſeyen ſeine liebſten Speiſen. Nichts eſſe er, „zum Exempel, lieber als preüſſiſche Erbſen, die „härteſte Art von Erbſen in der Welt. Oft befalle „ihn daher bey Tafel, Uebelkeit und Erbrechen, „und ein paarmal in jeder Woche gleich nach dem „Eſſen eine heftige Colik. Kein Menſch dürfe hier„über Vorſtellungen machen. So oft der König „durch ſeine Aerzte, Herrn Selle, Herrn Cothe„nius, Herrn Freſe, und Herrn Theden, beredet „worden irgend ein Arzneymittel zu verſuchen, „habe er deswegen ſeiner Unmäſſigkeit im Eſſen „keine Schranken geſetzet. Er habe zuweilen das „Mittel gelobt, nachdem er die erſte Doſe davon „eingenommen; aber gleich nach der zweiten Doſe, „bey der erſten Uebelkeit, bey dem erſten Erbre„chen, bey der erſten Colik, bey der erſten üblen „Nacht, habe der König geſagt: dieß iſt die ſchänd„liche Folge der Arzneyen die man mir giebt! — „Erſchrecklich habe er dann auf Aerzte und Arzney„kunſt geſcholten. Höchſt erbärmlich habe er dann „ſeinen Aerzten die Köpfe gewaſchen, und ſie gleich „auf der Stelle heim verſendet. Eben dieſes Los „habe der gute und vortrefliche Herr Selle gehabt, „wie alle übrigen Aerzte. Dann habe der König, „ſobald er ſich die Aerzte vom Leibe geſchaffet, wie„der gegeſſen und gelitten, und nichts als ſeine

„kleine

„kleine Mittelchen gebraucht. So sey Friedrichs „Krankheit zu dieser fürchterlichen Höhe gestiegen; „so werde es nun ferner gehen, und so werde Friedrichs Krankheit steigen bis zu seinem Tode.“

So sprach Herr Schöning. Alle seine Worte trugen den Stempel der Wahrheit, wie ich an dem nemlichen Tage es selbst sah, und in der Folge zum Theile — selbst erfuhr. So jämmerlich mich auch dieß alles nicht nur hätte niederschlagen sondern zermalmen sollen, so fuhr ich doch, weil der König mich so äusserst gnädig aufgenommen hatte, im Vertrauen auf die Fürsehung Gottes, und im Glauben an die Hand die mich in meinem langen Lebenslauf aus so vielen Gefahren gerettet, ganz ruhig und zufrieden von Sanssouci zurück nach Potsdam zu meiner Frau, der ich gleich, wie in der Folge jeden Tag, in die Feder dictirte, was bey dem Könige vorfiel. Aber von dem, was mir an diesem Tage noch bevorstand, hatte ich keine Ahndung.

Den König sollte ich also um drey Uhr des Nachmittages wieder sehen. Aber gleich nach halb ein Uhr, als ich mich eben zu Tische setzte, kam ein Jäger des Königs, mit der Nachricht: Seine Majestät wünschen mich zu sehen, sobald ich gegessen habe! — Ich aß nichts, und flog nach Sanssouci.

Am Hügel von Sanssouci fuhren zwey Herren von der täglichen Tischgesellschaft des Königs, der Herr Marquis von Lucchesini und der Herr General Graf von Görtz bey mir vorbey. Dieß erschreckte mich,

mich, da die Tafel des Königs sonst nicht so schnell aufgehoben ward. Bey meiner Ankunft in Sanssouci erfuhr ich von Herrn Schöning, daß der König vom Morgen bis Mittag immer heftiger gehustet, einen erschrecklichen Anfall von Engbrüstigkeit habe, und in einemfort Blut auswerfe.

Schrecklich war schon der erste Anblick, als ich vor den König kam. Friedrich konnte nicht sprechen. Er hustete entsetzlich, und jedesmal gieng ihm viel Blut aus dem Munde. Sein Athemhohlen war ein mühsames und schreckhaftes Streben nach Athem. Schlag auf Schlag kamen Augenblicke, in welchen es schien, er verfalle in einen tödtlichen Stickfluß. In seinem Lehnstuhl konnte er zuweilen nicht mehr sitzen, man mußte ihm auf die Beine helfen, und ihn mit allen Kräften halten: denn alle seine Kräfte schienen verlohren, und der Kopf hieng ihm auf die Brust. Aber bald sank er dann wieder in seinen Lehnstuhl, und wenn der entsetzliche Husten nachließ, erfolgte ein tiefer Schlummer. Convulsivische Bewegungen entstanden im Gesichte; zuweilen hörte ich ein leises Stönen und Wimmern. Der Puls schlug stark und schnell, aber nicht unordentlich.

Lange stand ich vor dem Könige, eh er ein Wort sprechen, oder ich ein Wort antworten konnte. Es schien immer als würde der König plötzlich ersticken. Als ich ihn zum erstenmal sprechen hörte, sagte er: „zu diesem allem habe „ich noch eine heftige Colik.“ — Aber kaum hatte ich ein Wort ausgesprochen, so lag er wieder in

seinem

seinem Schlummer, so bewegte sich sein Gesicht wieder convulsivisch, und so hörte ich wieder das Stönen. Dann riß die Gefahr des Erstickens den König wieder aus seinem Schlummer. So folgte dann wieder ein entsezlicher Husten, und das Blut gieng dann wieder häufig aus dem Munde.

Dieser fürchterliche Auftritt hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als der König wieder ein wenig zu sich selbst kam. Ich bat um Erlaubniß auf der Stelle etwas zur Erleichterung thun zu dürfen. Nun kam es zu folgenden Worten.

„Was wollt ihr thun?“ — Die Brust erleichtern, dem Blutspeyen widerstehen. — „Das „Blutspeyen ist nichts. Ich habe im siebenjähri„gen Kriege auf eben die Art, Blut ausgeworfen. „Was soll ich gegen meine Colik thun?“ — Ein Clistier nehmen. — „Das geht den Augenblick „wie ein Pistolenschuß weg. Doch ich werde es „versuchen. Aber was thue ich weiter?“ — Was sich ohne Vermehrung der Colikschmerzen thun läßt, muß zur Erleichterung der Brust geschehen. Eüer Majestät nehmen Oxymel und Salmiack? — „Das Oxymel hilft mir nichts. Was soll der „Salmiack?“ — Er wird kühlen, welches sehr nöthig ist, die Brust erleichtern, und die Colik nicht vermehren. — „Verschreibt mir Salmiack, „und sagt mir dann, ob ihr über meinen ganzen „Zustand jezt recht unterrichtet seyd.“ — Das bin ich zwar. Aber haben Eüer Majestät die Gnade, den Professor Selle von Berlin hieher kommen zu lassen, damit ich mit Ihm einen Plan verabreden

könne, wie Eüer Majestät künftig behandelt werden müssen. Selle kennet ihren Zustand am besten, hat von Anfang und immerfort am besten darüber geurtheilt, und Eüer Majestät immer gut gerathen.

Mit einem erschrecklichen Gesichte, blitzenden Augen, emporgeworfenem Kopfe, und einer Stimme wie ich in meinem Leben keine Stimme gehöret habe, antwortete mir der König: „Diesen Plan „erwarte ich von eüch? Ich habe zu niemand Ver„trauen als zu eüch.“

Eüer Majestät, erwiederte ich, werde ich diesen Plan in der Folge vorlegen. Heüte muß ich wider die gegenwärtigen Zufälle thun was möglich ist.

Alle Kräfte des Königs schienen durch diese kurze Unterredung erschöpfet. Gleich darauf verfiel er wieder in einen tiefen Schlummer, der Kopf lag ihm auf der Brust, und das Gesicht bewegte sich wieder convulsivisch. Der König hatte ein grosses weisses Schnupftuch in der Hand, das aussah als hätte man es in Blut getaucht. Es war mir daran gelegen, zu wissen, ob Eiter mit dem Blute vermischet sey. Auf einem nahen Tische sah ich ein reines Schnupftuch; ich nahm es in die eine Hand, und mit der andern nahm ich leise das blutige Schnupftuch aus der Hand des Königs. Indem ich dieß that, erwachte Friedrich, fuhr auf mit dem Kopfe, sah mich entrüstet an, ließ aber zu meinem Glücke den Kopf gleich wieder sinken, und verfiel gleich wieder in den vorigen Schlum-

Schlummer. Äusserst leise und behutsam legte ich indeß, das reine Schnupftuch in die Hand des Königs; sodann besah ich das andere, fand nichts darinn als reines Blut, wenig Schleim, und keinen Eiter.

Lange schlummerte nun der König, und athmete dabey mit äusserst beklommener Brust. Indessen kam der Salmiack. Als der König bey fürchterlichem Husten wieder aufwachte, sagte ich: Sire, der Salmiack ist da! Der König schüttelte den Kopf — nahm den Salmiack, auch ein Clistier, und verfiel wieder in einen Schlummer; und dieser daurte über eine Stunde, unter beständigen Verziehungen der Gesichtsmuskeln! So lange war ich bey dem Könige ganz alleine, einer, und bisweilen beyde Kammerhusaren waren in dem ersten Vorzimmer.

Ich armer Fremdling in diesem Lande, war also da alleine bey Friedrich dem Grossen! Entrüstet schien Er über mich; am ersten Tage nach meiner Ankunft, eh ich irgend etwas von Erheblichkeit hatte sagen und thun können! Ich war in der gegenwärtigen Gefahr, diesen an der Spitze des achtzehnten Jahrhunderts stehenden Held und König, den Europa so oft gefürchtet und immer bewundert hat, vor meinen Augen fallen, hier — einsam in meinen Armen sterben zu sehen!

Errathen wird jeder, der jemals in der größten Gefahr, und in dem schrecklichsten Gemüthszustande war, was ich in dieser Lage empfand. Eine brennende Hitze herrschte diesen ganzen Tag hindurch;

 der

der Schweiß fiel mir herunter vom Angesichte wie Regen. Aber Blut hätte ich geschwitzet, wenn man könnte Blut schwitzen.

Ganz alleine stand ich da bey dem schrecklich grossen Manne, in der allgemeinsten feyerlichsten Stille, und weit umher herrschenden Ruhe. Mancher Gedanke der mich zerstreute, mir auch zuweilen das Herz erhöhte, gieng mir dabey durch den Kopf. Bald heftete ich meine Augen auf Friedrich; bald auf ein herrliches Brustſtück des Marcus Aurelius, aus weissem Marmor und vielfärbigem Agat, das neben ihm auf dem Kamin, seinem Bette gegenüber stand; und erinnerte mir dabey die Stelle aus Friedrichs Epistel an Keith: vertueux Marc Aurèle, l'exemple des humains, mon héros, mon modèle! — Ohne von dem Fleck zu weichen, worauf ich stand, betrachtete ich alles, was mir an dem Könige, und in seinem Zimmer auffiel. Bey seinem übrigens etwas cynischen Anzug, hatte der König an der linken Hand einen Ring von einem sehr grossen Solitairbrillanten; an der rechten Hand einen Ring von geringem Werth und grosser Bedeutung, einen grossen schlesischen Chrysopras, also das beständige Merkzeichen Schlesiens. Zur Seite, vor der offenen Thür des ersten Vorzimmers, frappirte mich immer das schöne Portrait Kaiser Josephs des Zweiten, das Friedrich gerade da beym Ausgang aus seiner Thür auf eine Commode gegen einen Spiegel gestellet zu haben schien, um diesen grossen und unternehmenden Monarch nie

aus

aus seinem Auge zu verlieren. Das nemliche Portrait des Kaisers sah ich schon im Jahre 1771 auf dieser nemlichen Stelle.

Aber bald dachte ich dann wieder an mich, und an meine gegenwärtige schreckliche Lage. Nun ist es wohl allgemein bekannt, sagte ich zu mir selbst, daß dieser grosse König da — mich hat zu sich rufen lassen. Mit den Zähnen knirschet gewiß jetzt schon der Neid, dem es immer unausstehlich ist, wenn einem andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet das Ihm nicht auch begegnet: man wird es mir nie verzeihen daß ich hier vor diesem Lehnstuhl stehe! — Aber ach, wüßten doch alle diese durch eine so elende Leidenschaft bethörten Menschen, wie mir jetzt ist, welche Angst, welcher Unmuth, welche Gefahren, und welche Schrecken mich hier umgeben: o gewiß, sie würden sich freüen daß ich hier bin!

Daß Friedrich heüte nicht sterben werde, sagte ich mir dann doch immer zwischendurch. Erstlich, weil er gar nicht den Puls eines Sterbenden hatte, und weil die Lebenskräfte, alles bösen Anscheins ungeachtet, wie ich aus dem Pulse sah, nicht gesunken waren. Zweitens, weil ich dachte, dieser Sturm sey vielleicht nur von periodischer Natur, und eben deswegen begleite ihn mehr Schrecken als Gefahr.

Indem ich mit meinen Gedanken so hin und her wanderte, weckten endlich Herzensbeklemmung, fürchterlicher Husten, und gegenwärtig scheinender Stickfluß, den König wieder auf. Er sagte, sobald

bald er sprechen konnte: „Der Salmiack hilft mir nicht; Ich will ein Digestivpulver nehmen?“ — Dieß war das berühmte weisse Pulver, in welches der König so grosses Vertrauen setzte; es bestand aus Cremor Tartari, Salpeter und Krebsaugen, und war die Erfindung des Herrn Cothenius. Ich antwortete: Ja Ihr Majestät, nehmen Sie ihr Digestivpulver, es öfnet Ihnen den Leib, und dieß wird Sie beruhigen.

Das Digestivpulver ward genommen; und nun brachte ein geheimer Cabinetsrath eine grosse Menge offener Briefe dem Könige zur Unterschrift. Diese Briefe waren die am frühen Morgen dieses Tages ertheilten Antworten des Königs auf alle in der lezten Nacht eingegangene Sachen. Auf einen Tisch neben den Lehnstuhl des Königs ward das Paquet hingelegt. Mit zitternder Hand ergriff er die Menge offen auf einander liegender Briefe, und fieng an, seiner grossen Schwäche und Hinfälligkeit ungeachtet, zu lesen. Ich trat um einige Schritte zurück in die Thür des Vorzimmers, sah aber doch deütlich wie er jeden Brief las bevor er ihn bebend und mühselig unterschrieb. Kurz und von wenigen Zeilen schienen mir zwar die Briefe, aber ich begriff doch kaum, was ich mit meinen erstaunten Augen sah. Als dieses Geschäft beendigt war, trat ich wieder vor den König, der einige Worte mit mir sprach, und gleich wieder in den vorigen Schlummer versank.

Er schlummerte und hustete nun abwechselnd, aber mit wenigerm und geringerm Blutauswurf.

Meine

Meine Meditationen setzte ich, indeß da ich da ganz alleine wieder eine ganze Stunde bey dem schlummernden König stand, über alles fort, was mir etwa das Herz heben konnte. Schrecklich und groß war zwar diese ganze Scene, aber sie stählte mir eben durch ihre Grösse den Muth. Mit einer Art von Enthusiasmus sagte ich zu mir selbst, wenn ich dieß überstehe, hier glücklich herdurchkomme, diesen grösten und fürchterlichen Mensch am Ende doch vielleicht gewinne: so macht mich auch gewiß weiter nichts mehr in der Welt verlegen; so trete ich, mit der grösten Furchtlosigkeit vor jeden Grossen auf Erden, und so sehe ich kühn und ruhig jedem Menschen ins Gesicht.

– Ab und zu, wenn der König wachte, sprach er ein Wort mit mir. Endlich kamen einige Stuhlgänge; und nun wachte er allmählich länger, hohlte nicht mehr so ängstlich den Athem, sagte daß seine Colik nachlasse, und verabschiedete mich endlich, nachdem ich vier ganze Stunden auf diesem gefährlichen Posten ausgehalten hatte, mit einer ziemlich verdrießlichen Miene, und mit diesen Worten: „Kommt morgen frühe um halb „sieben Uhr wieder!“

28. Cap.

Ueber den Gang seiner Krankheit in der Neige seiner Tage. Ueber seine gute und üble Laune während dieser Zeit.

Gleichmüthig war Friedrich gar nicht, während seiner ganzen Krankheit. Magen, Unterleib und Imagination, hatten anjezt diesen grösten Mann des achtzehnten Jahrhunderts gar sehr und oft unter ihrer Herrschaft. Eine einzige Indigestion drückte ihn gewaltig nieder; und kaum war der Druck weg, so loderte sein grosser Geist, wieder hoch empor. Sein Muth erhob sich gleich, wenn irgend ein Vorfall, der ihm für seine Gesundheit zuträglich schien, seine Erwartung übertraf. Schnell schritt er zu unerwarteten Entschlüssen, wenn auch nur ein einziges glückliches Wort seine Imagination frappirte. Eben wegen seines unbezwingbaren und nicht unbegreiflichen Unglaubens an Aerzte und Arzneykunst, hielt er die allergeringste gute Wirkung eines Arzneymittels für ein Wunder; und jeden Arzt, der ihm eine Kleinigkeit vorhersagte, für einen Prophet.

Nahe bey Thronen geht man immer auf Feüer das unter arglistiger Asche glimmt. Dieß wusste ich schon lange. Darum floh ich diese sonst so lockende, aber höchst gefährliche Bahn: da eine weit grössere und glänzendere Lage mich erwartete,

als

als die für mich seyn konnte, täglich Friedrich den Grossen — sterben zu sehen. Darum erschrack ich, als ich Friedrichs ersten Brief, in Hannover den neünten Junius 1786 erhielt: aber ich beruhigte mich fast in gleichem Augenblicke, bey folgenden Gedanken: Die Fürsehung, an die der grosse Friedrich nicht glaubt, schickt mir diesen Ruf, und unter solcher Leitung gehe ich sicher auf dem gefährlichsten Wege. Es ist wahr, und ich weiß es schon lange, Friedrich hat keinen Glauben an Arzneykunst und Aerzte. Er hielt von jeher unsere ganze Kunst für Quacksalberey. Noch mehr als jemals wird er sie jetzt dafür halten, weil sie ihn nicht heilen kann. Unheilbar wird er und muß er seyn, weil so sehr geschickte Aerzte, wie er in Berlin und Potsdam und überall in seinen Staaten hat, ihn nicht geheilet haben, ihn vielmehr für unheilbar erklären. Aber es ist doch etwas äusserst grosses, interessantes und lehrreiches, einem solchen ausserordentlich grossen Manne in die Augen zu sehen, um ihn und bey ihm zu seyn in den letzten Stunden seines Lebens. O wie oft drücket mich mein frostiges und flaches Alltagsleben, dieses ewige Einerley! — Jede Gefahr, die mich in Sanssouci umgeben kann und gewiß umgeben wird, muß dagegen mich ermuntern und beleben. Jede Gefahr ist mir lieber als Langeweile; und der geistlose Alltagsgang des Lebens, bey dem man doch nie Herr über seine Zeit seyn kann, und wo man doch auch immer nur das seyn muß was andere aus uns machen wollen. Hat König Frie-

 drich

drich dem unbezwingbarsten Unglauben an alle Aerzte, so habe ich doch einen grossen Glauben an einen so grossen Mann. Tausendfach mag er mich als Arzt mit der ganzen Allgewalt und mit dem ganzen Drucke seiner Grösse verachten; gewiß verachtet er mich aber doch nicht als Mensch. Jedem guten Menschen ließ er doch von jeher sein Recht, und jeder Bauer fand bey ihm ein williges Ohr. Am Ende ist es auch unaussprechlich viel leichter mit grossen Menschen umzugehen als mit kleinen. Dieß habe ich gar oft erfahren. Also ist mir der Umgang mit Friedrich dem Grossen, so brummisch und verdrießlich dieser sterbende König auch anjetzt immer seyn mag, doch nicht so fürchterlich, daß ich nicht wenigstens den Versuch machen möchte: denn gewiß und zuverlässig haben gekrönte Häupter, so gegründet und laut auch ihre Ursachen zur äussersten und höchsten Menschenverachtung sind und seyn müssen, gar oft etwas Liebendes, Sanftes und Mildes im Herzen.

So tröstete ich mich in Hannover über meinen schreckhaften Ruf nach Potsdam, und mit dieser Denkart stand ich jetzt in Sanssouci vor Friedrichs Lehnstuhl.

Es war völlig unmöglich für den König etwas Nachdrückliches zu thun; dieß hatte ich schon am ersten Tage, dem vier und zwanzigsten Junius, gehört, gesehen, und erfahren. Also gleich von diesem ersten Tage an, entschloß ich mich, ganz sachte neben dem Fels vorbeyzugehen den ich nicht vermögend war aus dem Wege zu heben. Frie-

drich

drich wollte leben; aber bald wollte er auch nur erleichtert seyn, wollte daß man für seine Engbrust, für seinen Stuhlgang, und für seine Verdauung sorge; und bald verlangte er weiter nichts, als ein Mittel das ihn auf der Stelle heile! — Ein solches Mittel kannte ich und hatte ich nicht. Aber auch dieses unbegreifliche Verlangen abgerechnet, entsagte ich gleich, nach allem was ich am ersten Tage erfuhr, der Hofnung zu der Möglichkeit irgend einer ordentlichen und durchgreifenden Cur.

Ein Mittel mußte ich allerdings dem Könige verschreiben, so wenig Glauben ich auch an alles hatte was ihm verschrieben werden konnte. Aber welches Mittel? — Dieß war für mich, so leicht es auch scheint, eine Sache von grosser Ueberlegung. Ein Mittel, dachte ich, das ich einem so grossen und sterbenden Könige verschreibe, wiegt und prüfet man in ganz Deütschland, vielleicht gar in ganz Eüropa; und alle bösen und kleinen Leüte, wenigstens in Berlin und auf meiner Nachbarschaft, nehmen es in die Zähne! Also muß ich nichts der gemeinsten Vernunft unbegreifliches, nichts dem schwächsten Auge unsichtbares, nichts zusammengesetztes, nichts weithergesuchtes, nichts zweifelhaftes verschreiben. Ein einziges, längst und allgemein bekanntes, höchst einfaches, und alle Critik aushaltendes Mittel also, bey dem ich fest bleibe, und von dem ich nicht abgehe bis es mir der Monarch aus den Händen windet, wird doch besser seyn, wird mir auch mehr Zutrauen bey ihm erwerben, wenn Zutrauen bey ihm mög-

lich

lich ist, als beständiges Springen von diesem auf jenes, und von jenem auf dieses. Das Mittel, wozu ich mich entschloß, konnte seinen Appetit vermehren, konnte ihm den Stuhlgang reichlich befördern ohne ihn zu schwächen, konnte ihn also doch sehr erleichtern. Dieß war unter solchen Umständen genug. Komme ich mit diesem einzigen Mittel nicht aus der Sache, dachte ich, so mag der König dann immer wieder sein altes Digestivpulver nehmen, oder sein Glauberisches Salz mit Rhabarber. Dieß segne ihm der liebe Gott, von dessen Gnade ich mir dann aber weiter in Potsdam auch nichts wünsche, als nur einen baldigen guten Abschied von Friedrich dem Grossen.

Mit solcher Einfalt in meinem Herzen und in meinem Verfahren, kam ich auch bey dem Könige glücklich durch. Glücklich kam ich sogar durch, bey allen verständigen und klugen Aerzten. Der scharfsichtige und tiefsinnige Selle erzeigte mir die Gerechtigkeit, in der Rechenschaft die er der Welt von seinem weisen Verfahren bey der Krankheit des Königs ablegte, zu verstehen zu geben: ich sey mit meinem Mittel auf die Grund und Hauptquelle der Krankheit gegangen. Aber auf so viele Ehre machte ich nicht Anspruch: denn ich wusste wohl, daß es gar viele Umstände giebt, unter welchen auch ein treffendes Mittel nicht trifft. Also machte sich doch eigentlich mit diesem Mittel niemand verächtlich, als nur ein göttingischer Professor, der Epigrammen für Karrenschieber schreibt; niemand als nur noch ein scurrilischer Obercon-

sistorial-

sistoriakrath und Oberschulrath in Berlin, und einige andere witzigseynwollende Tröpfe, die eben so wenig als jene beyde vermochten etwas gegen die Sache zu erinnern. Alle diese schönen Geister nagten darum bekanntlich am Worte; und witzelten in ihren Almanachen, und witzeln noch immer in allen ihren Wischen vom — Löwenzahn!

Keiner von den siebenzehn Tagen die ich bey dem Könige zubrachte, war so heiß und schrecklich wie der erste. Keine von den drey und dreissig Audienzen, die Friedrich der Grosse die Gnade hatte mir während dieser Zeit zu ertheilen, war so niederdrückend für mich wie die zweite.

Am fünf und zwanzigsten Junius hatte ich also meine dritte Audienz, des Morgens um halb sieben Uhr. Vor der Thür des königlichen Zimmers, übergab mir der zweite Kammerhusar tausend Thaler in Bancozetteln und sagte: der König lasse mir wissen, dieß sey für meine Reisekosten von Hannover bis Potsdam; für meine Rückreise von Potsdam nach Hannover werde ich wieder tausend Thaler erhalten.

Nun trat ich vor den König, der mich sehr gnädig, sehr höflich, und sehr milde anredete, sehr zufrieden war, und von sehr guter Laune. „Ich „habe weit besser geschlafen, sprach er, als ich es „erwarten durfte, und ich befinde mich nun ganz „anders als gestern.“ — Er hustete wirklich sehr viel weniger, warf nur ein Weniges von Blut aus, viel weniger war seine Brust beklommen, und der Puls ziemlich ruhig.

Ich bedankte mich für das Geschenk das ich so eben erhalten hatte. Der König antwortete mir hierauf mit diesen Worten, die mich besser trösteten, und die mir mehr werth waren als alle seine Thaler: c'est moi qui vous suis obligé de la complaisance que vous avés eu de venir ici.

Nun sprach der König über seinen gegenwärtigen Zustand. Vorerst, sagte ich, werde es am besten seyn bloß mit kühlenden Mitteln fortzufahren, und dabey sehr sorgfältig darauf zu sehen, daß hinreichende Leibesöfnung erfolge. Damit war der König zufrieden. Er verabschiedete mich auf die gnädigste und allerhöflichste Art, und sagte: „habt die Güte diesen Nachmittag um drey Uhr „wieder zu kommen.“

Ich kam. Der König unterhielt sich mit mir über eine halbe Stunde, sagte nicht ein Wort von seinem Zustande, war sehr heiter und aufgeweckt, spie zwischendurch ein wenig Blut, und sprach in einemfort von englischer und französischer Litteratur.

Zum Exempel. „Locke und Newton waren die „grösten Denker unter den Menschen; aber die „Franzosen verstehen doch besser wie die Engländer, „die Dinge gut zu sagen.“ — Die englische Sprache ist allerdings sehr geschickt zum Vortrage speculativer Philosophie, und aller höhern Wissenschaften. Aber auch im Parlamente lebet in ununterbrochener Reihe, aus der Asche eines brittischen Demosthenes ein anderer wieder auf. Die englische Sprache beüget sich zu dem edelsten Vortrage

trage in historischen Werken; und steht unter keiner in Werken von Witz und Laune. — „Hume „und Robertson sind Geschichtschreiber vom ersten „Range. Ich schätze beyde sehr hoch.“ — Gibbon übertrift sie vielleicht beyde. Alle Würde und jeder Reitz des historischen Styls, sind in Gibbon vereinigt. Seine Perioden haben einen entzückenden Wohlklang, und alle seine Gedanken sind voll Nerv und Kraft. — „Was hat Gibbon geschrie„ben?“ — Ich erzählte den Hauptinhalt von Gibbons unsterblichem Werke über die Abnahme und den Sturz des römischen Reiches.

Einen Blick warf nun der König noch auf unsere Litteratur. „Wie steht es mit den Wissen„schaften in Hannover?“ — Die Hannoveraner haben ihre Einsichten dem guten Unterrichte von Göttingen zu verdanken. — „Göttingen hat sich „sehr hervorgethan, aber doch ist kein Hannovera„ner dort Professor!“ — Viele der geschicktesten Männer Deutschlands, leben und lehren in Göttingen. Aber verschiedene ausgezeichnet gute Köpfe unter den göttingischen Professoren, sind doch auch gebohrne Hannoveraner: zum Exempel, Wrisberg und Meiners. — „Ich kenne Meiners. Er „hat ein gutes Buch über die Schweitz geschrie„ben.“ — Ein sehr gutes Buch, und mit wahrer Liebe für die Schweitz geschrieben: wofür man aber auch nach Meiners Kopfe aus allen dreyzehn Cantonen mit Steinen warf.

Ein Weniges ward nun noch von der Schweitz gesprochen, etwas von Haller und einigen andern Gelehrten.

Gelehrten. Der König sprach von Haller mit grosser Güte und Gelindigkeit, und von andern Gelehrten schneidend.

Zulezt sagte er wieder auf die gnädigste Art: „Ich wünsche sehr eüch Morgen um acht Uhr wie„der bey mir zu sehen.“

Am sechs und zwanzigsten Junius, fand ich den König wieder äusserst herablassend, sanft, und von froher Laune.

Die Unterredung war sehr ermunternd für mich. — „Habt ihr den Plan, wie ich behan„delt werden soll, geschrieben?“ — Nein, Sire! Aber ich habe diesen Plan im Kopfe, und werde die Ehre haben Eüer Majestät, wenn sie mich hören wollen, dieß alles sogleich mit wenigen Worten zu sagen. — „Sagt was ihr wollt.“

Eüer Majestät haben grosse Verstopfungen, zumal in den Eingeweiden des Unterleibes. Man muß trachten das Stockende aufzulösen, den richtigen Umlauf aller Säfte herzustellen; und, soviel man ohne Nachtheil der Kräfte kann, das Ueberflüssige wegzuschaffen. Zuerst nehmen Eüer Majestät, ganz allein, ein sehr auflösendes, eröfnendes, und gelinde abführendes Mittel. In der Folge kann man dann die eröfnenden und abführenden Mittel verstärken, und sie durch stärkende unterstützen. Dieß ist mein ganzer Plan, und weiter hinaus weiß ich nichts.

„Ihr wollt Mich also heilen?“ — Lindern will ich den Zustand Eüer Majestät, wenn Sie Geduld genug haben, und mir Zeit genug vergönnen.

nen." Eine sehr gelinderte Krankheit ist am Ende eine halbgeheilte Krankheit. — "Da habt ihr "Recht. Aber was wollt ihr mir denn geben?" — Ein sehr gemeines, allgemein bekanntes, äusserst einfaches Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den Saft vom Löwenzahn zur Honigdicke eingekocht (*). — "Das ist eine "Pflanze die ich nicht kenne." — Sie wächst im Frühling auf allen Wiesen. — "Den Löwen "möchte ich wohl kennen, für den dieser Zahn er"schaffen ward?" — (Lächelnd) Sire, dieß wird sich bald zeigen. — "Aber kennt ihr die Wirkun"gen dieser Pflanze aus eigener Erfahrung?" — Aus häufiger Erfahrung. — "Ich will das Mit"tel nehmen."

Und nun sagte der König noch bey seiner heitern und frohen, und in diesem Augenblicke sarcastischen Laune: adieu mon cher Monsieur, j'obeïrai à tous vos ordres.

Voll Erstaunung war, als ich herauskam, der biedere und redliche Kammerhusar, Herr Schöning, der, bey den meisten Unterredungen des Königs mit mir, an der offenen Thüre stand, und diese ganze Unterredung gehöret hatte. Er sagte: nie war der König in medicinischen Sachen so billig und so lenksam; in seinem Leben begegnete er nie einem Arzte so höflich!

Gegen

(*) Extractum herbae et radicis Taraxaci in balneo mariae paratum et ad consistentiam mellis inspissatum.

Gegen vier Uhr dieses Nachmittages sah ich den König wieder. Äusserst höflich und zufrieden war er wieder, und er sprach mit mir über anderthalb Stunden von mancherley Dingen.

Etwas von dieser Conversation kann ich mittheilen. — „Seht ihr oft den Herzog von York, „und was denkt ihr von Ihm?" — Den Herzog von York sehe ich, so oft er meiner bedarf, und dann nebenher auch noch einmal in der Woche. Er begegnet mir äusserst liebreich und gütig. Es ist mir immer wohl, wenn ich bey ihm bin. Er ist ein äusserst liebenswürdiger und durch seine in England erhaltene Erziehung so menschlich gesinnter Herr. Nie hat mich der Herzog von York gedrücket und gequälet wie deutsche Prinzen bisweilen Ihre Leibärzte drücken und quälen. Seine schöne Seele brachte aus England nach Hannover keine andern als die mit allen Rechten der Menschheit übereinstimmenden Grundsätze. Unsere sonst ein wenig spanisch gewesenen Sitten dort, haben sich auch sehr nach ihm gebildet und gemildert.

„Recht sehr gut habe ich von jeher gewusst, „dass man einst in Hannover so spanisch war, wie „ihr sagt; Ich liebe den Herzog von York um „so viel mehr wegen dieser Reformation eurer „Sitten."

Die aristocratische Steifigkeit und den adelichen Uebermuth, vertrieb der Herzog von York aus Hannover, durch seine Milde und Gefälligkeit. Aber noch weit nachdrücklicher, weit republicanischer, und mit noch weit grösserer Kraft, versuchte

diese Reformation sein muthiger Bruder, der junge Seemann, Prinz Wilhelm. Es ist sehr zu wünschen, daß die Söhne unsers Königs immer bey uns bleiben, damit sich bey dem Adel und dem Bürgerstande in Hannover der Rost von unsern alten Sitten ganz verwische. Als ich einst den Herzog von York, des Morgens frühe krank fand, und ihm sagte, er möchte mir erlauben daß ich ihn auf den Abend wieder sehe, antwortete er mir: kommen sie, wenn sie nichts besseres zu thun haben! — Kein Mensch ist in Hannover weniger anmassend und weniger stolz als der Herzog von York.

„Ich liebe den Herzog von York unendlich. „Er ist für sein Alter so sehr ausgebildet. Er hat „so gute Manieren, und so viele Kenntnisse. Er „ist so vernünftig und gesittet. Man muß einem „Prinzen dafür danken wenn er so viel Verdienst „hat, denn mehrentheils haben Prinzen gar kein „Verdienst! Ich habe den Herzog von York oft „in kleinen Dingen beobachtet, wo er gar nicht „vermuthen konnte, daß Ich auf Ihn sehe. Der „Mensch achtet in solchen Kleinigkeiten gar zu oft „nicht auf sich selbst, und macht sich dann eben „da weit mehr kund als in grossen Dingen, wo „man sich immer zusammenfasset weil man weiß „daß man von andern Menschen beobachtet wird. „Bey diesen Wahrnehmungen habe ich auch immer „den Herzog von York so gefunden, wie Ich ihn „zu finden wünschte.“

Sire, es ist aber auch nicht möglich, daß man Ihnen mehr ergeben sey, als der Herzog von York Eüer Majestät ergeben ist. O wie gerne würde er sein Leben für Sie aufopfern!

„Er weiß wie sehr Ich ihn liebe; und ich „hoffe, daß er einst ein guter General werden „wird.“

Der König versprach mir nun noch, bevor er mich verabschiedete: Er wolle Morgen frühe das ihm vorgeschlagene Mittel aus dem Löwenzahne nehmen.

Der Löwenzahn ward nicht genommen: denn als ich am sieben und zwanzigsten Junius, um acht Uhr des Morgens zu dem Könige kam, bemerkte ich nicht mehr die geringste Spur von allen guten Entschlüssen des vorigen Tages. Verschwunden war die Folgsamkeit, über die Herr Schöning gestern so sehr erstaunte. Der König bewillkommete mich gleich beym Eintritt in sein Zimmer mit einer äusserst zahlreichen Artillerie von Einwürfen wider den Löwenzahn. Mit der grösten Freymüthigkeit beantwortete ich alle Einwürfe des Königs, denn seine Artillerie war dießmal nicht schwer.

Die Unterredung über den Löwenzahn ward indessen immer lebhafter, und endigte sich endlich so. — „Das sage ich eüch aber zum voraus, „Ich nehme eüre Arzney nur einmal im ganzen „Tage.“ — So haben Eüer Majestät sehr viel zu nehmen. — „Wie viel?“ — Zwey bis drey Eßlöffel voll. — „Das heisse ich nicht „viel.“ — Desto besser. Aber nach zwey bis

drey

drey Eßlöffeln von dem Löwenzahn, die man auf einmal nimmt, kann man übel werden, vielleicht gar sich erbrechen. — „So nehme Ich den Lö„wenzahn nicht!“ — Es kann auch seyn, daß dieß nicht geschieht; Euer Majestät können mit kleinern Dosen anfangen. — „Mir mißfällt die„ses langsame Fortschreiten.“ — So nehmen Euer Majestät gleich zwey Eßlöffel voll in Fenchelwasser, das wohlthätig für den Magen ist. — „Kann ich bald darauf Caffee trinken?“ — Eine halbe Stunde nachher. — „Aber der Löwenzahn „kann die Kraft verlohren haben, die er zur Zeit „der Griechen und Römer hatte.“ — Diese Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht etwa nur aus Büchern. Ich bediene mich des eingekochten Safts derselben seit dreissig Jahren. Jeden Frühling verschreibe ich gegen alle Krankheiten die von Verstopfungen der Eingeweide herrühren, vielleicht mehr als einen Centner dieses Extracts. Aber — wenn auch alles was ich sage, Euer Majestät nicht beredet, und nicht überzeuget: so machen es dieselben mit mir, indem Sie das Mittel aus dem Löwenzahn nehmen, wie Alexander mit seinem Arzte von dem man ihm sagte, er wolle ihn vergiften! Trinken Euer Majestät diesen Gift in meiner Gegenwart, und sehen mir dabey scharf ins Gesicht. Sie werden erfahren, daß ich eben so wenig aus meiner Fassung komme, als der Arzt des grossen Alexanders.

Diese kleine Rakete schien bey dem Könige mehr zu wirken als alle medicinische Raisonnemen=

 ments.

ments. Er lachte laut, auf eine äusserst liebreiche und froliche Art, und sagte laut und nachdrücklich: „Ich werde eüer Mittel nehmen!“

Meinen Abschied für diesen Morgen gab mir der König mit folgenden Worten: adieu mon bon Monsieur. Vous me fairiés plaisir, si vous voulies revenir cette aprésdinée à trois heure, pourvû que cela ne vous incommode pas.

Um drey Uhr fieng die Unterredung so an: „Aber sagt mir, ist es möglich, daß Ich, in mei„nem Alter, nach aller Arbeit die ich gethan, nach „einem so ununterbrochenen beschwerdevollen Leben, „und jezt nach allem meinem Leiden, auch nur noch „die allergeringste Erleichterung hoffen und erwar„ten darfe?“ — Es ist möglich. — „Ich kann „es nicht glauben.“ — Ich glaube es: denn am ersten Tage, als ich die Ehre hatte Eüer Majestät den ganzen Nachmittag hindurch zu sehen, waren Sie so schwach, so hinfällig, daß ich glaubte, Sie würden sich in langer Zeit nicht wieder erhohlen. Mit Schrecken kam ich den andern Tag wieder, und fand Eüer Majestät heiter und froh. Es ist also Lebenskraft da; und so lange die da ist, habe ich Muth. — „Morgen frühe nehme ich den Lö„wenzahn.“

Am acht und zwanzigsten Julius frühe um sechs Uhr nahm der König den Löwenzahn und zwar in ziemlich starker Dose, zwey Eßlöffel voll des Saftes in Fenchelwasser aufgelöset. Ich kam zur gewöhnlichen Zeit, um acht Uhr; und hörte nun

Wun-

Wunder, so, daß ich meinen Augen nicht traute, und mich auf meine Ohren nicht verließ.

„Euer Mittel, mein lieber Herr Zimmermann, „ist ein medicinischer Courier, der auf den ersten „Befehl, geradezu, und mit der möglichsten „Schnelligkeit am Orte seiner Bestimmung ein„trift. Euer Mittel hat Geist, denn es weiß „wo mein Uebel sitzt. Ihr seyd ein Mann, der „gerade dahin trift, wohin er zielet. Ihr thut „Wunder: denn ich bin heute mehr erleichtert, als „ich es noch nie durch kein einziges Mittel ge„wesen bin. Ich befinde mich besser als ich mich „noch nie seit meiner ganzen Krankheit befunden „habe.“

Wunder habe ich nie gethan, werde sie nie thun, und glaube an keine, als diejenigen die Euer Majestät im siebenjährigen Kriege thaten. Sire, Sie sagen mir zu viel, viel zu viel, Gutes von meinem Mittel! Sie haben letzte Nacht gut geschlafen, und schreiben nun meinem Mittel den behaglichen Zustand zu, den Sie dem Schlafe zu verdanken haben. Der giebt Ihnen heute diese Kraft, diesen Muth, dieses Vertrauen.

„Mein gutes Befinden ist die Wirkung eures „Mittels. Andere male habe ich auch gut geschla„fen, und befand mich deswegen nicht besser. Seht, „wie frey Ich Athem hohle.“ — Euer Majestät sprechen viel schneller, und mit grösserer Leichtigkeit. — „So frey war mein Athem nicht in lan„ger Zeit.“ — Aber darf ich Euer Majestät eine Anmerkung machen? Durch ihre Beharrlichkeit

überwanden Sie alle ihre Feinde; durch ihre Beharrlichkeit in allen ihren Unternehmungen, machten Sie unerhörte Dinge möglich, und erwarben sich einen unsterblichen Ruhm: und nur durch diese Beharrlichkeit können Sie anjetzt ihre Krankheit und ihr Leiden mildern. — „Wird dieses Mittel die Geschwulst aus meinen Beinen vertreiben?“ — Vielleicht, wenn es genug auf den Stuhlgang wirket. Dieß können aber in der Folge auch andere Mittel thun. — „Wie geschwind „wird mich der Löwenzahn, nach eürer Meinung, „erleichtern: in zwey Monaten?“ — Vielleicht in einem Monat.

Heüte verabschiedete mich der König, mit grösserer Zufriedenheit und mit grösserer Güte, als noch an keinem der vorigen Tage.

Eben so munter und eben so zufrieden war der König des Nachmittags um drey Uhr. Er unterredete sich mit mir über sehr mancherley Dinge.

Zum Exempel. „Ihr seyd mit der Kaiserinn „von Rußland in Correspondenz?“ — Die Kaiserinn hat die Gnade bisweilen an mich zu schreiben. — „Die Kaiserinn frägt eüch Ihrer Ge„sundheit wegen um Rath.“ — Dazu hat die Kaiserinn keine Ursache, weil Sie der allervollkommensten Gesundheit geniesset. Litteratur, Menschenliebe und Philosophie, sind der Inhalt der Briefe womit die Kaiserinn mich beehret. — „Man weiß doch überall, daß die Kaiserinn krank „ist.“ — Die Kaiserinn weiß, daß man dieß überall glaubt. Sie scherzet oft darüber, und

schrieb

schrieb mir einst: Ihre Gesundheit koste ihr jährlich dreissig Pfennige. — »Meine Nachrichten »lauten nicht so.« — Eüer Majestät wissen am besten, wie unzuverlässig, in solchen Fällen, oft die geheimsten und ganz aus der Nähe kommenden Nachrichten sind. Ich weiß sehr genau, daß alles was man von der Kränklichkeit der Kaiserinn erzählet, nicht wahr seyn kann. Die Kaiserinn verträgt die allerstärksten Fatiguen. Sie machte im vorigen Sommer eine Reise von zweyhundert und funfzig deütschen Meilen, bey der besten Laune, und der anhaltendesten Froheit des Geistes. Diese gute Laune verlösst die Kaiserinn nie, und den ganzen Tag ist ihr Geist geschäftig und wirksam. In den Stunden ihrer Musse schrieb Sie noch neülich ein Gesetzbuch für Rußlands Adel, ein Gesetzbuch für Rußlands Städte, ein vergleichendes Glossarium aller Sprachen und Mundarten, und gegen Schwärmerey und Aberglauben einige Lustspiele voll lachender Satyre, voll Witz und Laune. — »Ich gestehe es. die Kaiserinn von Rußland »ist eine Frau von ausserordentlichem Genie.«

Am Morgen des neün und zwanzigsten Junius befand sich der König nicht ganz so gut wie den Tag vorher; aber er war doch nicht weniger aufgeweckt, gütig, liebreich, und von heiterer Laune.

Die Unterredung war kurz. »Ihr verstehet »wie man eüre Kunst einfach machen kann. Gar »sehr liebe Ich die Simplicität in der Medicin.« — Weil Eüer Majestät gewohnt sind die größten

Dinge mit den einfachsten Mitteln auszuführen. — „Je mehr Triebwerke man bey einer Machine an„bringet, desto mehr kommt man in Gefahr, daß „eines dieser Triebwerke seinen Dienst versagt, und „dann die ganze Sache verdirbt.“ — Der König endete die Unterredung mit diesen Worten: „Ich „werde fortfahren euer Mittel zu nehmen.“

Um drey Uhr des Nachmittages fand ich den König äusserst aufgeweckt und froh, ob er gleich eine Stunde vorher Leibschmerzen hatte.

„Meine Colik kommt daher, weil ich heute zu „viel Melonen gegessen habe.“ — Allein schaden die Melonen nicht so sehr, wie in Vermischung mit vielen andern Speisen. — „Kennt ihr die kleine „grüne africanische Melone, die inwendig weiß ist? „Sie übertrifft alle übrigen Gattungen durch die „Lieblichkeit ihres Geruches und Geschmackes.“ — Diese Melone haben wir in Hannover nicht, ob wir gleich fast alle ausländische Früchte in der größten Vollkommenheit haben. — „Morgen schicke „Ich euch eine solche Melone; und dann sollt ihr „sehen, wie schwer es ist, der Versuchung nicht „zu unterliegen.“ — Aber so bin ich ein bestochener Richter.

Als ich am Morgen des dreissigsten Junius den König bey sehr guter Laune sah, ergriff ich den Augenblick um von Diät zu sprechen. Der König gab mir in allem Recht, sagte selbst vortrefliche Dinge über Diät, und versicherte mich, daß er alle diese Regeln befolge, von jeder Speise das Schädliche und Unverdauliche absondere, und sich

degnüge

begnüge jede Schüssel bloß zu schmecken. Er kam nun wieder auf die Melonen, und sagte, Er wolle mir heüte selbst eine von seiner Tafel schicken: welches dann auch geschah.

Nach Beendigung des Capitels über Diät, kam der Monarch auf andere Dinge. »Findet ihr »Potsdam, seit den funfzehn Jahren da ihr hier »gewesen seyd, sehr verändert?« — Zum Erstaunen. Eüer Majestät haben in dieser Zeit eine sehr grosse Menge neüer Haüser bauen lassen. Die Stadt ist von allen Seiten verschönert. Ausser den vielen Pallästen gefällt mir zumal auch die Bauart der vielen kleinen Haüser, die Privatpersonen so gut nachahmen könnten, wenn sie Geschmack hätten. Unsere niedersächsischen Haüserbauer sollten hieher kommen, um Haüser bauen zu lernen. Die Baukunst ist in Niedersachsen noch größtentheils in ihrer Kindheit. Diese schönen kleinen Haüser würden nicht viel mehr kosten als unsere hölzernen Kasten in Hannover: die Verzierungen sind von einer Composition die gegen die Witterung aushält. — »Diese Verzierungen »sind auch von gehauenen Steinen, s'il vous »plait!« — Ich merke daß ich eine Sottise gesagt habe, und bitte Eüer Majestät um Vergebung. — »Ich baue sehr gerne und baue »viel.« — Eüer Majestät machen dadurch nicht nur ihre Residenzstädte zu den schönsten Städten in Eüropa, sondern Sie helfen dadurch auch in allen ihren Ländern der Armuth auf, und schenken Haüser an Menschen die keine Haüser haben. — »Ich »habe

»habe nie kein grösseres Vergnügen, als wenn ich »einem armen Manne kann ein Haus bauen »lassen.«

Der Herr General Graf von Görtz kam um zwey Uhr des Nachmittages, gerade von der Tafel des Königs zu mir, und brachte mir üble Nachricht.

Bey der Mittagsmahlzeit hatte der König sehr übel die Diätregeln befolget, die er mir selbst diesen Morgen so meisterhaft angab. Der Herr General von Görtz machte mir, als Augenzeuge, hiervon nachfolgende Beschreibung. »Der König hatte, »wie immer, sehr viele Suppe zu sich genommen; »und diese bestand, wie gewöhnlich, in der aller»stärksten und aus den heissesten Sachen ausgepreß»ten Bouillon. Zu der Portion Suppe die der »König aß, nahm er einen grossen Eßlöffel voll »von gestossenen Muskatenblüthen und gestossenem »Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück boeuf »à la Russienne (eine Erfindung des Herrn Ober»sten von Pinto) Rindfleisch das mit einem halben »Quartiere Brandewein abgekocht war. Hierauf »setzte er eine grosse Menge von einem italienischen »Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Waizen »besteht, und zur Hälfte aus Parmesankäse; da»zu giebt man den Saft von ausgepreßtem Knob»lauch, und dieses alles wird in Butter so lange »gebacken, bis eine harte, eines Fingers dicke »Rinde umher entsteht; über alles giesset man end»lich eine ganz aus den heissesten Gewürzen beste»hende Brühe, und diese von dem Lord Marschal

»in

„in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem „Könige emendirte und corrigirte Lieblingsschüssel, „hieß Polenta! Endlich beschloß der König, in„dem er den herrlichen Appetit lobte den ihm der „Löwenzahn mache, die Scene mit einem ganzen „Teller voll aus einer Aalpastete, die so heiß und „würzhaft war, daß es schien, sie sey in der Hölle „gebacken.“

Bey Tafel zeigte sich schon die schreckliche Wirkung dieses herrlichen Appetits. Verschwunden war die gute Laune und die Frölichkeit, die der Monarch den ganzen Morgen hindurch, und auch selbst noch seiner Tischgesellschaft geäussert hatte. Noch an der Tafel schlief er ein, hatte convulsivische Bewegungen im Gesichte, erwachte aber bald mit einer Neigung zum Erbrechen, und hub die Tafel eine Stunde früher als gewöhnlich auf.

Wie jämmerlich nun schon der Monarch in seiner Seele, mich und meinen armen Löwenzahn verurtheilt hatte, dieß wusste ich nun auch zum voraus. Es kam aber alles noch gar viel ärger, als ich dachte, und erwartete. Um drey Uhr, wie mir befohlen war, erschien ich mit langsamen Schritten, muthlos, mit zurückgepresstem Gram, und mit wahrem Widerwillen — vor Seiner Majestät.

Schrecklich war der Blick seiner Augen. In den tiefen Höhlen der Wangen, und zumal in seinen sonst so feinen und so angenehmen Lippen, saß die schwärzeste, fürchterlichste Traurigkeit. Die ersten Worte, die der König mit einer mir ganz fremden

fremden Stimme aussprach, erschütterten mir Herz und Seele.

Lange stand ich im Zweifel, ob ich es auch wagen solle, diese Worte zu wiederhohlen? — Aber melankolische Gefühle sind bey den größten Menschen nicht anders beschaffen als bey den allergewöhnlichsten Menschen, und der größte Mann spricht in einer solchen Gemüthsverfassung nicht anders als jeder arme melankolische Mensch. Also weil ich Geschichte schreibe und keinen Panegyricus, kann ich und darf ich nicht verhehlen, daß Friedrich der Grosse mir in diesem schauderigten Augenblicke sagte: „Ich bin nichts mehr als ein „altes Gerippe; Ich tauge zu nichts mehr, als „hingeworfen zu werden auf dem Anger (*)!“

Mit der zärtlichsten Rührung gab ich hierauf zur Antwort: Euer Majestät sehen jetzt nur die allerschlimmste Seite der Sache. Sie vergessen ganz die guten Zwischenräume, die Sie so oft haben, und noch gestern und diesen Morgen hatten. Sie vergessen, was sie doch alle Tage ihres Lebens, jeden Morgen ohne Ausnahme, für ihr ganzes Reich, für alle ihrem Scepter unterworfene und an ihrer Vaterhand geleitete Völker, thun und sind. Solche Augenblicke von Traurigkeit gehen bald vorüber, und dann fühlen Euer Majestät auch gewiß wieder die ganze Kraft und Gewalt ihres

(*) Je ne suis plus qu'une vieille carcasse, bonne à être jettée sur la voirie.

ihres Geistes. Ihr Unterleib ist jetzt sehr voll und bedrücket; nach einigen guten Stühlen ist Morgen alle ihre Heiterkeit wieder da.

Der Monarch sah mir sonst immer, so lange er mit mir sprach, gerade ins Gesicht, und mit Augen wie sie Gott vielleicht nur diesem einzigen Königskopfe gab. Anjetzt da er jene schrecklichen Worte aussprach, drehten sich seine Blicke von mir weg. Aber indem ich Ihm mit bewegter und gerührter Stimme die Gefühle meines Herzens redlich und naiv ausdrückte, und mit dem Bewusstseyn, daß ich als Mensch mit einem Menschen spreche: kamen seine Augen zu mir zurück, mit unaussprechlicher Zufriedenheit, Freundlichkeit, und Milde! Fernweg von Königen verwünschte ich mich in irgend einen armen Winkel der Freyheit, am Anfang dieser Viertelstunde; und an ihrem Ende zählte ich sie unter die glücklichsten meines Lebens.

Am Tage nach dieser schauderigten und mir doch zuletzt unvergeßlich süssen Scene, am ersten Julius, war Friedrich des Morgens um acht Uhr noch niedergeschlagen und traurig, aber auf eine mildere Art. Unaussprechlich angenehm war seine Stimme. Er sprach mit mir so hinreissend freundlich und liebevoll, daß ich die gröste Mühe hatte die Thränen meiner Erkenntlichkeit zurückzuhalten. Häufig nannte er mich: mon cher Monsieur, mon bon Monsieur, mon cher Monsieur Zimmermann, und sogar mon ami!

Solche Ergiessungen von Gutmüthigkeit waren jedoch bey Friedrich nicht was sie bey andern Menschen sind; denn unmittelbar nachher äusserte sich schon wieder eine ganz andere Seite seines Charakters. Er sagte: „das Wohlseyn weni„ger Tage gieng bald vorüber!" — Ich vergaß auf einen Augenblick mit wem ich sprach, und hatte die treuherzige Unbesonnenheit, darauf hastig zu erwiedern: Euer Majestät vertragen und verdauen wahrlich ihr Essen nicht! — Der Monarch, der diese Worte nicht gehöret haben wollte, gab mir zur Antwort: „Ich hatte heute dennoch „ein sehr rührendes Vergnügen. Man schreibt „mir daß es in meinem Lande mit der Erndte nicht „so schlecht stehe, als ich erwarten musste." — Aus dieser Antwort merkte ich was die Glocke geschlagen hatte, verwünschte meine Unbesonnenheit, und sprach vom Wetter! — Der König nahm sodann doch seinen Hut sehr freündlich ab, und sagte wie gewöhnlich: adieu mon cher Monsieur, ayés la complaisance de revenir ici à trois heure.

Bey sehr guter Laune war Friedrich um drey Uhr, nach verschiedenen starken Stuhlgängen, und darauf erfolgter grosser Erleichterung. Er unterhielt sich lange mit mir über mancherley Dinge, und sagte, zu meinem grossen Vergnügen, bis vollends ans Ende da ich es selbst veranlasste, kein Wort von Sachen seiner Gesundheit.

Einige Reden des Königs kann ich erzählen, und andere besielt mir die gesunde Vernunft zu verschwei-

verschweigen. Der König fragte: „aus welchem „Theile der Schweitz seyd ihr gebürtig?“ — Aus dem Städtlein Brugg, im Canton Bern. — „Ich kenne diesen Ort nicht.“ — Es ist der Ort wo mir die Siege und Schicksale Eüer Majestät oft den Schlaf benahmen. — „Giebt es in der „Schweitz noch Abkömmlinge der ersten Stifter „der Republik?“ — Dieß wusste ich nicht. Aber ich wusste daß schwankende Antworten dem Könige mißfielen. Also antwortete ich keck: nein! — „Wilhelm Tell war ein grosser Wohlthäter seines „Vaterlandes.“ — Er und seine Gehülfen erzeigten der Schweitz die gröste Wohlthat, die man seinem Vaterlande erzeigen kann: wir verdanken diesen heroischen Männern unsere Freyheit! — „Ich liebe sehr die republicanischen Verfassungen. „Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr „gefährlich; nur die Schweitz wird sich noch lange „erhalten. Ich liebe die Schweitzer, und zumal „die Regierung in Bern. Es ist Würde in allem „was die Regierung in Bern thut; ich liebe die „Berner (*).“

Es

(*) Aber Herr de Lavaux liebet die Berner nicht, denn Er sagt: Il est fort douteux que Frédéric aimât véritablement les gouvernemens aristocratiques. Il vouloit sans doute faire un compliment à M. Z., ou ce qui est bien plus probable encore, montrer qu'il n'avoit conservé aucune haine contre les Bernois de ce qu'ils avoient condamné un de ses ouvrages au feu. Quand on lit ce qui suit,

Es war doch ein höchst frappantes Wort aus dem Munde eines so unumschränkten Monarchen: „Ich liebe die republikanischen Verfassungen!“ — Aber an den größten Seelen sollten eigentlich die schönsten und den Rechten der Menschen angemessensten Gesinnungen nicht frappiren. Euer Majestät, antwortete ich, machen mich durch diese unvergeßlichen Worte glücklich und hochherzig. Aber alle Republiken verdienen doch ihre Achtung nicht: zum Exempel die Holländer.

„Der König von Frankreich regiert und gebie-„tet in Amsterdam so unumschränkt wie in Cham-„pagne.“ — Und die Holländer haben jetzt ein hitziges Fieber und eine Hirnwuth, die den Namen von Patrioten und Patriotismus ewig schändet und zum Ekel macht. — „Das ist wahr. Aber mir „mißfällt doch auch — — —“ Hier sagte mir der Monarch einige sehr wichtige Dinge über den damaligen Gang der Sachen in Holland, die mir sein gemäßigtes Betragen erklärten; und dieß mit einer Offenheit über die ich erstaunte. Er hatte sogar die Gnade hinzuzusetzen: ceci soit dit entre nous!

Glücklich für mich, hatte Friedrich seinen Zustand unter diesen und andern Gesprächen vergessen. Nun kam ich aber selbst darauf; und bat Seine Majestät,

suie, et qu'on pense à cette brûlure, on est tenté de prendre tout ceci pour un persiflage. *Vie de Frédéric II, par Mr. de Lavaux.* Tom. VII. pag. 131.

Majestät, den folgenden Morgen den Löwenzahn wieder zu nehmen? Der König antwortete mir, ganz meiner Erwartung gemäß: „Ich habe kein „Vertrauen zu diesem Mittel (*)“ und gewährte mir dennoch meine Bitte.

Am zweiten Julius hatte der König den Löwenzahn wirklich wieder genommen. Er sagte mir sogar, dieses Mittel bekomme ihm gut, und war dabey heiter und froh. Einen bösen Beweis dieser Heiterkeit und dieses Frohseyns erfuhr ich jedoch, bevor ich zu Ihm kam, im Vorzimmer. Schon diesen Morgen frühe bestellte er sich für sein Mittagessen eine Nudelnpastete. Dieß war eine eben so fürchterliche Composition wie die Polenta. Ueberhaupt ließ sich der König täglich seinen Küchenzettel bringen. Mit eigener Hand strich er aus, was ihm mißfiel, und mit eigner Hand setzte er die Gerichte hinzu, die er haben wollte. Zwey solche Küchenzettel, wovon einer ganz von des Königs Hand ist, und wovon der andere die eigenhändigen Correkturen des Königs enthält, habe ich als Reliquien in meiner Verwahrung.

Ein sehr froher Morgen war indessen dieser Morgen des zweiten Julius. Der König sprach äusserst lebhaft, und ganz in der Manier seiner besten Lebenszeiten. Aber das wenigste kann ich und darf ich von dem wieder erzählen was Er mir an diesem Morgen sagte; und dennoch hat man von mir verlangen können, daß ich mich durch eine

(*) Je n'ay point de confiance en cette drogue.

ausführliche Erzählung von allem was an diesem Morgen vorfiel, allen üblen Folgen einer solchen Unbesonnenheit hätte aussetzen sollen, der Befremdung aller vernünftigen Menschen, und dem allgemeinsten und gerechtesten Mißfallen.

Genug der König hielt eine ordentliche Fürstenrevüe. Oft fieng er dabey an, daß er mich fragte, ob ich diesen und jenen deütschen Fürsten kenne? Er nannte mir in einer Reihe viele deütsche Fürsten, von denen ich viele nicht kenne. Ich antwortete mit der grösten Zurückhaltung, immer so, als wenn die Fürsten gegenwärtig wären von denen ich sprach; und von jedem sagte ich auch alles Gute was ich von ihm wusste. Der König urtheilte über alle, hieb gewaltig ein, und die Hiebe waren schrecklich. Aber bey aller meiner Zurückhaltung, war es mir doch bisweilen schlechterdings unmöglich, nicht zu lachen.

Was der König von einem Prinzen sagte, der ihm gar nicht zu mißfallen schien, kann ich indessen doch nicht verschweigen, weil es mich äusserst frappirte; und weil die Conversation aus dieser Veranlassung eine mir höchst unerwartete Wendung nahm.

Vorerst sagte der König etwas zum Lobe jenes Prinzen. Ich antwortete, er ist sehr liebenswürdig. Dann fuhr der König fort: „Ich bin mit „ihm nicht ganz zufrieden. — Er ist zu intri„gant.“ — Man sagt, er sey auch ein wenig abergläubisch, setzte ich hinzu. — „Ja wohl, „antwortete mir der König, sehr abergläubisch ist

„er. In alle Thorheiten der Alchymie und Theur„gie hat er sich verstiegen; und die haben, wie ihr „wisst, ihren Ursprung in der Freymaûrerey. Ich „verlache alle diese Thorheiten!"

Hier ward mir bange: denn ich bin weder Schüler noch Meister geheimer Weisheit. Ein Freymaûrer bin ich nicht, von den Mysterien dieser Gesellschaft weiß ich nichts, aber gar viel Gutes weiß ich von ihren guten Thaten. Ich antwortete also ganz unbestimmt: das Lächeln eines Königs ist oft das beste und immer das mildeste Gesetz.

Der Monarch erwiederte mir hierauf: „der „Aberglauben verlieret doch allenthalben seine „Macht, durch die Fortschritte der Vernunft." — In Wien. Aber Sire! Es ist doch sonderbar, daß in Ländern die sonst aufgeklärter waren als Oesterreich, eben in diesen Zeiten, da die Philosophie so vernünftig wird, und da die Physik solche Riesenschritte macht, der Aberglauben sein Haupt nun wieder so sehr emporhebet als in den Jahrhunderten der dicksten Finsterniß? — „Der Aber„glauben dringet jetzt nur selten zu den Fürsten. „Aber viele von unsern Gelehrten sind aber„glaûbisch."

Noch grösser war meine Verlegenheit, als mich der Monarch fragte: „ob man in Hannover „auch Unbekannte Obern habe?" — Einer, antwortete ich Seiner Majestät, kam voriges Jahr zu uns — aus Berlin! Er war in alle Weiber verliebt, warb für einen geheimen Orden, eiferte

gegen alle Schwärmer, und war selbst der größte von allen. Er verdrehte die Augen, ward blaß und roth, grimassirte und gesticulirte in meinem Hause so jämmerlich, daß ich hätte glauben sollen: unter allen meinen Schränken, Commoden, Tischen, Stühlen, Ofen und Betten, unter meinem Dache, in meinem Keller, und unter dem Feuerheerd in meiner Küche — stecken Jesuiten! (*) Er bat mich, um Gottes willen, wenn ich unendlichem Mord und Todtschlag vorbeugen wolle, so möchte ich doch, eiligst, an die Kaiserinn von Rußland schreiben, um Sie zu warnen, vor diesem allenthalben im Finstern schleichenden Natterngezüchte (**).

Nun

(*) Des Jesuites errent en tapinois.

(**) Der ehrwürdige Herr Pater Brey (Man sehe das Fastnachtsspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten, im ächten Grade von Goethes Schriften) verzeihe mir diese Publicität; durch die ich nur bloß alle Unbekannten Obern vom Halse schaffen wollte, von denen man jetzt in Deutschland überall angepackt wird, damit man in ihren Orden trete. Es ist wahr, der aus Berlin nach Hannover gekommene ehrwürdige Herr Pater Brey hat, wie es Sitte ist, Stillschweigen von mir gefodert, und ich versprach ihm dieses Stillschweigen, als er mir heute ankündigte, er wolle mir Morgen die grossen Dinge offenbaren, die hier zu lesen sind. Aber als der ehrwürdige Mann diese Offenbarungen, zum allgemeinen Gelächter der ernsthaften Hannoveraner, von einem Haus und von einem

Nun kam der König an die catholischen Fürsten, und ich, da ich mir ganz unbekannte Dinge hörte, an den Pabst. Aber Friedrich fertigte mich sehr kurz ab, und sagte: „mit Dem — ist es „aus!“

Am Nachmittage dieses Tages wirkte nun die Nudelnpastete; und zwar so. — „Hörtmal, „es scheint mir doch, der Löwenzahn sey weiter „nichts als un peu miton mitaine?“ — Euer Majestät glauben ganz gewiß nicht, daß ich es wagen und mich erfrechen würde, Ihnen medicinisches Spielwerk zu verschreiben! Aber man kann auf eine Krankheit, wie die Krankheit Euer Majestät ist, nicht Sturm laufen. — „Das „begreife Ich: denn wenn ihr auf die Krankheit „Sturm lauft, so schmeißt ihr den Kranken zu „Boden.“

Uebrigens war der Monarch sehr gnädig und sehr höflich, und versprach mir beym Abschied: „er werde Morgen frühe den Löwenzahn wieder „nehmen.“

einem schönen Weiblein ins andere trug, und allerwerts um Gottes willen bat, daß man doch in seinen geheimen Orden trete, brach ich mein Stillschweigen, nachdem jeder andere Biedermann in Hannover das seinige schon gebrochen hatte. Sehr unglücklich und unverdient, hielt mich also freylich dieser Adonis für einen Fisch in seinem Teich, als er mir versicherte: Er wolle mit zwölf solchen Fischen ganz Europa umstimmen, und dadurch einem unglaublichen Blutbade vorkommen.

Am Morgen des dritten Julius nahm er auch den Löwenzahn, befand sich ziemlich gut, und war wieder sehr gnädig und gütig. Muth hatte ich auch, weil mir den Abend vorher Herr von Lucchesini erzählte, der König habe so eben mit der größten Güte von mir gesprochen, und in Gegenwart seiner ganzen Abendgesellschaft gesagt: „Ich bin „Zimmermann Dank schuldig, und bin unendlich „mit ihm zufrieden (*).“ — Diesen Muth bedurfte ich anjetzt um so mehr, da der König an diesem Morgen von nichts als medicinischen Dingen, die meine Leser nicht interessiren würden, mit mir sprach; und da ich deswegen auch gleich die Gelegenheit ergriff, Ihm manche nützliche Wahrheit zu sagen.

Sehr gut befand er sich auch am Nachmittage des dritten Julius, und er war wieder von der besten Laune. Kurz eh ich kam, hatte er aus eigenem Antrieb, einen aus dem wässerigten Aufgusse von Hollunderblüthen, und Essig, aufsteigenden Qualm eingehaucht, den ich ihm, einige Tage vorher zur Erleichterung des Athemhohlens angerathen hatte, und dessen gute Wirkung er den Herren von seiner Gesellschaft lobte. Nun sagte mir der Monarch selbst, wie nützlich und wohlthätig ihm dieser Qualm sey; und er setzte hinzu, auch nach dem Clistier, das ich ihm diesen Morgen rieth, befinde er sich sehr wohl.

Aber

(*) Je dois des remercimens à Zimmermann, et je suis infiniment content de lui.

Aber nun war wieder von der leidigen Diät die Rede. Ich sagte alles über diesen kitzlichen Punkt was ich nur irgend nützliches sagen konnte. Alles was ich sagte, hieß der Monarch, in dieser guten Stunde, sehr gut. Dann gieng die Conversation auf folgende Art fort.

„Melonen, das gestehe ich, vertrage ich „nicht.“ — Heüte aß ich mit meiner Frau das lezte Stück der Melone, die Eüer Majestät mir vor vier Tagen schenkten. — „Ihr habt aber „doch gesehen, wie meine christliche Seele gemar„tert seyn muß, wenn ich dieser Versuchung wider„stehen soll.“ — Es scheint daß Eüer Majestät solche Früchte nicht vertragen die Ihnen den Leib nicht öfnen, und Sie nicht ein wenig purgiren. Dieß thun Melonen nicht. Trauben sollten Eüer Majestät essen, weil diese gelinder abführen, und weil Sie auf alles, was gelinde abführt, sich besser befinden. — „Ihr habt recht, Trauben sind die „einzige Frucht, die Ich noch vertrage.“ — Trauben sind gar in mancher Absicht eine äusserst gesunde Frucht, aber in nördlichen Ländern kann ich leider nur wenigen Menschen Trauben anrathen, weil man keine Weinberge hat. — „Habt ihr die „Weinberge in meinem Lande nicht gesehen?“ — Mit wahrer Ueberraschung sah ich den herrlichen Weinbau auf dem Wege von Brandenburg nach Potsdam. Lange war ich von Magdeburg her, durch den tiefsten Sand gereiset, und oft durch ganz unfruchtbare Gegenden; und nun kam ich auf einmal in Entzückung, als ich nah bey der Stadt

Werder die größte Fruchtbarkeit erblickte. Bey der höchsten Cultur, durch die sich die Gegend von Werder in eine der schönsten und reichsten Gegenden verwandelt und veredelt hat, vergaß ich aber auch bald den brandenburgischen Sand. — „So stolz sind die Menschen, daß sie glauben, „alles in der Welt sey nur für sie da: und doch „weiß Ich nicht, warum Gott den Sand er„schuf."

Ein unglückliches Lachen befiel mich in diesem Augenblicke, weil es mir so äusserst natürlich schien aber doch auch zugleich etwas comisch auffiel, daß ein Churfürst von Brandenburg mit solcher Naivheit gestand: „Er wisse nicht warum der liebe „Gott den Sand erschuf!" — Dieses Lachen brachte mich in Verwirrung, aber ich erhohlte mich bald.

„Mit der Betriebsamkeit meiner Unterthanen „in dieser Gegend bin Ich äusserst zufrieden. Aber „es giebt auch Weinberge in Schlesien. Wein „wird dort jedes Jahr für dreyhundert tausend „Thaler gebaut. Aus einem Theile dieses Weines „macht man Essig, und mit dem andern treibt man „viele Betrügereyen; man versendet ihn nach Stet„tin, und dann kommt er von da als Pontack zu„rück. Habt ihr hier den Weinberg des Arztes „Frese gesehen?" — Den Weinberg und seinen Besitzer. Beyde gefielen mir sehr. „Dieser Wein „bringt seinem Besitzer jährlich dreyhundert Thaler „ein." — Den Wein habe ich gekostet. Er hat zwar eine sehr schöne Röthe, aber nehmen es mir

Euer

Eüer Majestät nicht übel, er ist fürchterlich herb und sauer. — „Na so müßt ihr darum auch „meine eigene Trauben kosten." — Der König rief sogleich einen Bedienten herein, und sagte, daß man ihm einen Teller mit Trauben bringe. Seine Majestät wählte sodann selbst die schönste Traube aus, gab sie mir, und sagte: „Esset „das." Die Traube schmeckt so vortreflich als die schönste Traube von Neüfchatel. — „Ist „aber auch, mit Erlaubniß, im Treibhause ge„wachsen."

Nachdem diese Unterredung über mancherley Dinge noch eine gute halbe Stunde fortgedauret hatte, sagte der König: adieu mon cher et bon Monsieur, und setzte spaashaft hinzu, je me recommande à votre protection, et à votre bonne providence!!

Von der herrlichsten Laune war der Monarch, am vierten Julius, des Morgens um acht Uhr. Er sagte mir: „Mit eürem Löwenzahn bin ich aüs„serst zufrieden. Dieses Mittel erleichtert mich „sichtbarlich. Es giebt mir den grösten Appetit, „und hält mir den Leib sehr gut offen. Ich will „es sehr gerne fortgebrauchen." — Gestern frühe und heüte, nahm ich die Freyheit ohne daß es Eüer Majestät wussten, denselben drey Eßlöffel voll von dem Saft des Löwenzahns, anstatt zwey Eßlöffel voll geben zu lassen.

„Das bin ich sehr zufrieden. Wenn ich Arz„ney nehme, so weiß ich wohl, daß ich garstiges „Zeüg nehme, und schlucke geschwind, ohne auf

„den

„den Geschmack zu achten. Eüren Qualm habe „ich auch wieder eingehaucht, der mich sehr erleich„tert, und mit dem ich ebenfalls fortfahren will. „Aber aber“ (Hier hub der Monarch den Arm in die Höhe, streckte seinen Zeigefinger aus, und schwang seine Hand freündlich gegen mich, indem er diese Worte aussprach) „fünf und siebenzig „Jahre!“ — — Ein Leben, wie das Leben Eüer Majestät, berechnet man nicht nach der Zahl der Jahre. — „Heüte, um eilf Uhr, will Ich aus„reiten! Lieber Herr Zimmermann ich empfehle „mich.“

Recht guten Appetit hatte auch schon der König an diesem frühen Morgen bey seiner herrlichen Laune. Nachdem er von vier bis sechs Uhr seine Regierungsgeschäfte abgethan, sodann seinen Löwenzahn und bald darauf seinen Kaffee genommen, aß er beynahe diesen ganzen Morgen hindurch recht herzhaft. Als ich eben weggieng, ließ er sich zum Frühstück einen Teller voll Zuckerwerk bringen, das äusserlich eine zarte Rinde von Zucker und Eyweiß hat, und in Deütschland innerlich mit gesaürtem Rohm (crême) ausgefüllet wird. Dieß setzte der König auf den Löwenzahn; sodann aß er noch Erdbeeren, Kirschen, Diablotins, und kaltes Fleisch.

Mit äusserst grosser Mühe brachte man ihn um eilf Uhr auf sein Pferd. Er ritt drey Viertelstunden, mehrentheils im Gallop, im grossen Garten von Sanssouci, und kam ganz ausserordentlich matt und entkräftet zurück. Bey Tafel hatte er

gar

gar keinen Appetit. Gleich nach der Tafel musste er sich erbrechen: worüber sich diejenigen nicht verwunderten, die wussten, wie der König gefrühstücket hatte.

So beklommen, so matt, und so bedrücket, fand ich ihn des Nachmittages um drey Uhr, daß er mich gar nicht sprechen konnte, und mich mit diesen Worten verabschiedete: pardonnés, mon cher Monsieur, je ne puis plus parler! — Was übrigens, unter diesen Umständen, geschehen könne, verabredete ich mit meinem Freunde, Herrn Schöning.

Weit besser als am gestrigen Mittag, Nachmittag und Abend, befand sich nun schon wieder, der König am Morgen des fünften Julius. Er klagte indessen noch über Druck im Magen und Unterleibe: und ich, um mich in Zeit und Welt zu schicken, rieth ihm sein liebes altes Digestivpulver! — Lust zum Sprechen hatte er jetzt wieder.

„Meine Augen schmerzen mich.“ — Es ist zu viel Sonnenlicht hier. Befehlen Euer Majestät, daß ich eine Fenstergardine zuziehe? — „Nein, nein; Ich habe immer das Licht geliebet.“ — Auch haben es Euer Majestät immer um sich her, nah und fern verbreitet. — Mit einem äusserst sanften und freundlichen Lächeln antwortete hierauf der Monarch: „Ach ich war doch immer nichts, als ein armer Sterblicher!“

Mit

Mit der nöthigen Behutsamkeit fieng ich nun wieder an, von dem gegenwärtigen mich sehr beängstigenden Zustande des Königs, zu sprechen. Aber König Friedrich hatte nun wieder Muth. — „Bisher haben wir mit dem Feinde nur scharmuzirt; aber wir haben ihn nicht geschlagen!“ — Man muß den Feind immer von neüem angreifen, und ihm keine Ruhe lassen. — „Eüre Art Krieg „zu führen gefällt mir.“ — (Nachdem ich den Puls gefühlet hatte) Der Puls ist gut, und nicht schwach. So lange der Puls so bleibt, ist jedes andere Merkmal grosser Schwäche doch nur vorübergehend. Eüer Majestät waren gestern Mittag, Nachmittag und Abend, äusserst schwach, und nun wird man schon wieder von dieser Schwäche nichts gewahr. Kraft ist also im Herzen.

Diese kleine Reflezion schien den König zu freüen. Er antwortete mir lächelnd, und mit einer höchst zufriedenen Mine: „Wißt ihr woher „das kommt? c'est que mon Pére n'a jamais eu „la Vérole. Habt ihr je die kleinen kraftlosen Ge„spenster gesehen, die man in Frankreich so häufig „sieht, und die so trübselig für die Sünden ihrer „Väter büssen?“ — In Paris sah ich sie wandeln wie Leichname. Eben so lüderlich sind zwar die Engländer, oder eigentlich sind sie noch lüderlicher als die Franzosen. Diese sind es aus Temperament, die Engländer aus Grundsäzen: denn Lüderlichkeit ist guter Ton und Landessitte in England! Aber dennoch behalten die Engländer immer mehr Derbheit als die Franzosen. — „Das „kommt

„kommt daher, weil die Engländer nahrhaftere „Speisen essen als die Franzosen: ob Ich zwar „auch nicht recht begreife, wie ein blutiger Braten „Kräfte giebt.“

Nun verabschiedete mich der Monarch auf eine Art, die mich vermuthen ließ, ich werde heute die Erlaubniß erhalten wieder nach Hannover zurückzugehen. Denn er sagte: J'espére, mon cher Monsieur, que vous me faites le plaisir de revenir encore une fois cette aprésdinée, afin que je puisse vous faire mes remercimens pour toutes les complaisances que vous avés eües pour moi.

Nichts erwehnte indessen der König von meiner Abreise, als ich um drey Uhr des Nachmittages die Ehre hatte ihm wieder aufzuwarten. Er klagte noch sehr über Druck im Magen und Unterleibe, und sagte daß er sehr von Blähungen und Krämpfen leide. Dabey war er von ziemlich übler Laune, wie folgende Unterredung zeigt.

„Euer Löwenzahn hat nichts gewirkt. Ich be„finde mich nicht besser seitdem ich dieses Mittel „genommen habe.“ — Euer Majestät erinnern sich, daß ich Ihnen dieses Mittel vorgeschlagen habe, um Sie dadurch zu erleichtern, aber nicht mit der Hofnung Sie dadurch zu heilen. Noch ist der Löwenzahn bey weitem nicht lange genug gebraucht, um auch nur gehörig erleichtern zu können; und die öftern Unterbrechungen zerstören alles Gute, das vielleicht dadurch geschieht. — „Es „ist wahr, ihr habt es mir gleich gesagt: daß Ich „keine Erleichterung von dem Löwenzahn emfinden

„werde,

»werde, als erst nach dem Gebrauche von einem »ganzen Monat.«

Kurz war die Unterredung. Der Monarch verabschiedete mich bald, und mit dem bedeutungsvollen und fatalen Worte: adieu Monsieur le médecin! — So oft der Monarch brummisch, oder wenigstens sehr übler Laune war, und sonst niemals, nannte er mich: Monsieur le médecin!

Als die Herren von der gewöhnlichen Abendgesellschaft, um halb sechs Uhr, zu ihm kamen, verabschiedete er dieselben augenblicklich mit diesen Worten, die mir der Herr Marquis von Lucchesini erzählte: Messieurs, je serois de trop mauvaise compagnie ce soir!

Etwas besser befand sich der König am sechsten Julius, und er sprach mit grösserer Kraft.

Die Conversation gieng so: »Ich fühle mich »durch den Löwenzahn nicht gebessert.« — Meine Absicht war die Engbrüstigkeit Eüer Majestät dadurch zu erleichtern: und, so viel als möglich, der Wassersucht und ihren Folgen vorzubeügen. Aber hindern kann dieses Mittel nicht, daß Eüer Majestät nicht von Indigestionen leiden, wenn Sie Indigestionen haben. — »Ich habe die Wasser»sucht nicht.« — Was nicht ist, kann noch sehr leicht werden. Man muß alles thun, um die Gefahren der Wassersucht abzuwenden. — »Ich »fürchte keine Gefahr, aber leiden mag Ich nicht. »Ein Mittel verlange Ich, das mir auf der Stelle »helfe.« — — Dieses Mittel wünsche ich Eüer

Majestät

Majestät von Herzen; aber ich kann es Ihnen nicht verschaffen. — „So gehe denn alles wie „es gehen mag. Ich fürchte nicht den Tod „sondern die Schmerzen. Adieu Monsieur le „médecin!"

Eine starke Colik kam um drey Uhr. Diese Colik war die Folge einer abermaligen Indigestion. Der Monarch war dabey von schrecklich übler Laune. Er hatte bey der Mittagsmalzeit haüfig von einem frischen Aal gegessen. Nun gab er, wie sich das von selbst versteht, die traurigen Wirkungen dieser höchst unverdaulichen Speise auf den armen Löwenzahn.

Brummerey und üble Laune konnten nun wahrlich gegen Monsieur le médecin und gegen den Löwenzahn, höher nicht mehr steigen. Dieß veranlaßte den Anfang einer Conversation, die ich aber glücklich ausbog, indem es mir gelang die Imagination des erbitterten Monarchen für eine Weile auf andere Gegenstände zu leiten, aber freylich nicht ganz zu besänftigen.

Der Monarch fragte mich brummisch und sarcastisch: „Haben eüre hannöverischen Soldaten „in Gibraltar, diesen Löwenzahn auch herunter ge„schlucket?" — Nein, Sire, sie tranken dafür Malaga und Portwein. — „Das Betragen der „Hannoveraner in Gibraltar, war sehr ruhmwür„dig. Wie geht es ihnen in Ostindien?" — Gleich nach ihrer Ankunft, bevor sie an die erschreckliche Hitze gewohnt waren, mussten sie üble Märsche thun. Mancher fiel dabey vom Sonnen-

Fliche todt zur Erde. Gleich nach einem solchen Marsch, auf dem man sie Hunger und Durst leiden ließ, schlugen sie sich doch tapfer mit den Franzosen. Anjetzt sind sie das Clima so gewohnt, daß sie gar keine Lust bezeügen wieder zu kommen. Eüer Majestät sehen, daß die hannöverischen Kriegesvölker sich immer gleich bleiben, immer mit Muth und Ehre sich betragen, in Ostindien wie in Gibraltar und in Deütschland.

»Adieu Monsieur le médecin!«

Alle üble Laune war am siebenten Julius durch reichliche Stuhlgänge vertrieben. Schon einige Tage her nahm der König zuerst sein liebes altes Digestivpulver. Nachher, was ich für besser hielt, Rhabarber und Glaubers Salz. Gestern Abend erfolgten viele recht herrliche Stuhlgänge: und augenblicklich war Friedrichs Seele wieder heiter und offen.

Nun sprach Er des Morgens um acht Uhr: »Es ist mir ein neües Mittel angekommen, das »Ich diesen Mittag probiren will, frische Hä»ringe.« — Ich wünschte Glück zu dem neüen Mittel, bat aber dabey die Rhabarber und Glaubers Salz nicht zu vergessen; und ward hierauf, für diesen Morgen, in Gnaden verabschiedet.

Nicht mehr so gut wie des Morgens, befand sich der König um drey Uhr des Nachmittages. Er war zwar überaus sanft und gütig als ich kam, aber nicht so als ich gieng.

»Lange

„Lange habe Ich über dasjenige nachgedacht: „was ihr mir gestern von der Wassersucht nicht ge„sagt, aber doch habt merken lassen! — Mir „deücht ihr habt Recht; denn Ich habe den Finger „in meine geschwollene Beine eingedrücket, und „die Grube blieb. Dieß ist ein klarer Beweis der „Wassersucht." — So viel ist gewiß, daß mancher an sich dieses Experiment zehn Jahre hindurch macht, und deswegen die Wassersucht nicht hat. — „Ich sprecht mir nicht mehr von Hofnung!" — Weiter will ich auch nichts sagen, als daß Eüer Majestät weniger husten und weniger engbrüstig sind. — „Das ist wahr: aber mein Unterleib „taugt nicht." — Alle Beschwerden des Unterleibes, über die sich Eüer Majestät so oft und so sehr beklagen, rühren doch auch oft nicht unmittelbar von der Krankheit, sondern von ganz zufälligen Ursachen her, die Eüer Majestät sehr gut kennen. — „Eben jezt leide ich sehr von Spannun„gen und Krämpfen im Leibe." — Nehmen Eüer Majestät Pfeffermünzwasser. — „Wird dieses „Wasser mir auf der Stelle helfen?" — So gut als so was helfen kann!

Adieu Monsieur le médecin!

Ziemlich gut befand sich der König am achten Julius des Morgens. Er hatte fünf Stunden geschlafen. Anjezt klagte er jedoch über Blähungen, und so entstand folgende Unterredung.

„Mich befällt gewiß noch die Windsucht, und „die Wassersucht." — Wegen der Windsucht haben Eüer Majestät nichts zu besorgen; und ge-

gen die Wassersucht hat man Arzneyen. — „Ich „verlange keine Arzneyen, und will keine nehmen, „als solche die auf der Stelle ihre Wirkung thun, „und mich heilen. Das Pfeffermünzwasser, das „ihr mir gestern angerathen, heilte mich nicht von „meinen Blähungen.“ — Ach wir haben nur gar wenige specifische Mittel, und auch diese heilen nicht immer, und nie auf die Stelle. Wir Aerzte sind gar arme Leüte! — „Aber doch immer reich „an Regeln.“ — Eine meiner Regeln halte ich wenigstens für wahr: die einzigen gefährlichen Feinde Eüer Majestät sind ihre Köche. — „Ihr „könnet eüch nicht vorstellen, wie mässig Ich bin! „Ich koste bloß meine Speisen, und esse nur um „mich zu stärken.“ — Sire, ich habe noch eine Regel, an die ich fest glaube: man wird nur durch das gestärket was man verdaut. — „Sehr „wahr.“ — Der Küchenmeister Eüer Majestät ist ein grosser Mann (*) in seiner Art; aber ich halte ihn für einen gefährlichen Mann. — „Nie„mand versteht besser gute Köche zu ziehen als „eüre Herren Minister in Hannover. Mein bester „Koch ist aus dieser Schule.“ — Unsere Herren Minister lassen sehr gut für ihre Gäste kochen; sie selbst

(*) Er hieß Monsieur Noel: und ist durch die gedruckte Epistel berühmt, die Friedrich der Grosse im Namen des Kaisers von China à Monsieur Noel schrieb, um sich bey Ihm, wegen eines neüerfundenen Gerichtes (Bombe à la Sardanapale) nach Würden zu bedanken.

selbst leben mässig und einfach. — „Ich habe „hier einen eürer Minister gesehen, den Herrn von „Lichtenstein, der mir wohlgefiel.“ — Herr von Lichtenstein ist unser Oberhofmarschall; er hat viele Weltkenntniß, und ist ein liebenswürdiger Hofmann. Ich sehe ihn oft, weil ich sein Arzt bin, und weil Oberhofmarschälle gerne mit Aerzten in gutem Vernehmen stehen. — „Noch im vorigen „Jahre sah Ich hier den Herrn Minister von „Beülwitz aus Hannover.“ — Er war an Eüer Majestät wegen des deütschen Fürstenbundes geschicket, und beherzigte dieses Geschäft mit grosser Wärme. — „Herr von Beülwitz dachte hierüber „als ein wahrer deütscher Patriot.“ — Eüer Majestät haben durch diesen friedsamen Bund, allen ihren unsterblichen Thaten die Krone aufgesetzet. — „Deütschland ist eine Art von Repu„blik. Es war in Gefahr seine republikanische „Form zu verlieren; Mich hat es gefreüet dieselbe „wiederhergestellet zu sehen.“

So sprach der Stifter des deütschen Fürstenbundes. — Aber dieß war nicht statistisch gesprochen, sagte mir einer der grösten deütschen Publicisten? — Es war aber, wie mir deücht, höchst bescheiden und höchst sublim gesprochen, wenn auch nicht nach dem Leisten unserer Herren Statistiker und Publicisten.

Fünf Viertelstunden daurte diese Unterredung, die ich nicht ganz erzähle. Der Monarch war sehr gesprächig und sehr gnädig, aber im-

mer zwischendurch über den Druck im Unterleibe unruhig.

Als Friedrich von der Mittagstafel kam, musste er, nach einer mässigen Mahlzeit, sich erbrechen. Er war sehr schläfrig und traurig um vier Uhr des Nachmittages; und sagte mir: „meine Blähungen bringen mich noch ins Grab!“ — Ich bat einen Eßlöffel voll Rhabarbertinktur mit Hofmanns schmerzenstillenden Tropfen zu nehmen, und damit anhaltend fortzufahren. Der Husten hatte diesen Morgen auch wieder angefangen; und diesen Abend soll er heftig gewesen seyn, wie mir dieß nachher, der Herr Marquis von Lucchesini sagte.

Sehr zufrieden war nun schon wieder der Monarch, als ich am neunten Julius des Morgens um acht Uhr zu ihm kam. Wie wenig er im Ganzen gleichmüthig war, und wie oft seine Seele stieg und fiel, dieß erhellet genug aus diesem langen Register der Abwechslungen seiner Laune. Alles gieng daben so menschlich zu, daß ich mich gar nicht darüber verwunderte. Aber daß man von diesem allem nichts wissen will, und daß immer ein Schriftsteller dem andern das vollkommenste Gegentheil von dem nachsagt was ich sah: dieß kommt doch wohl zum Theile daher, daß man in Deutschland noch gar häufig glaubt, man müsse von einem so grossen Könige gar nicht sprechen wie von einem Mensch.

Heute sagte mir nun wieder Friedrich: „Ich „befinde mich sehr wohl nach dem gestern genommenen

„nen

„nen Mittel. Mehrere recht gute Stuhlgänge „hatte Ich nach demselben noch gestern Abend, „auch zwey in der Nacht, und sie waren nicht „weich, sondern alle von Consistenz." — Verschwunden waren heute alle Krämpfe und alle Traurigkeit, auch der Husten; und die Spannung im Leibe war gering.

„Nachdem Ich alles wohl überleget habe, was „mir in diesen lezten Tagen widerfuhr, glaube „Ich doch, Ich habe mir lezthin eine Indigestion „durch die frischen Häringe zugezogen." — (Immer war Friedrich gewohnt, in Absicht auf seine diätetischen Vergehungen die Ursache da zu suchen wo sie nicht war; denn neben den Häringen hatte er noch eine Menge höchst ungesunder Dinge gegessen!) — Die kleinste Diätsünde Euer Majestät bestehet wohl darinn, daß Sie Häringe gegessen haben; diese konnten Ihnen nur schaden, wenn Sie zuviel davon assen, und mehr als Sie im Stande sind zu verdauen. Also glaube ich, viele andere Dinge zusammen haben die Anhäufungen veranlasset, von denen Euer Majestät in den lezten Tagen so sehr litten.

Einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns Tropfen nahm der Monarch wieder diesen Morgen eh ich kam. Das Sonderbare hatte er in seiner Leibesbeschaffenheit, daß ihm wenige Grane Rhabarber, funfzehn zum Exempel, den Leib gewaltig öfneten. Ein stark abführendes Mittel, und überhaupt ein sehr wohlthätiges Mittel, war also ein Eßlöffel voll Rhabarbertinctur für Ihn.

 Daher

Daher liebte er so sehr die Rhabarber. Daher empfahl er die Rhabarber dem berühmten Gellert in Leipzig gegen die Hypochondrie. Daher rührte er einst eigenhändig an seiner Tafel, Rhabarber in einem Glase ein, für den guten Abt Bastiani. Daher empfahl er seinen Soldaten so oft die Rhabarber. Als ihm einst im siebenjährigen Kriege in Sachsen viele Wagen mit kranken Soldaten begegneten, und er hörte alle diese Soldaten haben den Durchfall, fragte er sie: „was giebt euch der „Feldscheer dafür?“ — O er giebt uns gelbe Pulver, schrie einer, wonach es immer ärger wird! — „Das ist sehr gut, erwiederte der Kö„nig, es wird Rhabarber seyn; dabey bleibt, so „werdet ihr besser (*).“

Etwas weniger gut als den Morgen fand ich den König den Nachmittag um drey Uhr, denn er hatte den Mittag gut gegessen. Aber der Kopf war ihm auf eine bewunderungswürdige Art durch die Rhabarbertinctur aufgehellet, und er war von überaus guter Laune. Eine neüe Idee kam auf die andere Schlag auf Schlag. Ueber zwey Stunden nach einander sprach der König mit mir ununterbrochen fort. Von allen Unterredungen, mit welchen Er mich beehret hat, war diese die merkwürdigste. Aber unglücklicher Weise ist es auch die Unterredung, von der ich das allermeiste nicht erzählen kann und darf.

(*) Anekdoten und Karakterzüge. VI. 81.

In tiefer Meditation und den Kopf ganz seitwerts an seinen Lehnstuhl lehnend, fand ich den Monarch. Sein erstes Wort überraschte mich. — „Die Uebersicht einer grossen und sehr verwickelten „Sache, sagte Er, ist doch äusserst schwer.“ — Ich antwortete auf gut Glück: diese Kunst hat von Anbeginn der Welt, niemand besser verstanden als Eüer Majestät. — Nun ward mir aber gleich die Absicht des Königs durch folgende Worte deütlich: „Ein Reich das grösser ist als Frankreich, „kann nicht gut regiert werden.“ — Ich war so frey hierauf zu erwiedern: Entweder gehorchet in den Provinzen das Volk dem Gouvernement nicht, oder die Gouverneüre thun nicht immer was man ihnen befiehlt, sondern viel lieber was ihnen gefällt.

„Rußland ist ein zu weitlaüftiges und zu gros„ses Reich.“ — Nicht für den Geist und das Herz von Catharina der zweiten. Aber in der Zukunft könnte dieses Reich wohl unter seiner gewaltigen Grösse erliegen (s'ecrouler sous sa masse). — Hier hub der König den Finger lächelnd gegen mich auf, indem er mir sagte: „Glaubet das nicht!“ — Sire, das russische Reich kann sich einst vertheilen wie Alexanders Reich nach seinem Tode. Gouverneüre einzeler Provinzen können sich zu Königen dieser Provinzen aufwerfen; und sich mit andern Gouverneüren, von eben solchen Gesinnungen, schlagen. — „Hierinn habt ihr Recht; das glau„be Ich auch.“

Nun kam der König auf Reiche, und Länder, und Regierungen die uns näher liegen. Er schien mir manches sagen zu wollen damit ich es nicht vergesse. Höchst merkwürdig war wenigstens alles, und vergessen habe ich nichts; aber meine meisten Erinnerungen von jenem Tage sind nicht mittheilbar.

Als der König zuerst anfieng über Geschichte der Zeit und politische Gegenstände mit mir zu sprechen, verhüllete ich mich natürlicherweise in das allerehrerbietigste Stillschweigen. Aber dieß half mir nichts: denn er schwieg jedesmal, wenn er gesagt hatte was er sagen wollte. Sobald er aber am Ende seines Spruches war, oder am Ende seiner Periode, sah er mich dann lebhaft und feurig, und gleichsam fragend an? — Antworten und reden musste ich also, es mochte mir nun kosten was es wollte! Je rascher, kecker, unbefangener und freyer, meine geringen Antworten auch alsdann waren, desto besser schienen sie immer dem Könige zu gefallen. Aber freylich konnte man auch einem so ganz ausserordentlich grossen Manne, Dinge sagen, die kleinere Menschen und Köpfe nicht dulden und nicht verdauen.

Ueber Geschichte der Zeit und mancherley politische Gegenstände hatte der König schon über eine Stunde geredet, als durch die bey ihm so sehr gewöhnlichen schnellen Uebergänge die Conversation wieder auf ganz andere Dinge in der zweiten Stunde fiel.

»Welche

„Welche Krankheiten kommen im Hannöveri„schen jetzt am meisten vor?“ — Unter den hitzigen Krankheiten vorzüglich die gallichten Fieber, und dann auch sehr häufig, faule und bösartige Fieber, die sehr gefährlich sind. — „In meinen „Ländern kommen diese Krankheiten so häufig nicht „vor.“ — Die Armeen Euer Majestät und die Städte die grosse Garnisonen hatten, litten oft sehr von solchen Krankheiten. Im Kriege von 1778 und 1779 herrschten böse Fieber von jener Art bey den Armeen Euer Majestät, aber am allermeisten die Ruhr. — „Das ist wahr: und glaubt ihr „wohl, daß Ich im lezten Kriege die Ruhr sehr „gut curirt habe? Ich war mit einem Corps „meiner Truppen in einer kleinen Stadt.* Fast „alle bekamen die Ruhr, und viele starben. Ich „stecke meine Nase nicht in die Medecin, als wenn „ich sehe, daß diejenigen die sich damit abgeben, „nichts davon verstehen. Also sagte ich: nehmt „einige Grane Brechweinstein, löset sie in genug„samem Wasser auf, und laßt die Leute Löffel weise „soviel davon nehmen, bis sie einige male gebro„chen, und dann auch gut purgirt haben. Das „thaten die Feldscheerer und es gelang.“

„Aber es kommt da nicht bloß auf Recepte an, „sondern auf alle übrige Anstalten, die man bey „einer Armee macht. In allen meinen Kriegen „befolgte man meine Befehle, in Absicht auf „meine kranken und verwundeten Soldaten äusserst „schlecht. Nichts hat mich, in meinem Leben „mehr verdrossen: als wenn ich sah, daß man diese „braven

„braven Männer, die Gesundheit und Leben so „edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krank„heiten und bey ihren Wunden übel verpflegte. „Man ist oft barbarisch mit ihnen umgegangen, „und mancher armer Soldat ist aus Mangel guter „Verpflegung gestorben. Nichts hat mich von „jeher mehr betrübet, als wenn Ich die unschuldige „Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. „Aber ich habe, seit dem letzten Kriege, solche Be„fehle gegeben, die es allen den Schelmen, Schur„ken und Spitzbuben bey der Armee, künftig sehr „schwer machen werden ihren König zu betrügen, „und den armen Soldaten der ihm so nöthigen „Hülfe und Erquickung so schändlich und barbarisch „zu berauben.“

Auf diese herrliche und menschenfreundliche Rede die mich äusserst bewegte und rührte, und die Friedrichs des Grossen Denkart, schon ganz alleine und ohne allen anderweitigen Zeugenverhör, gegen die im sechs und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente erwehnte grausame Anklage des Generals von Warnery rettet, gab ich zur Antwort: Das ist sehr zu wünschen; aber ich befürchte daß Eüer Majestät noch bey weitem nicht genug wissen, wie man im letzten Kriege in ihren Kriegshospitälern und Lazarethen hauste.

Mit grossen Augen, und einem Adlersblicke, und einer Stimme, die nur ein König haben kann, fragte nun Friedrich, recht mit dem ganzen Drucke seiner Grösse: „woher wisset ihr das?“

Dieß

Dieß weiß ich, wie ganz Deütschland, aus gedruckten Schriften. Ich weiß es durch den Verfasser dieser Schriften, der ein Unterthan Eüer Majestät ist; der Ihnen als Feldarzt bey der Armee Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrichs in Sachsen und Böhmen, treü und mit Ehre gedient hat; und dem nichts für alle seine Treü geworden ist, als die Geissel des Verfolgungsgeistes, die unwürdigste Begegnung, Haß und Unterdrückung, von einigen seiner Kunstverwandten in Berlin.

„Wie heisst der Mann?“ — Doctor Fritze, Arzt in Halberstadt. — „Schreibt mir, ich „bitte eüch, diesen Namen auf.“ — Ich werde dieß, beym Weggehen von Eüer Majestät, im Vorzimmer thun. — „Ich kenne den Doctor „Fritze nicht; ich habe niemals seinen Namen nen„nen gehöret.“

Dieß thut mir leid für den Dienst Eüer Majestät. Aber, Sire, ich kenne niemand der fähiger wäre, Eüer Majestät von allen bey ihren Armeen, in dieser Absicht, verübten Schelmereyen und Spitzbübereyen so genaue und so bestimmte Nachrichten zu geben, als eben dieser Doctor Fritze. Er hat alles mit seinen eigenen Augen angesehen. Er ist ein Mann der sprechen darf, ein vortreflicher Mann, und ein Mann von Geist.

„Ich mache nichts aus einem Manne von „Geist, wenn er nicht auch dabey, ein redlicher „Mann ist. Sagt es mir rein heraus: ist der

„Doctor

„Doctor Fritze in Halberstadt ein recht ehrlicher
„Mann?“

Das ist er gewiß. Eben seiner Redlichkeit wegen, ward er in Berlin so sehr zurückgesetzet; und eben seiner Redlichkeit wegen, nehme ich die Freyheit Euer Majestät den Doctor Fritze zu empfehlen. Aber weil ich ihn nicht von Person kenne, so weiß ich auch nicht, ob er, bey seinem lebhaften Temperament, das alles mit der Fackel in der Hand, alles mit Feuereifer durchsetzen will, nicht vielleicht etwas Rauhes und Unangenehmes in seinen Manieren hat; ob er nicht vielleicht zu hitzig ist, und zu auffahrend; und ob er auch recht versteht jeden Menschen von der rechten Seite anzufassen. — „Das ist Mir einerley; schreibt Mir
„nur seinen Namen auf.“

Der Monarch sprach nun wieder von sich, und sagte mir: „Ihr müßt doch auch sehen, wie elend
„ich gehe; kommt mit mir.“

Der Kammerhusar ward gerufen, und dieser hub den König von seinem Lehnstuhl in die Höhe, und faßte ihn unter dem einen Arme an. Ich folgte, und wenn der König mit mir sprach, näherte ich mich seiner Seite. Dieser schauerliche Zug gieng durch drey Zimmer, und mir blutete dabey das Herz. Der Monarch gieng sehr langsam und kümmerlich, und kam doch dabey ganz ausser Athem. Zuweilen sagte er etwas, das ich aber mehrentheils nicht verstand. Endlich sagte er: „Ich will zurück!“ — So begleitete ich dann, mit unaussprechlichen Gefühlen, Friedrich

den Grossen wieder in sein Wohnzimmer. Er setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl, und ich trat, wie gewöhnlich, ganz nahe vor Ihn.

Diese Unschicklichkeit, die auch nur im ganz gewöhnlichen Umgange eine grosse Grobheit ist, musste ich immer begehen: denn ich hätte sonst, so scharf auch mein Gehör ist, die sanfte und mehrentheils höchst leise Stimme des Königs ganz und gar nicht verstanden. Also stellte ich mich, unter dem Vorwand daß ich nicht gut höre, immer in der Entfernung von einem oder höchstens von zwey Fuß vor den König.

Eine kleine Weile vergieng, bevor er sich erhohlet hatte, und bevor er wieder sprechen konnte. Sodann gieng die Unterredung auf folgende Weise fort.

„Habt ihr jetzt viele Kranke?“ — Dieß ist die Zeit da mich viele Einheimische in Hannover, und sehr viele Auswärtige, wegen ihrer Sommercuren um Rath fragen. — „Nun so darf ich „euch dann auch nicht länger hier aufhalten, und „eüre Kranken noch länger eürer Hülfe berauben. „Ich bitte eüch, Morgen um acht Uhr noch ein „wenig zu mir zu kommen, damit ich eüch meine „Dankbarkeit bezeugen könne, für alle Gefälligkeit, und alle Aufmerksamkeit, die ihr so lange „für mich gehabt. Alsdann will ich eüch auch „einen Brief für Seine Königliche Hoheit den „Herzog von York mitgeben.“

Noch bevor mir der König, nach einer Audienz von mehr als dritthalb Stunden, das Zeichen

chen zum Weggehen gab, sagte er mir: „Ich „glaube daß ich noch einen Bruch bekomme; ich „habe gar sonderbare Schmerzen“ — die er mir beschrieb.

Diese Schmerzen, sagte ich, zeigen etwas ganz anderes an. Sie sind gewöhnlich Vorboten der Hämorrhoiden. So seltsam dieß auch jetzt scheinen mag, glaube ich, daß vielleicht bald die Hämorrhoiden in Fluß kommen werden.

„Das wäre sehr gut“ — sagte der König, indem er höchst freundlich den Hut abnahm, und mir dadurch das Zeichen zum Weggehen gab.

Von dem Könige gieng ich zu dem Herrn Minister von Herzberg, der damals zu Sanssouci wohnte. Gleich nach mir kam auch Herr von Lucchesini zu dem Herrn Minister. Beyde Herren wunderten sich daß ich eine so sehr lange Unterredung mit dem Könige hatte. Ich sagte, der König sey von sehr guter Laune gewesen, und erzählte die Geschichte mit Fritze.

Sie werden sehen, erwiederte Herr von Lucchesini, daß der König gleich Morgen an Fritze schreiben und ihn nach Potsdam kommen läßt. Der König erzählte sonach selbst die Geschichte mit Fritze, am nemlichen Abend, seinen Gesellschaftern; und sagte auch gleich, er wolle Fritze kommen lassen.

Sobald ich wieder zurück in Potsdam war, schrieb ich an Herrn Fritze, erzählte ihm die Sache, und sagte ihm daß er sich auf alle Fälle fertig mache, und

und sich dann vor dem Könige tapfer und mannhaft halte.

Gleich den folgenden Morgen, den zehnten Julius, ließ der König an Herrn Fritze schreiben, und ihn nach Potsdam rufen. Den vierzehnten Julius war Herr Fritze in Potsdam. Sogleich befahl ihm der König, alle Schelmereyen, die er bey dem Feldlazareth der zweiten Armee im bayerischen Erbfolgkriege beobachtet, auf Pflicht und Gewissen schriftlich einzureichen. Dieß that er, mit aller Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes, nannte die Schelmereyen und verschwieg die Schelmen. Sodann ward ihm aufgegeben einen Plan zu verfertigen, wodurch diesen Schelmereyen aufs kräftigste vorgebogen werden konnte. Am neunzehnten Julius ließ der König den Herrn Fritze zu sich kommen, und sagte ihm: „Hör er mal: der „Ruf seiner Rechtschaffenheit und Wissenschaft ist „auch zu Mir gedrungen. Ich habe ihn deshalb „kommen lassen, um ihm, weil ich ihn für einen „ehrlichen Mann halte, die Oberaufsicht über „sämtliche Feldlazarethe in Kriegeszeiten anzuver„trauen.“ — Einem Cabinetsrath, ward an gleichem Tage das sehr schöne Patent von dem Könige in die Feder dictirt, und unterzeichnet. Herr Fritze erhielt sogleich einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thaler; und den Auftrag geruhig in Halberstadt die von ihm verlangten Ausarbeitungen zu machen. Im Patent war ihm für Kriegeszeiten ein Gehalt von tausend Thaler zugesichert.

Es hatte ich also das Glück, in einem Augenblicke von Unerschrockenheit, eine Art von menschenfreundlicher Revolution zum Besten der ganzen preussischen Armee zu veranlassen, die unzähllchen Menschen das Leben retten wird. Unter dem jetztregierenden Könige kam diese Revolution in kurzer Zeit zu Stande. Es ward von Seiner Majestät anerkannt, daß das ganze preussische Feldlazarethwesen einer Abänderung und Verbesserung bedürfe; und hiervon ist das zum Besten der kranken und verwundeten Soldaten, und zur Abstellung der bisher bey dem Feldlazarethwesen bemerkten Mängel, im Jahre 1787 in Berlin gedruckte Königlich Preussische Feldlazareth-Reglement der Beweis.

Am zehnten Julius, dem lezten Tage meines Aufenthaltes in Potsdam und Sanssouci, übergab mir des Morgens vor der Thür des Königs, der zweite Kammerhusar im Namen Seiner Majestät nochmals tausend Thaler in Bancozetteln.

Sodann gieng ich zum Könige; und nun begann die mich zuerst äusserst befremdende, mir ganz unbegreifliche, und endlich unvergeßlich rührende lezte Unterredung mit Friedrich dem Grossen auf folgende Art.

„Ihr signalisirt euch bis auf den lezten Augen„blick eures hiesigen Aufenthaltes.“ — Keinen Augenblick verließ mich hier, das beständige Gefühl meiner Schwäche, die tiefe Ueberzeugung von allem was mir mangelt, von allem was ich nicht bin, und was doch jeder Arzt seyn sollte. — „Ihr

„seyd

„seyd ein Prophet. Als ich gestern Abend, wegen „gewisser Schmerzen, die Ich nicht verstand, unruhig war, habt ihr mir gesagt, dieß bedeüte daß „Hämorrhoiden kommen werden. Diese Nacht „sind die Hämorrhoiden gekommen. Ich habe sehr „gut geschlafen. Der bewußte Schmerz hat sich „verlohren. Ich bin mit eüch sehr zufrieden.“ — Ein Bedienter Eüer Majestät übergab mir auch eben auf Ihren Befehl ein Merkmal Ihrer Zufriedenheit, wobey ich, wie bey allem was mir Eüer Majestät anjetzt sagen, erröthe und verstumme. — „Sagt mir hiervon nichts; aber lasset „Mich eüch danken für alles was ihr mir hier ge„wesen seyd. Ihr habt gethan was sich thun läßt. „Ich bin aüsserst mit eürer ganzen Aufführung zu„frieden. Ihr reiset über Dessau zurück?“ — Ihre Königliche Hoheit die Fürstinn von Dessau, hat an mich nach Potsdam geschrieben, und hat mich eingeladen, ihrer Gesundheit wegen, einige Tage in Wörlitz zuzubringen. Von da reise ich, über Braunschweig und Antoinettenruh nach Hannover. — „Ich bitte alle eüre Kranke um Ver„zeihung, daß ich sie, so lange, eürer Hülfe be„raubet habe. Ich danke eüch für die Gefälligkeit, „mit der ihr so lange hier bey mir gewesen seyd. „Ich wünsche daß es euch immer wohl gehe. Es „freüet mich, daß ihr mich gesehen habt, weil ihr „dadurch, in der Zukunft, meinen Zustand besser „werdet beurtheilen können.“ — Eüer Majestät rühren mich so sehr, durch alle ihre grossen Gesinnungen, daß ich Ihnen nicht mehr antworten

 kann.

kann. — „Habt die Güte dem Herzog von York „diesen Brief zu überreichen. Sagt ihm, wie oft „ich mit euch von Ihm gesprochen habe. Sagt „ihm, wie sehr ich Ihn hochschätze, und wie zärt„lich ich Ihn liebe. Sagt Ihm, in meinem Na„men, alles was ihr zärtliches sagen könnet." — Getreulich will ich alles dem Herzog erzählen und sagen.

Nun nahm Friedrich der Grosse, seinen Hut mit unbeschreiblicher Huld und Freundlichkeit ab, neigte sein Haupt, und sprach: „Adieu, mein guter, „mein lieber Herr Zimmermann. Vergesset den „guten alten Mann nicht, den ihr hier gesehen „habt (*)."

Meine Brust war wie zerrissen. Es schien mir, ich müsse auf der Stelle ersticken. Ich gieng, nach der tiefsten Verbeugung, nur um einen Schritt zurück; stand sodann aber noch gerade vor dem Monarch, stieß einige Worte der zärtlichsten Rührung aus, beugte mich noch einmal so tief ich konnte, eilte mit blutendem Herzen nach dem Vorzimmer, und vergieng fast vor Betaübung, Wehmuth, und Schmerz.

(*) Adieu, mon bon, mon cher Monsieur Zimmermann. Souvenés-vous du bon Vieillard, que vous avés vû ici.

29. Cap.

Ueber seinen Tod, und sein ganzes Verhalten in seinen lezten Tagen.

Nicht ungewiß, sondern nur allzugewiß und höchst erbärmlich, war Friedrichs Zustand am Tage meiner Abreise aus Potsdam. Dieß gestand ich in Wörlitz aufrichtig und redlich, unserm deutschen Aristides dem regierenden Fürsten von Anhalt Dessau, und seiner von mir innigst verehrten Gemahlinn. Dieß gestand ich aufrichtig und redlich, einem der grösten Männer unsers Jahrhunderts, dem regierenden Herzog von Braunschweig. Eine ganze Stunde hindurch hatte ich die Ehre mit diesem Fürsten mich über Friedrichs kläglichen und hülflosen Zustand zu unterhalten. Unvergeßliche Seufzer und unaussprechliche Gefühle erblickte ich, indem ich erzählte, in der Heldenbrust und in den Heldenaugen des Herzogs von Braunschweig.

Diese redliche Offenheit musste ich mir bey der verwitweten Frau Herzoginn von Braunschweig verbieten. Ich sah diese Fürstinn in Antoinettenruhe, höchst unruhig und höchst unglücklich über den Zustand ihres geliebten Bruders, und geneigt auf den kleinsten günstigen Umstand die gröste Hofnung zu bauen. Also war es mir unmöglich, diesem guten schwesterlichen Herzen den Dolchstich zu geben, den es durch ein rundes Geständniß von

mir erhalten hätte. Meine Vorhersagungen waren indessen höchst behutsam. Alles was ich übrigens der Frau Herzoginn von mir selbst erzählte, war weiter nichts: als es habe mir ein paarmal geglückt den König zu erleichtern, und ich sey höchst zufrieden von der höchst gnädigen Begegnung des Königs. Mir ist unbekannt welchen Gebrauch die Frau Herzoginn von diesem schonenden Betragen hiernächst bey dem Könige gemacht haben mag; aber bekannt ist, daß der König in der Woche vor seinem Tode an die Frau Herzoginn schrieb: le médecin d'Hanovre à voulu se faire valoir chez vous, mon bonne Soeur; mais la verité est, qu'il m'a eté inutile (*).

Höchst unnütz war ich dem Könige. Zur Erhaltung und Fristung seines Lebens hatte ich eben so wenig gethan als irgend ein anderer Mensch auf Erden. Welchen Tag und welche Stunde er sterben werde, dieß wusste ich zwar bey meiner Abreise aus Potsdam nicht; aber ich wusste, daß er die Brustwassersucht, die Bauchwassersucht, und eine entsetzliche Ergiessung von Wasser in seinen Schenkeln und Beinen hatte. Aller Anschein zu einem Geschwür in der Brust war vorhanden, nachdem sich im lezten Winter auch schon einmal da ein Geschwür geöfnet hatte, wie mir in Potsdam versichert ward. Die Kräfte waren ganz weg. Ohne fremde Hülfe konnte der König weder stehen noch gehen.

(*) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Erstes Heft. S. 6.

gehen. Nur war sein Muth noch groß, und seine Hofnung verließ ihn nie, wenn er derselben auch zuweilen in trüben Augenblicken entsagte.

Friedrich hatte in einem unglücklichen Augenblicke, noch den achten Julius, solche Mittel von mir verlanget, die Ihn auf der Stelle heilen. Solche Mittel kannte ich und hatte ich nicht. Dieß begriff er auch, weil er die Gnade hatte, mir bey meiner Abreise zu sagen: „Ihr habt gethan was „sich thun läßt; ich bin äusserst mit eürer ganzen „Aufführung zufrieden (*).“ — Indessen hatte er mir doch noch beym Abschied gesagt: „Es freüet „mich, daß ihr mich gesehen habt, weil ihr da„durch, in der Zukunft, meinen Zustand besser „werdet beurtheilen können (**).“ — Also hoffte der König allerdings noch zu leben, weil er noch bey meinem Abschiede glaubte, er werde mich noch in der Zukunft über seinen Zustand um Rath fragen können.

Noch im Monat August, wie ich aus einem an mich geschriebenen Briefe des Herrn Marquis von Lucchesini weiß, tröstete der König sich oft mit dem Gedanken: „Sein Vater habe fünf Jahre „hindurch, mit der Wassersucht gelebet.“ — Immer war auch, wie mir Herr von Lucchesini schrieb, noch in diesem Monate seines Todes, seine Imagination

(*) Vous avés fait ce qui a eté possible. Je suis extrémement content de toute votre conduite.

(**) Je suis bien charmé que vous m'ayés vû, et que pour la suite vous soyés au fait de mon etat.

gination reich an Trostgründen! — Sogar als zwischen dem vierten und zwölften August, das linke Bein sich geöfnet hatte, und nun täglich mehr als ein Quartier Wasser mit grosser Erleichterung abfloss, glaubte Friedrich sich jetzt wieder ausser aller Gefahr; und ass deswegen auch gleich wieder mit ausserordentlichem Appetit.

Von der Natur hoffte er alles, aber von Aerzten nichts. Er hätte auch unmöglich etwas von irgend einem Arzte hoffen können, weil er immer nur auf eine äusserst kurze Zeit ihre Räthe befolgte. Am eilften Julius liess er den Herrn Hofmedicus Frese aus Potsdam und Herrn Professor Selle aus Berlin wieder zu sich rufen. Herr Frese kam zuerst, und rieth harntreibende Mittel. Sonach kam Herr Selle, und der König selbst verlangte harntreibende Mittel von ihm, weil er doch anjetzt selbst ernstlich glaubte, dass er die Wassersucht habe: übrigens versichert war, dass niemand dieß gesehen habe als er selbst; und doch wirklich es auch anjetzt noch nicht leiden konnte, wenn man Ihn für wassersüchtig hielt. Als aber die Wassersucht in acht und vierzig Stunden nicht weggeharnet war, wurden auch die harntreibenden Mittel bald verworfen. Herr Professor Selle blieb einige Tage bey dem Könige, und ward von Ihm nachher nicht wieder gerufen; auch der in Potsdam gegenwärtige Herr Frese ward von dem Könige nicht wieder gerufen. Friedrich begnügte sich mit seinen kleinen Abführungsmitteln, um wenigstens die immer noch zu häufig genossenen Speisen wegzuschaffen.

sen. Uebrigens wollte Er, wie Herr Frese in einem Briefe an mich sich ausdrückt, von keinem Arzte mehr, und auch von andern Arzney n nicht hören. Im August ward der berühmte Wundarzt, Herr Engel, zum Verband des ausfliessenden Fusses täglich zugelassen; aber Friedrich sprach auch mit diesem sehr geschickten und vortreflichen Manne, kein Wort von seinem innerlichen Zustande. Aerzte und Arzneykunst hatten nun einmal bey Friedrich ihre Rolle ausgespielet.

Vom dreyzehnten zum vierzehnten August schlief der König noch sechs Stunden, war darüber beym Aufwachen sehr vergnügt; that, wie Herr Schöning sich in einem Briefe an mich ausdrückt, an diesem Tage seine lezte irrdische Mahlzeit mit Boeuf à la Russienne; und blieb den ganzen vierzehnten August hindurch sehr aufgeräumt. Er arbeitete an diesem Tage wie gewöhnlich; und am Nachmittage sprach er, wie Herr Denina versichert, beynahe drey Stunden nach einander von Gustav Adolphs grossen Thaten, von Tilly, von Wallenstein, und von allen ausgezeichneten Theilhabern am dreissigjährigen Kriege (*).

Fast eben so gut war die Nacht vom vierzehnten zum funfzehnten, doch war der Schlaf mehr unterbrochen. Gegen den Morgen des funfzehnten Augusts ließ er sich noch die gewöhnlichen Rapporte bringen; er arbeitete auch noch, aber mit

 vieler

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 397.

vieler Mühe, und öfterer Unterbrechung. Er sagte: „es wird schwer! Aber noch habe ich Kräfte „zu arbeiten, und auch die lezten Augenblicke ge„hören dem Staate."

Am Morgen des funfzehnten Augusts, ließ er den Herrn Minister von Herzberg rufen, und sagte ihm: „Ich fühle daß der Ausgang kommt. „Bleiben sie bey mir, um alles auszufertigen, und, „wenn ich todt seyn werde, meine Papiere zu be„siegeln (*)."

Diese Worte des Königs weiß ich zwar nicht durch den Herrn Grafen von Herzberg selbst, aber durch einen andern preüssischen Minister der mir Friedrichs ganze Todesgeschichte mitgetheilet hat. Mir schrieb der Herr Graf von Herzberg den 7 Junius 1788: „Ich kann bezeügen, daß der „König noch am Morgen des funfzehnten Au„gusts sehr wohl überlegte Depeschen an Herrn „Laspeyres dictirte, die mir dieser überbrachte, „und daß der König diese Depeschen noch den funf„zehnten des Abends unterzeichnet hat, obwohl „maschinenmässig, da er beynahe keine Besinn„lichkeit mehr hatte; und daß er eigentlich „nur den sechszehnten August zu regieren auf„hörte (**)."

Nicht

(*) Je sens approcher le dénouement: restés chez moi, pour tout expédier, et pour sceller mes papiers quand je serai mort.

(**) Je puis attester, qu'il a dicté le 15 Aout au matin des depeches très bien raisonées à Mr. Laspeyres,

Nicht des Mittags sondern des Vormittags vom funfzehnten August, wie mir Herr Schöning schreibt, aß Friedrich noch eine Suppe nur. Am Abend befand er sich, nach einigen Ausleerungen, wieder munter (*).

An seinem letzten Lebenstage, den sechszehnten August, war sich der König fast gar nicht mehr bewußt, und war in einem anhaltenden betäubenden Schlummer. Nach drey Uhr des Nachmittages kam Herr Selle, auf Befehl Seiner jetztregierenden Königlichen Majestät, eiligst nach Sanssouci. Seine Erzählung lautet so: „Ich fand „zwar bey meiner Ankunft, den in jeder Rücksicht „grossen Kranken, mit etwas freyerem Bewußt„seyn, so daß er die Umstehenden kannte, aber „doch erinnerte er sich seiner noch nicht expedirten „Cabinetsgeschäfte zum erstenmale in dem ganzen „Verlauf seiner Regierung nicht. — Beym Ver„bande des Fusses zeigte der König alles Bewußt„seyn und Gefühl. — Sein Ansehen war mehr „roth als blaß, und seine Augen hatten noch nicht „ganz ihr gewohntes Feuer verlohren. Als er das „Bedürfniß des Stuhlganges äusserte, konnte er „die

peyres, qu'il me les porta, qu'il les figna encore mardi le 15 au foir, quoique machinalement et n'ayant presque plus de connoiffance, et que ce n'eft que le 16, le jour de fa mort, qu'il a ceffé de regner.

(*) Krankheitsgeschichte des Königs von Selle. S. 94.

„die wenigen Schritte dahin und zurück machen; „und gegen sieben Uhr fiel er auf seinem Stuhl, „den er nun schon seit einigen Monaten weder Tag „noch Nacht verlassen hatte, in einen sanften „Schlaf und milden warmen Schweiß. — Nach„dem er aber bald nachher, einen beynahe unwill„kührlichen Stuhlgang gehabt, beklagte er sich „über Frost, verlangte beständig mit Kissen bedeckt „zu werden, und plötzlich stellte sich um neun Uhr „ein beständiger kurzer Husten ein, der nach und „nach das Athemhohlen erschwerte; und Mor„gens den siebenzehnten August, um zwey Uhr und „zwanzig Minuten, die Maschine dieses ausser„ordentlichen Geistes zum Stillstand brach„te. — — — Es war also doch der im„mer von mir so sehr gefürchtete Stickfluß, der „dieser grossen Krankheit ein trauriges Ende „machte (*).— .

Und diesen Stickfluß hatte ich am Tage nach meiner Ankunft in Potsdam, den vier und zwanzigsten Junius, alle Ursache zu erwarten.

Die beyden Kammerhusaren, Herr Schöning und Herr Neumann, waren kurz vor dem Tode alleine bey dem Könige. Sie gaben gleich hier von dem Herrn Minister von Herzberg Nachricht, der den Augenblick vorher, nach dem Vorzimmer gegangen war. Bey dem Tode waren der Herr Minister von Herzberg und Herr Professor Selle gegen-

(*) Ebendaselbst. S. 55. 56. 57. 58.

gegenwärtig (*). Herr Hofmedicus Frese, der auf Verlangen des Herrn Ministers von Herzberg noch den sechszehnten August um fünf Uhr des Morgens zum Könige gerufen worden, und erst in der Todesnacht um eilf Uhr sich mit Herrn Engel nach Hause begab, schrieb mir: „der Tod des „Königs war so sanft, daß er seinen grossen Geist „in Form eines Hauches, recht deutlich mit den „Lippen von sich stieß.“

Herr Oberconsistorialrath Büsching sagt: „Von eilf bis ein Uhr (in der Todesnacht) war der „König etwas ruhiger. Er bemerkte, daß sein „Hund von dem Stuhl gesprungen war; fragte, „wo er sey? und befahl ihn wieder auf den Stuhl „zu setzen, und mit Kissen zu bedecken. Der König „sprach sodann noch unterschiedenes. Es war aber „schwer zu verstehen, und bestand in Phantasieen, „als: Nun ist mir wohl, nun will ich mich ordent„lich niederlegen. — Das Röcheln nahm aber „zu, und zwanzig Minuten nach zwey Uhr ver„schied Er an einem Stickfluß. Ihm selbst ganz „unvermuthet (**).“ — Ihm selbst ganz unvermuthet? — nachdem Er am funfzehnten August dem Herrn Minister von Herzberg ganz kaltblütig gesagt hatte: „Ich fühle, daß der Ausgang „(le

(*) Memoire historique sur la derniére année de la vie de Frederic, par le Comte de Herzberg. Huit Dissertations etc. pag. 18[illegible].

(**) Büschings Charakter Friedrichs des Zweiten. S. 291.

„(le dénouement) kommt. Bleiben Sie bey „mir, um alles auszufertigen; und, wenn ich todt „seyn werde, meine Papiere zu besiegeln?“

Augenblicklich versiegelte der Herr Minister die Papiere und Cassetten des Königs, so wie Er es Ihm am funfzehnten August befohlen hatte. Sodann ward Friedrich Wilhelm der Zweite von dem Tode des Königs benachrichtigt. Augenblicklich war der neüe König in Sanssouci. Er stieg bey dem Orangeriesaale aus seinem Wagen. Seine erste That war eine edle und grosse That: hier — der Lohn unsterblicher Verdienste. Er hieng mit eigner Hand, dem Herrn Minister von Herzberg den Orden des schwarzen Adlers um. Sodann ließ der König die Cabinetssecretaire kommen, die Ihm den Eid der Treue ablegten; und fieng dann gleich an mit ihnen zu arbeiten. Am achtzehnten August eilte König Friedrich Wilhelm der Zweite des Morgens nach Berlin; und sagte, daß alle Geschäfte den Gang behalten sollen, den ihnen sein unsterblicher Onkel gab.

Als die Nachricht durch die preüssische Monarchie erscholl, Friedrich ist nicht mehr — verschwand unter dem Gewichte der allgemeinen Traurigkeit, das Gefühl von allen Beschwerden, unter welchen zuweilen die Liebe der Unterthanen Friedrichs erkaltete. Jeder vergaß jetzt sich selbst, und überließ sich ganz dem Strome des öffentlichen und allgemeinen Trübsinns. So sehr als das Volk in der ganzen Monarchie den neüen König liebte, und einstimmig verlangte; so sehr es auch

jetzt

jetzt fühlet und sieht, wie liebreich und edelmüthig, wie schonend, wie weise, wie groß, wie gewaltig und glücklich, Friedrich Wilhelm der Zweite seinen Scepter führet: so sah man doch bey Friedrichs Leichenzuge in Potsdam, wie unmöglich es ist, einen recht grossen Mann zu vergessen.

Vielleicht ist es meinen Lesern nicht unangenehm, wenn ich erzähle, wie der König während der siebenzehn Tage meines Aufenthaltes in Potsdam seinen Tag hinbrachte.

Seitdem seine Krankheit so mächtig und gefahrvoll ward, gieng Er, einige Stunden früher an seine Arbeit. Anstatt daß seine Cabinetssecretaire, sonst erst des Morgens um sechs oder sieben Uhr kamen, verlangte Er sie jetzt immer des Morgens um vier Uhr. Ewig merkwürdig, zumal für alle Könige, Fürsten und Regenten, sind und bleiben die Worte, mit denen Friedrich der Grosse seinen Cabinetssecretairen diese Neuerung ankündigte. „Mein Zustand, sagte er, nöthiget „mich, ihnen diese Mühe zu machen, die für sie „nicht lange dauren wird. Mein Leben ist auf der „Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich be„nutzen. Sie gehöret nicht mir, sondern dem „Staate."

Also jeden Morgen um vier Uhr brachte dem Könige ein Kammerhusar, alle durch die Nacht eingekommene Berichte seiner Minister und Generale, Depeschen seiner Gesandten, und Briefe aus allen seinen Ländern. Dieß alles besah und sonderte der König. Auf die eine Seite legte er alles

Mi=

was er selbst lesen wollte, auf die andere Seite alles woraus ihm seine drey Cabinetssecretaire referiren mussten. Alsdann wurden die Cabinetssecretaire gerufen, die also nunmehr jeden Morgen um vier Uhr von Potsdam nach Sanssouci kamen. Alles was sie lesen mussten, übergab ihnen der König. Sie giengen dann in ihr Zimmer ausser dem Schlosse, lasen alles und machten aus allem Auszüge. Indessen las auch der König alle seine Briefe. Sodann wurden die drey geheimen Cabinetssecretaire, einer nach dem andern, verlangt; jeder hatte Papier und Bleystift in der Hand. Zuerst dictirte der König alle Resolutionen, die er auf die von ihm selbst gelesene Briefe genommen hatte. Dann referirten sie aus den Briefen, die sie gelesen und in der Geschwindigkeit excerpirt hatten; und der König dictirte ihnen seine Resolutionen, Befehle und Briefe, mehrentheils Wort für Wort. So ward gewöhnlich, von vier Uhr bis sechs oder sieben Uhr des Morgens, von einem einzigen tödtlich kranken Manne ein ganzes Königreich regiert, und so wurden auch zugleich alle seine auswärtigen Geschäfte durch ganz Europa abgethan. Nun verfügten sich die Cabinetssecretaire wieder heim nach Potsdam. Alles was ihnen der König dictirt hatte, schrieben sie ins Reine, und dieß brachte man ihm des Nachmittags zur Unterschrift. Aber da geschah wieder nicht, was wohl oft in der Welt geschehen mag; bevor der König seinen Namen unter diese Briefe und Befehle setzte, las er sie noch einmal durch.

Mit

Mit recht gutem Gewissen konnte also der König schon um sechs oder sieben Uhr des Morgens müssig seyn und Langeweile haben, wenn er wollte; aber dieß wollte und konnte Er nie, und dieß kann auch kein König.

Der Küchenzettel, den der Küchenmeister am Tage vorher verfertigte und den man schon des Nachmittages mit denen zur Unterschrift eingesandten Briefen dem Könige vorlegte, ward ihm des Morgens noch ein oder zweymal vorgezeigt, sagt mir Herr Schöning in den Anmerkungen womit er meine erste Schrift über Friedrich den Grossen beehret hat; und dieß geschah des Morgens, setzet Herr Schöning hinzu, nicht sowohl um etwas daran zu ändern, sondern bloß um seinen Appetit nach diesem Zettel zu regliren. Alle Produkte seiner Gärten und Treibhäuser aus den lezten vier und zwanzig Stunden, brachte man ihm jeden Morgen, auch um diese Zeit; ich sah sie immer in grossen Körben, auf den Commoden und Tischen seines Vorzimmers liegen, und stahl dann auch daraus bisweilen dem König eine Kirsche. Es waren die schönsten und ausgesuchtesten Früchte in grosser Menge: Kirschen, Trauben, Melonen, Pfirschen, Abricosen, Feigen, Zwetschen, und Pisangs; auch sogar keine Kirsche durfte einen Fleck haben. Gewöhnlich aß der König von diesen Früchten.

Mehrentheils hatte er ein Buch in der Hand, wenn ich um acht Uhr kam: wie mir Herr Schöning sagte, etwa einen französisch übersetzten

Schriftsteller aus dem Alterthum, oder irgend etwas aus der modernen Geschichte. So erbärmlich schwach war die Hand des Königs, daß er nicht mehr vermochte einen mäßigen Octavband in der Hand zu halten. Dieß hat mir Herr von Lucchesini versichert, und dabey gesagt: der König habe deswegen alle zu dicken und zu schweren Octavbände zerstückeln, und in kleinere Bände binden lassen. Bey dem Könige blieb ich von acht Uhr an, so lange er es für gut fand, mehrentheils eine halbe auch wohl eine ganze Stunde.

Der Commandant von Potsdam, der sanfte, ehrwürdige und vortrefliche Herr Generallieutenant von Rohdig, kam um zehn Uhr die Parole abzuhohlen. Dieß war mehrentheils eine Augenblicksache: denn frühe um vier Uhr ward schon durch Adjutanten und andere Officiere, von allem was an den Thoren von Potsdam und in der ganzen Garnison vorgefallen, der Rapport abgestattet. Zwischen zehn und eilf Uhr kam ab und zu noch jemand den der König sprechen wollte.

Die Tischgesellschaft des Königs erschien nach eilf Uhr. Sie bestand aus dem Herrn Marquis von Lucchesini, dem Herrn General Graf von Görz, dem Herrn Oberstallmeister Grafen von Schwerin, und nach ihm bis zum Tode des Königs, dem Herrn Minister von Herzberg. Der Oberste von den Ingenieurs, Herr Graf von Pinto ein Piemonteser, war fast immer von dieser Gesellschaft, und dann noch bald diese und bald jene Generale und Stabsofficiere. Der König ließ die Herren,

bis

die Jahr aus Jahr täglich mit ihm assen, doch jeden Morgen von neuem zum Essen bitten.

Die Mittagsmahlzeit daurte vor der Krankheit des Königs, wie mich Herr Schöning belehret hat, oft drey, vier, und fünf Stunden; und, wie mir Herr Schöning in seinen Anmerkungen sagt, trank der König alsdann auch viel. Anjetzt daurte die Tafel zuweilen nur eine halbe Stunde, zumal wenn sich der König etwa erbrach; mehrentheils eine auch wohl anderthalb Stunden. Mit mächtigem Appetit aß der König fast immer, und immer zu viel. Er trank anjetzt einen weissen, süssen und etwas prickelnden französischen Wein von Bergerac in sehr mässiger Quantität. Herr Schöning sagt mir: „der König war ein grosser Feind vom „Rheinwein. Er gab vor, sein Vater habe das „Podagra bloß vom Rheinwein gehabt. Darum „trank Er ihn nie, gab auch seinen Gästen keinen, denn er glaubte daß er durch seine Saüre den „Hals zusammenziehe, und sagte oft: si on veut „avoir un avantgout de la pendaison, on n'a qu'a „boire du vin de Rhin.“

Bey gesunden Tagen schlief der König den Tag hindurch niemals, sagt mir Herr Schöning in seinen Anmerkungen. Er setzt hinzu: „aber in den „letzten Monaten seines Lebens verfiel er oft am „Tage und Abend in einen unwillkührlichen Schlaf, „daher er des Morgens um so viel früher munter „ward, seine Cabinetsräthe verlangte, die Geschäfte abmachte, oft aber auch gleich hernach wieder einschlief.“ — Nach Tafel schlief er mehr

 und

und weniger, aber immer nur auf eine kurze Weile. Dann trank er einige Tassen Koffee, wie des Morgens. Dann setzte er sich zuweilen auf seine Terrasse in die Sonne, oder amüsirte sich mit etwas. Zum Exempel, er hatte Juwelirer, Steinschleifer, und andere Künstler bey sich. Einmal, als ich in Potsdam war, besah er um diese Zeit seine Juwelen. Man hat mir den Werth der Juwelen, die er bey sich in seinem Zimmer hatte, auf vier bis fünf Millionen Thaler angegeben. Sie bestanden, wie ich seitdem durch Herrn Schöning belehret bin, bey seinem Tode in hundert und dreissig Stück Tabatieren, einer sehr geringen Anzahl Ringen, und zwey Uhren. Herr Schöning berechnete den Werth dieser Juwelen nicht über eine Million und dreyhundert tausend Thaler.

Juwelen waren indessen doch bey dem Könige eine Art von Liebhaberey; aber auch hierinn war sein Geschmack ihm eigen. Brillanten waren ihm nicht schön genug. Er hatte immer neben seinem Lehnstuhl auf einem kleinen Tische, ausser einem grossen bleyernen Tabackkasten und zwey hölzernen Dosen, vier sehr grosse Tabatieren von schlesischem Achat liegen. Sie waren mit Juwelen von allen Farben reich besetzet. Eine dieser Tabatieren, die ich sehr gut kannte, hatte ich nachher in meinem Hause in Hannover in der Hand. Herr von Offenberg, Hofmarschall des Herzogs von Curland, hatte sie von dem jetztregierenden Könige zum Geschenke erhalten. Der Werth dieser Juwelen betrug über zweytausend Ducaten. Aber es waren

nicht

nicht Rubine, Saphire, Schmaragde, und dergleichen, wie ich geglaubt hatte: sondern wahre Brillanten, unter die der König, Folien von allen diesen Farben setzen ließ.

Für drey Uhr des Nachmittages war ich gewöhnlich bestellt. Wenn aber der König Geschäfte hatte, oder noch schlief welches ein paar mal wiederfuhr, so ward ich um halb vier oder auch später hereingerufen. Die Audienz daurte eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, und bisweilen länger.

Dann fiengen die Geschäfte wieder an. Die Briefe wurden zur Unterschrift gebracht, und der Küchenzettel auf den folgenden Tag, zur Berichtigung. Einmal sah ich in den ersten Tagen, den Herrn Minister Grafen von Finkenstein zum Könige gehen; und um diese Zeit erhielt der Russisch-kaiserliche Gesandte, Fürst Dolgorucki, seine Abschiedsaudienz. Zuweilen, indem ich herausgieng, kamen Officiere von dem Ingenieürcorps mit grossen Planen und Rissen zu dem Könige.

Die Gesehrten seiner Abendstunden erschienen um halb sechs Uhr, und nur selten später. Diese Herren waren immer, der Herr Kammerherr Marquis von Lucchesini und der Herr General Graf von Görtz. So lange ich in Potsdam war, befand sich auch mehrentheils der Herr Oberstallmeister Graf von Schwerin in dieser Gesellschaft. Ihm folgte zwey Tage vor meiner Abreise aus Potsdam, der Herr Minister von Herzberg, der, ebenfalls wie der Herr Graf von Schwerin bey

dem Könige wohnte, und in Sanssouci bis an den Tod des Königs blieb. Mit dieser Gesellschaft unterhielt sich der König, mehrentheils heiter und froh, und immer auf eine höchst interessante Art, bis acht Uhr. Dann speiseten diese Herren unter sich, und der König ließ sich durch einen jungen Menschen aus Berlin, bis er einschlief gewöhnlich bis zehn Uhr, bald etwas aus dem Cicero oder Plutarch vorlesen, bald aus Voltaire.

Seit der lezten und tödtlichen Krankheit des Königs, also seit neün Monaten, bestand die Abendgesellschaft des Königs, wenn keiner von den Herren Ministern aus Berlin zugegen war, aus niemand als aus den Herren von Lucchesini und von Görtz. Herr von Lucchesini war in vorigen Zeiten oft des Abends alleine bey dem Könige; aber seitdem er, nach der schlesischen Herbstrevüe von 1785 so sehr von Engbrüstigkeit litt, war es ihm zu beschwerlich immer mit dem Herrn von Lucchesini zu sprechen. Also wählte er sich, von dieser Zeit an, den Herrn General von Görtz zum Interlocúteür.

Beynahe kann man in das Innere des Privatlebens dieses grossen Monarchen nicht hineinsehen, ohne auch auf eine ganz andere Art von Gefehrten seiner Einsamkeit einen Blick zu werfen, die selbst noch in seiner Todesnacht seine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Ein paar kleine und freündliche Hündchen sah ich immer um den König. So treü und liebend wie seine Hündchen, zeigten sich Friedrich dem

Grossen

Grossen nicht alle Menschen die Er mit Wohltha-
ten überhäufte. Vielleicht hatte Er darum diese
Hündchen so lieb. Sein ganzes Leben hindurch
hat er immer einige um sich gehabt; und noch kurz
vor seinem Tode, sah ich, so oft ich zu ihm kam,
immer zwey kleine italienische Windspiele in seinem
Zimmer. Eins lag auf einem Stuhle von helle-
blauem Atlas, immer neben dem Könige; das an-
dere lag immer auf einem grossen, und durch seine
etwanige kleine Unruhe ein wenig zerrissenen Ca-
napee von solchem Atlas. Sie regten sich nie, so
lange ich sie sah, und gaben vor mir nie keinen
Laut: ob ich gleich für meine Waden etwas besorgt
war, bevor ich an den Aufenthalt in dem Zimmer
des Königs gewöhnt seyn konnte. Wenn der Kö-
nig zuweilen etwa nach der Mittagsmahlzeit, oder
später, nach der Terrasse vor seinen Fenstern sich
bringen ließ, um da die Sonne zu geniessen, so
brachte man auch immer einen Stuhl für eines die-
ser Windspiele, neben seinen Lehnstuhl auf die
Terrasse. Kein Fremder nahte sich auch um diese
Zeit der Terrasse, denn die Hündchen fiengen gleich
an zu bellen. Der König, der Ruhe und Ein-
samkeit über alles liebte, konnte jezt nicht mehr
leiden, daß ein Fremder, den er nicht zu sehen
verlangte, sich seiner stillen Wohnung nähere, und
ihn jezt auch nur von ferne sehe. Im Jahre 1785,
als der König zum leztenmale nach der schlesischen
Revüe reisete, war eines dieser lieben Hündchen
sehr krank. Er befahl bey seiner Abreise, daß
man ihm jeden Tag eine Staffette nachschicke, mit

 Nachricht

Nachricht von dem Befinden des Kranken. Bey des Königs Rückkunft aus Schlesien, war das Hündchen todt und begraben. Der König ließ es ausgraben, um es noch einmal zu sehen, verschloß sich den ganzen Tag, ließ niemand zu sich kommen, und weinte bitterlich (*).

Diese

(*) Diese Geschichte erzählte mir ein Mann von erhabenem Geiste und einer meiner geliebtesten Menschen auf Erden, Herr von Stamford, damals Capitain vom Ingenieurcorps in Potsdam und Lehrer beyder Prinzen von Preussen, nunmehr holländischer Oberster und Oberhofmeister des Erbprinzen von Oranien. Zu diesem setzte der vormalige Kammerhusar und nunmehrige Herr geheime Kriegsrath Schöning in seinen mir freundschaftlichst mitgetheilten Berichtigungen meiner Schrift über Friedrich den Grossen vom Jahre 1788, noch folgendes: „Die Neigung zu diesen Hunden gieng bey „dem Könige äusserst weit. Drey oder vier waren „beständig um seine Person. Einer war Favorit; „die andern Gesellschafter des Favoriten. Beständig „lag der Hund an der Seite des Königs, auf einem „besondern Stuhle, mit zwey Kissen bedeckt, und „schlief des Nachts im Bette seines Herrn. Die „andern mußten den Abtritt nehmen, und kamen „des Morgens beym Aufwachen des Königs wieder. „Der König war äusserst für die Pflege und Ge„sundheit des Favorithundes besorgt, und der „Schmerz bey dem Verluß desselben ist nicht aus„zudrucken. Sie wurden in Sanssouci an einer „gewissen Stelle in einem Sarg begraben, und be-

„kamen

Diese doch allerdings übertriebene Liebe des Königs für seine Hündchen hat unglaubliche Commentarien und Glossen veranlasset, die ich mich wohl hüte hier zu erzählen. Solcher Argwohn fand an einigen deutschen Höfen ganz unbegreiflichen Beyfall. Aber Höfe die sich solche unmögliche Dinge denken, werden gewiß auch nichts Absurdes in einem Gedanken finden, den einst ein bayerischer Oberkammerherr hatte. Ein Churfürst in Bayern erfuhr, man habe seine Gemahlinn mit einem Kammerherrn auf der That belauscht; und befahl gleich, daß man alles was männlich sey, aus dem Hause der Churfürstinn wegschaffe! —

„kamen einen Leichenstein mit der Aufschrift ihres Namens. — Einige Jahre früher als 1755 begab sich die Geschichte mit dem gestorbenen Hunde, als der König in Schlesien war. Die Staffette welche die Nachricht von dem Tode dieses Hundes brachte, nahm auch gleich die Ordre zurück, daß der Hund gleich ausgegraben und auf die Bibliothek zu Sanssouci hingestellet werden müsse. Als nun der König zurückkam, hielt Er sich zwey oder drey Tage lang, oft und ganze Stunden bey dem Hunde auf, und weinte bitterlich. Aber er verschloß sich nicht; und sprach auch alle diejenigen die er sprechen mußte. Sodann wurde der Hund an einem gewissen Orte begraben: — Der würdige und verdienstvolle Herr Oberste von Stanford kann diese Anekdoten nicht so genau wissen wie ich, als Augenzeuge."

Man besetzte also das ganze Haus der Churfürstinn mit Weibern und Mädchen. Der Oberkammerherr, der von dem Churfürsten diesen Auftrag hatte, sah aber am Ende noch eine Menge Canarienvögel in dem Hause, und befahl gleich daß man alle Männchen wegschaffe: denn Seine Durchlaucht der Churfürst, sagte der diensteifrige und argwöhnische Oberkammerherr, wollen daß man ohne alle Ausnahme nichts männliches bey der durchlauchtigen Churfürstinn lasse.

Man hat mich oft befragt: ob Friedrich auf seinem Krankenlager keine Zweifel in Absicht auf seine Religionsgrundsätze geäußert habe; ob Er seinem Unglauben getreu geblieben sey, bis in den Tod? — Mehr als einmal hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß Nichtseyn nach dem Tode bey dem Könige, als eine bekannte und erwiesene Wahrheit galt. Etwas anderes erwartete ich auch nicht. Aber es befremdete mich doch sehr, als mir der Marquis Lucchesini sagte: „Der König „spreche doch jetzt mehr von solchen Dingen als „sonst; Er wiederhohle oft seine alten und bekann„ten Meinungen, und scheine bisweilen ziemlich „ernsthaft wissen zu wollen, ob man etwa vielleicht „das alles nicht auch anders nehmen könne?“ — In so weit könnte man denken, Friedrich habe in seinen letzten Tagen zwischen seinem Glauben und vieler anderer Menschen Glauben ein wenig geschwanket. Aber ganz zuverlässig weiß ich, daß er zwar alle Einwürfe die man ihm machte, geduldig anhörte, aber doch am Ende von seinen felsenfesten Mei-

Univ. Bibl. München

Meinungen, Gesinnungen und Entschlüssen bis in seinen Tod nicht abgieng. An die Unsterblichkeit der Seele hat Friedrich in seinen lezten Tagen gewiß eben so wenig geglaubt als an Aerzte und Arzneykunst.

Aber nicht nur duldsam, sondern auch äusserst gütig und nachsichtig dachte Er in seinen lezten Tagen, selbst in Absicht auf wüthende oder gar wahnsinnige Christen.

Noch in seinen lezten Tagen gab er ein grosses Beyspiel von Duldsamkeit gegen einen Menschen, der es mit Capuzinergewalt versuchte den sterbenden König in seine Kirche hereinzureissen. Eben in der Zeit als ich die Ehre hatte bey dem Könige zu seyn, fand sich einst des Morgens frühe unter den Briefen die eben eingekommen waren, und die der König seinen geheimen Cabinetsräthen übergab, einer der diesen Herren so comisch auffiel, daß sie ihn dem Könige mit Haut und Haar überreichten. Er war nicht unterschrieben; und hätte sich aber auch der Schreiber des Briefes genannt, so hätte ihm der König höchstens etwa durch einen gutmüthigen Scherz geantwortet. Allerunterthänigst, aus wahrer Liebe und innigem Gewissensdrange, stellte der gute Mann dem Könige vor: „welcher „Unchrist Er gewesen sey sein Lebenlang. Noch „sey es Zeit daß er sich bessere und bekehre. „Aber — da Er schon einen Fuß im Grabe habe, „und den andern bald: so sey die höchste Eile nö„thig, wenn Seine Majestät nicht dahin fahren „wollen, wo ewiges Heulen und Zähnklappen sey; „und

„und wenn Sie nicht wollen in der Hölle gebraten „werden in alle endlose Ewigkeit!“ — Am Abend dieses Tages schenkte der König dem Herrn von Lucchesini diesen Brief, und sagte: voyés comme on a soin de mon ame!

Eben war ich im Hause des Herrn von Lucchesini, in einer grossen Gesellschaft von Hofleuten und Officieren, als der Herr Marquis des Abends von Sanssouci kam, und uns allen diesen Brief zeigte. Er ward von einem Officier der ganzen Gesellschaft laut vorgelesen, und wir lachten alle herzlich. Die potsdamischen Damen, die Hofleute und Officiere, waren alle einstimmig, daß ein Prediger diesen Brief geschrieben habe! Mir schien es daß nur ein ganz närrischer oder wahnsinniger Mensch diesen Brief geschrieben haben konnte.

Als ich hierauf am nächsten Morgen nach Sanssouci kam, erzählte ich Herrn Schöning diese Geschichte, und fragte ihn: ob er sich nichts zu erinnern wisse, woraus man etwa den Verfasser dieses Briefes errathen könnte? Herr Schöning besann sich, daß etwa vor vier Wochen ein wahnwitziger Prediger, von der äussersten Gränze von Preussen, zu Fuß nach Sanssouci gekommen sey; und durchaus verlanget habe den König wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen! — Herr Schöning, der alle Zeichen des Wahnwitzes an diesem armen Manne bemerkte, und dabey wußte, wie scheu der König vor solchen Leuten war, wagte es nicht den Mann zu melden, sondern beredete

redete ihn mit Geld und guten Worten nach seiner Heimat zurückzugehen. Höchst wahrscheinlich war dieser wahnwitzige Prediger der Verfasser dieses Briefes.

Friedrich der Grosse fühlte daß er Mensch war, und gestand die Schwäche und Abhängigkeit unserer Natur. Tief und eingreifend fühlte er was er war, und was wir alle sind, oft mit Demuth, mit Trübsinn, und mit wahrer Melankolie. Er der König, der Ueberwinder, der Held, sagte mir schon im Jahre 1771 mit tiefem Nachdenken: „ach ich kann nicht alles Schwere überwinden!“ — Er, der gröste Mann des achtzehnten Jahrhunderts, sagte mir, im lezten Sommer seines Lebens: „ach ich war doch immer nur ein armer „sterblicher Mensch!“ — Er, der noch kurz bevor er zu den Helden der Vorzeit hinabstieg, jeden Morgen, sein ganzes Reich regierte mit wahrer Königskraft, sagte mir den dreissigsten Junius 1786: „ich bin nichts mehr als ein altes Gerippe; „ich tauge zu nichts mehr, als hingeworfen zu wer„den auf den Anger!“

Nach seiner Philosophie glaubte Friedrich der Grosse, das blinde Ohngefehr sey die einzige Ursache seines Daseyns. Er fühlte zwar tief und schrecklich, seine Abhängigkeit von einer höhern Kraft, von der alles zerstörenden Kraft des Alters und der Zeit. Aber den Trost, das Hochgefühl, das der allergemeinste und allergeringste Mensch haben kann wenn er will, hatte dieser grosse Held und König nicht. Ihm mangelte der erhabene

Trost,

Trost, der eben aus unserer Schwäche fliesset, und aus unserer Abhängigkeit: der Gedanke unserer Abhängigkeit von Gott, und dem weit über Erde und Grab hinausreichenden Zwecke unsers Daseyns. Friedrich der Grosse hielt sein Leben für einen Hauch den das Ohngefehr gebahr, und der im Alter verdüfte. Er glaubte nicht an das gröste, beste, edelste und gewaltigste in Ihm, an die Unzerstörbarkeit seiner Seele. Nach seiner Philosophie hieng sein Geist an seinem Körper, und mit einander mussten beyde hinfallen und vergehen.

Er, dem seine Abhängigkeit von Alter und Zeit so traurig aussiel, fühlte nicht: daß eben diese Abhängigkeit, die uns auf der einen Seite so klein macht, uns auf der andern so sehr erhöhet, uns in eine beständige Verbindung setzet mit Gott. Eben dieß und sonst nichts in der Welt, keine Geisteskraft, keine menschliche Gewalt und Grösse, keine Krone, kein kaiserlicher und kein königlicher Purpur, stärket so sehr den menschlichen Muth, belebet so sehr die menschlichen Kräfte, erwecket in uns immer von neüem diesen unbezwingbaren Menschentrutz, der doch immer an und wieder bemerklich und kennbar wird, so sehr wir auch wissen denselben da zu verbergen, wo es der Wohlstand erheischet. Wir reden mit Gott, werfen uns hin vor seiner Allmacht, erkennen alles was wir nicht sind, und allein durch Ihn seyn können und seyn werden, erwarten Hülfe allein von Ihm: und dann, so lange uns dieser Glaube an Gott nicht verlässt,

verläßt, überwinden wir die grösten und schrecklichsten Gefahren.

Religiöse Gesinnungen, wenn sie lebhaft genug empfunden sind, geben also den edelsten den grösten Heldenmuth, den Friedrich aus sich selbst hatte, und die aufrichtigste Todesverachtung. Keine Furcht von keiner Art, kommt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fliesset, trat ich, am Morgen des vier und zwanzigsten Junius 1786, vor diesen schrecklichen König, mit unerschrockenem Sinn und innerer Ruhe.

Schwärmerey sey dieß, wie alle religiösen Gesinnungen die nicht gebadet sind in kaltem Deismus; wer darf das sagen (*)?

Traurige Gefühle hatte doch also Friedrich der Grosse in seinen lezten Tagen, und kurz vor seinem Tode. Solche Gefühle verhelen sonst die Menschen gar zu gerne an sich selbst, aus Eitelkeit und affectirter Seelengrösse. Sie verheelen dieselben auch darum an grossen Menschen, die sie loben wollen! Aber König Friedrich verheelte sie mir nicht. Sie beugten auch seinen Geist nur auf kurze Zeit;

(*) Der Zopfprediger Schulz im Dorfe Gielsdorf bey Berlin in seiner Widerlegung der Schrift des Ritters von Zimmermann über Friedrich den Grossen, Germanien (Berlin) 1788. S. 20.

Zeit; denn da sie sonst so leicht alle Regsamkeit, alle Thätigkeit, alle Willenskraft, auch in sonst sehr guten, sehr vortreflichen Köpfen vernichten: so behielt Er doch immer am Ende, seinen festen Muth, durch die Kraft und den Truz, durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens.

Lange vor dem Tode des Königs gieng indessen doch an einigen kleinern Höfen Deütschlands die Rede: „Friedrich der Grosse sey am „Abend seines Lebens sich nicht mehr ähnlich „gewesen, seine Seelenkräfte seyen gesunken, sein „Geist sey von ihm gewichen!“

Mancher Fürst könnte, wie mir deücht, sich des Geistes freüen, den Friedrich der Grosse am Abend seines Lebens hatte, und käme wahrlich dadurch zu einem grossen Namen. Die Minister, Gesandten, geheimen Cabinetssecretaire, und Generale des Königs wissen: ob Friedrichs Geist nicht noch in allem geathmet habe, was Er im Sommer 1786 that. Was Herr von Herzberg der Nachwelt hierüber gesagt hat, wird bleiben; das Gerede der Höfe hat man anjezt schon vergessen. Ich habe selbst den König in mancher Stunde gesehen, wo es mir völlig schien als wenn Er sich noch heüte zu einem Kriege entschliessen könnte. Mitgegangen wäre er nun freylich nicht; aber die besten Plane auszudenken, und diese aufs Beste ausführen zu lassen: das war noch ganz im Vermögen

mögen des Kopfes den ich sah, und der Augen die ich nie vergesse (*).

Noch in der Zeit da ich in Potsdam war, oder wenigstens ganz kurz vorher, schrieb Friedrich mit eigener Hand, eine Instruktion für einen seiner Gesandten an einem der mächtigsten Höfe von Europa; und diese Instruktion war, wie man mir versichert hat, ein Meisterstück von Politik. So erfuhr ich auch in Potsdam, daß während meines Aufenthaltes daselbst, Friedrich in einer auswärtigen Angelegenheit, die in seinem politischen System auf grosse Dinge der Zukunft zielte, Entschlüsse genommen und am gehörigen Orte habe äussern lassen, so rasch und kühn als in seinen besten Jahren.

(*) Mirabeau sagt verhoffentlich mit Unrecht: Les deux tiers de Berlin s'évertuent aujourd'hui à prouver que Fréderic II fut un homme ordinaire et presque au-dessous des autres! Aber er setzt höchst erhaben hinzu: Oh! si ses grands yeux, qui portoient au gré de son ame héroïque la séduction ou la terreur, se rouvroient un instant, auroient-ils le courage de mourir de honte, ces adulateurs imbecilles? *Histoire secrete de la cour de Berlin.* Tom. I. pag. 482.

30. Cap.

Ueber die Wendung die der Charakter der Brandenburger bisher durch ihre Regenten nahm. Ueber die Art wie man zuweilen den grossen Friedrich mißverstand. Ueber die jetzige Reinheit der Sitten in Berlin. Ueber die sublimen Nationaltugenden der Brandenburger und insbesondere der Berliner.

Der Charakter der Brandenburger nahm seitdem sie von Königen beherrschet sind, unter jeder Regierung immer eine neue Wendung, näherte sich immer bestmöglichst dem Charakter des gegenwärtigen Königs. Unter König Friedrich dem Ersten machten Bürger und Edelleute Aufwand und Staat; man traümte von nichts als Hofleben. Vom Throne bis zum niedrigsten Pöbel verbreitete sich eine allgemeine Hofjunkerey. Den Soldatenstand betrachtete man als ein nothwendiges Uebel; niemand trat in diesen Stand als wenn er keinen andern Ausweg wüßte. Unter König Friedrich Wilhelm dem Ersten trug beynahe die ganze Nation kurze blaue Röcke und lange Degen. Niemand vom Civilstande war kühn genug sich vor dem Könige ohne einen blauen Rock zu zeigen. Die Minister erschienen

nen vor Ihm in stumpfen Schuhen und weissen Camaschen.

Friedrich der Grosse lehrte sein Volk denken. Dieses Gepräge ist ihm geblieben; und man muß wünschen daß es sich nie verwische. Böses und Gutes thut man jetzt mit mehr Klugheit. Aber deswegen kann man nicht sagen, daß das brandenburgische Volk unter Friedrich dem Grossen listig, ränkevoll und betrügerisch geworden sey, weil es geglaubt habe, es betröge nicht den König sondern nur die Regie. Viel häufiger ward unter Friedrich Wilhelm dem Ersten betrogen als unter Friedrich dem Grossen: denn die Auflagen auf hochimpostirte Bedürfnisse waren unter Friedrich Wilhelm dem Ersten viel höher als unter seinem Nachfolger, es fehlte dabey an gehöriger Aufsicht und genugsamen Unterbedienten; also ward niemand so leicht ertappt. Mörderlich schrie hingegen unter Friedrich dem Grossen jeder von einem französischen Accisebedienten auf der That ergriffene brandenburgische Biedermann.

Die Grösse und die Richtigkeit von Friedrichs politischen Grundsätzen mißkannte zwar sein Volk sehr oft, aber bey weitem nicht allgemein und nicht in allen Dingen. Das Geschrey gegen Ihn erhub sich immer nur durch einen Theil seines Volkes, oft auch nur durch einzelne Mitglieder jeder Classe. Teufel hatte der liebe Gott ja auch im Himmel! Aber der talentvolleste Berlinersatan ist eher ein gehörn-

ter Esel (*) als ein Satan, und im Grunde doch ein guter Junge, wenn man ihn nur ruhig schreyen läßt, und ihn nur nicht hindert, der lieben Nahrung wegen die Welt aufzuklären.

Entstand unter Friedrich dem Grossen ein allgemeines Geschrey in Berlin gegen irgend eine neüe Einrichtung, oder irgend eine neüe Verfügung, so untersuchte Friedrich: ob die Schreyer hinreichende Ursache haben? Fand er aber keinen gültigen Wahrheitsgrund für dieses Geschrey, so gieng er auf seinem Wege fort, und sagte oft kein Wort.

Als der Großcanzler von Fürst seine Stelle bey Gelegenheit der Sache des Müllers Arnold verlohr, hatte niemand in Berlin, vom Hofe und von der Stadt, vom Civilstande und vom Militäretat, eine Kutsche, der nicht zu dem unglücklichen Großcanzler hinfuhr, um ihm sein Mitleiden zu bezeigen. Nach den Gefühlen des Verfassers dieser Fragmente war dieß edel, keck, und groß. Friedrich war auch von diesen unaufhörlichen Visitenprocessionen sehr wohl unterrichtet, und sagte ganz gelassen: „mein Volk wirft mir Steine an „den Kopf, und ich sorge doch unaufhörlich nur „für mein Volk (**).“

„Wenn

(*) Gewisse Meditationen über einen Beinstiel im Neuen deutschen Museum. IV. St. 405. S.

(**) Le Public me jette la pierre, cependant je ne travaille que pour lui.

„Wenn ich, sagt der Herr Buchhändler Friedrich Nicolai, über viele wichtige Gegenstände irgend etwas weiß, über Glaubensfreyheit, über Aufklärung, über Sittlichkeit, über Thätigkeit, über Industrie, über Handlung, über Circulation, über die Wendung welche der Charakter von Nationen durch ihre Regenten nimmt —: so habe ich es meiner beständigen Beobachtung dieses im Frieden noch mehr wie im Kriege thatenreichen Mannes, und meiner mehr als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit auf seine Verfügungen, und auf die Folgen derselben die uns vor Augen liegen, zu danken. — Meine Ueberzeugung von der Weisheit seiner Regierung ward zuerst sehr lebhaft, als nach diesen sieben für Berlin so drückenden Friedensjahren, in den Jahren 1771 und 1772 eine allgemeine Theurung in Deutschland, und dadurch an vielen Orten Hungersnoth entstand. Damals ward hingegen in unserm Lande — zur allgemeinen nothdürftigen Verpflegung bis in die kleinsten Städte Rath geschaft. — Ja es nahmen sogar viele Unterthanen aus benachbarten getreidereichen Provinzen zu uns ihre Zuflucht, und fanden Hülfe: theils aus unserer eigenen Ersparung, theils durch Zufuhr durch unser Land über See. Dieser große Zug in der Regierungsgeschichte Friedrichs ist, wie so viele andere, bis jetzt öffentlich noch nicht bemerkt; aber mir schwebt noch lebhaft der Eindruck vor, den er damals auf mich machte. Ich fieng an, deutlicher zu merken, was ich schon seit

„einiger Zeit geahndet hatte, daß dieser grosse „Mann nicht, wie er verdiente, von allen Seiten „bekannt war. Man hielt ihn fast allgemein für „einen blossen Soldaten (*).“

Also hat der Herr Buchhändler Friedrich Nicolai die Regierungsweisheit Friedrichs des Grossen nach einer so beständigen Beobachtung, nach einer mehr als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit, doch erst lebhaft in den Jahren 1771 und 1772 erblickt? — Also hielt man vor dieser grossen Entdeckung des Herrn Nicolai, Friedrich den Grossen für einen blossen Soldaten?

So wenig Weisheit in der Verwaltung seiner Staaten hatte jedoch Friedrich seit dem Augenblicke seiner Thronbesteigung nicht gezeiget, als sein aufmerksamer Beobachter, Herr Nicolai, vermuthen läßt. Auch war es nicht sehr weise daß man ihn fast allgemein für einen blossen Soldaten hielt. Gleich nach seinem Regierungsantritt übernahm Friedrich alle Pflichten und Geschäfte eines grossen Regenten, und seine durchdringenden Einsichten gaben auch gleich allen sehenden Beobachtern zu erkennen, daß er etwas mehr sey als ein blosser Soldat. Eifrig und weit hatte man unter der Regierung seines Vaters die fiscalischen Ansprüche getrieben; er hingegen gab sogleich das bekannte Possessionsedikt. Nach diesem Edikt, war jeder, der

(*) Nicolai in der Vorrede zum ersten Heft seiner Anekdoten von König Friedrich II. von Preussen. S. 12. 13. 14. 15.

der von dem Augenblicke seines Regierungsantrittes, also nur von 1740 bewies, er sey im Besitz der Gerechtigkeiten und Regalien eines Grundstücks gewesen, gegen alle Ansprüche des Fiscus, der Kriegs und Domainenkammern, Steüerräthe und dergleichen, gesichert. Ein grösseres und besser ausgedachtes Geschenk hätte dieser grosse Regent, nach der damaligen Lage der Dinge, seinem Volke nicht machen können.

Friedrich dachte sodann auf die Verbesserung der Justiz. Was er zuerst angriff, war der interessanteste Theil für die Menschheit, die Criminalgesetze. Er verbot gleich alle Tortur. Die alten Rechtsgelehrten erschracken über diese Neüerung, und glaubten, nach Abschaffung der Daumschraube seyen alle Wege zur Wahrheit verschlossen. Man unterließ keine Art von Vorstellung gegen diese den preüssischen Juristen an Herz und Eingeweiden wühlende Neüerung. Man schrie, daß gewiß alle Diebesbanden aus ganz Deütschland sich nach den preüssischen Staaten ziehen werden, sobald allgemein bekannt sey daß man in diesen Staaten die Tortur abgeschaffet habe, denn die Tortur fürchten die Diebe mehr als den Tod. Soviel verwilligte der König doch hierauf, daß die Tortur nicht durch ein ordentliches Edikt und Proclama abgeschaffet werden solle, aber alle hohen und niedrigen Gerichte erhielten die strengsten Befehle sich niemals der Tortur zu bedienen. Niemals wollte der König zugeben, daß man diejenigen welche einen rechtlichen Verdacht gegen sich haben und dennoch

dennoch die That laugnen, durch die Tortur zum Bekenntniß bringe. Aber fürchterlich groß blieb dennoch bey einigen preußischen Richtern der Hang für die alte Gewohnheit und die liebe Tortur. Dieses schönen Hülfsmittels zur Entdeckung der Wahrheit konnten sich diese eingeschränkten Köpfe nicht enthalten; denn sie liehen aus der Militärprocedur die alte russische Methode, etwas hart beschuldigte Delinquenten mit kleinen Stöcken bis aufs Blut zu prügeln. Friedrich ertheilte aber das schärfste Verbot auch gegen diese Barbarey eingeschränkter Juristenköpfe. Niemand wird einen Fall angeben können, in welchem nach dem Jahre 1743, auch schon zuvor, ein einziger Mensch in den preußischen Staaten die ordentliche Tortur erlitten habe, obschon der Herr Graf von Mirabeau die Abschaffung der Tortur unter Friedrich dem Grossen geradezu laugnet (*).

Den Scharfblick und das durchdringende Auge des jungen Königs in Finanzsachen beweisen auf eine auffallende Art, zwey gleich nach seinem Regierungsantritt ertheilte Instruktionen. Die erste hielt man im Anfange sehr geheim, und es ward den Ministern, Presidenten und Räthen, auf ihren Eid verboten dieselbe bekannt zumachen; Kenner geben ihr das Lob der höchsten Vortreflichkeit. Nur zwey

(*) Beaucoup d'écrivains, et Voltaire lui-même, ont vaguement allégué que Fréderic avoit aboli la question. Ils ont avancé un fait faux. *De la monarchie Prussienne.* Tom. V, pag. 194.

zwey Punkte habe ich davon in Erfahrung bringen können. Erstlich erklärte der König, daß er alle mit Ungerechtigkeit verbundene Vermehrung seiner Einnahme verfluche, und darum bey seiner grossen Ungnade verbiete dergleichen jemals vorzuschlagen. Zweitens hat er verordnet, daß wenn sich zwischen dem Fiscus und einer jeden Privatperson ein Proceß erhöbe, worinn die Foderung zweifelhaften Rechtes scheine, so sollen allemal die Kammern nachgeben und der Klage entsagen: weil der Gegenstand oft für einen Privatmann groß genug sey, um seine Glücksumstände zu verändern; und dieß hingegen bey den königlichen Cassen keinen grossen Unterschied mache. Die zweite Instruktion war für das Generaldirectorium des Kriegs und Finanzwesens. Kenner halten auch diese für ein Meisterstück, und jeden Zweifler an dieser Wahrheit für einen Tropf, der nicht verdient als ein Schüler in Finanzsachen angenommen zu werden, oder auch nur als der kleinste Unterbediente oder Mithelfer bey ihrer Administration.

Friedrichs politisches Genie erhellet auf eine höchst glänzende Art aus Schriften die uns aufbewahret sind, und die er schon als Kronprinz schrieb. Getreu blieb er sein ganzes Leben hindurch allen, in diesen frühen Beweisen seines grossen Geistes und seines Tiefblicks in politischen Dingen, geäusserten Grundsätzen. Man hat zwar in seinem eigenem Lande und in vielen auswärtigen Staaten diesen politischen Tiefblick verkannt; selbst seine Minister haben denselben zuweilen verkannt. Aber

Friedrich war gewohnt sich niemals die Mühe zu geben andere von dem Grunde irgend einer seiner Handlungen zu unterrichten, als nur in dem Augenblicke da er ihrer Mitwirkung bedurfte. Auch nur die ungeheüre Menge der von Ihm, von 1740 bis 1757 gegebenen Verordnungen über alle Theile seiner Regierung, zertrümmert allen Widerspruch, und beweisst dass Friedrich doch schon damals etwas mehr war als ein blosser Soldat.

Niemand wird laügnen dass Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege grösser war als vor demselben: denn allerdings zeigte er sich nach diesem heroischen Kriege, nicht nur als ein grosser Regent, sondern auch als der gröste Mann in der Kunst einem zerrütteten Staat wieder aufzuhelfen, und demselben seine vorigen Kräfte wieder zu geben. Aber Herr Nicolai war nach so vieljähriger und so beständiger Beobachtung dieses im Frieden noch mehr wie im Kriege thatenreichen Mannes, von Friedrichs Weisheit in Regierungssachen doch erst recht lebhaft in den Jahren 1771 und 1772 überzeügt? — Wahrlich dieß begreifet man nicht: denn andere ebenfalls grosse Beobachter hatten die Ueberzeüung von dem was Friedrich für seine Länder war und seyn konnte, ein Vierteljahrhundert früher als Herr Nicolai! — Schon in den ersten Jahren von Friedrichs Regierung, also doch ein volles Vierteljahrhundert früher, sahen sie was Herr Nicolai nicht sah: und was er auch freylich nicht sehen konnte, da er so viele andere Dinge zu

sehen

sehen und zu beobachten hat, und für so viele andere auch wichtige Dinge zu sorgen und zu wachen.

Geahndet hat indessen doch Herr Nicolai, aber nur um ein ganzes Vierteljahrhundert zu spät, daß Friedrich nicht nur ein blosser Soldat war. Seine ersten Schritte nach seiner Thronbesteigung bewiesen, daß er ganz ein so grosser Regent seyn könne, als er es nach dem siebenjährigen Kriege ward; und gleich nach der Eroberung Schlesiens zeigte er auch schon durch die gänzliche Umschaffung dieser Provinz, wie gut er nicht nur die Kunst verstand Länder zu erobern, sondern auch Länder zu verwalten. Ein Unglück war es freylich, daß Friedrich seinen grossen Beobachter, den Herrn Nicolai, nur erst alsdann von seiner Weisheit in der Regierung seiner Staaten recht lebhaft überzeugte, nachdem Er schon mehr als dreissig Jahre auf dem Throne saß, und Herr Nicolai schon ein Vierteljahrhundert in seinem Buchladen.

Aber dieses Unglück wird durch die Rechenschaft vergütet, die Friedrich selbst am Anfang seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges von der ehemaligen Administration seiner Staaten giebt. Mit Erstaunen erblicket man schon da die höchste Weisheit in der Reformation der Justiz, und in der Emporhebung der Finanzen, des Landbaues, der Manufacturen, der Handlung, und der Betriebsamkeit. Von 1740 bis 1756, also gerade in den Zeiten in welchen Herr Nicolai in seinem Laden von Friedrichs Regentenweisheit noch gar nicht leb-

haft

haft überzeugt war, hat doch Friedrich, wie Er selbst erzählet, mit Ausnahme der Einkünfte von Schlesien und Ostfriesland, und ohne die Auflagen seines Volkes um einen Pfennig zu erhöhen, seine Einkünfte um zwölfhundert tausend Thaler, die Zahl seiner Unterthanen bis auf fünf Millionen, und den Wohlstand seiner Länder, seit den lezten Jahren der Regierung seines Vaters, um die Hälfte vermehret (*).

Bewunderungswürdig sind die unter Friedrichs Regierung auch nur in Berlin erfolgten Veränderungen. Sie giengen fast durch alle Classen der Dinge, die in einer grossen Stadt verändert werden können. Unermeßlich viele neue Gebäude stehen anjezt in Berlin, in Vergleichung mit denen die Friedrich bey seinem Regierungsantritt vorfand; er verwendete unglaubliche Summen auf diese Gebäude. Die Volksmenge in Berlin war bey Friedrich Wilhelms Tode, etwas über sechzig tausend; seitdem hat sie sich verdoppelt. Soldatisch rauh waren die äussern Sitten in dieser Stadt bis zur Affectation. Voltaire sagt: „der Berliner „Hof war damals ein grosses Corps de Garde in „dem der König auf einem hölzernen Schemmel „präsidirte.“ — Buchstäblich ist dieß wenigstens in Absicht auf sein Tabackscollegium wahr. Unter Friedrich dem Grossen ward hingegen in Berlin ein weit mehr anständiges Betragen im Umgange eingeführet; mehr als an irgend einem Orte in

Euro-

(*) Oeuvres posthumes de *Frédéric* II. Tom. III. pag. 14. 15. 16. 17. 18. 19.

Europa traf man da zwischen Rauheit und übertriebener Weichlichkeit die Mittelstrasse. Unter Friedrich Wilhelm herrschte Zwang in allem, und sogar in den Wissenschaften; dem armen Professor Wolf ward die Landesverweisung bey Strafe des Galgens angedeütet. Friedrich der Grosse ließ jeden denken und schwatzen was er wollte; und er verstattete den Berlinern so viele Freyheit in ihren Handlungen, als nur irgend in der bürgerlichen Gesellschaft angieng.

Mißverstanden ward er aber auch hier wieder. Eine höchst verehrungswerthe, aber dann auch zuweilen bis zum äussersten Uebermuth getriebene Freyheit im Denken, herrschte seit seinem Regierungsantritt an den Ufern der Spree. Der König verbot sich selbst alle Herrschaft in Dingen wo der Mensch keinen Zaum leidet. Er dachte frey. Nun schaffen Hofleüte, Grosse und Bürger, ihre weissen Gamaschen ab, und erlaubten sich die höchste Freyheit in Denkart, in Sitten und im Glauben, dessen sich Friedrich nie bemächtigen wollte. Unchristenthum ward Mode und Deisterey guter Ton. Eine bescheidene Freyheit wollte der König; aber Unglauben und Sittenlosigkeit stiegen bis zur zügellosesten Frechheit. Aufklärung war zwar damals in Berlin noch kein Modewort; man begnügte sich mit der Sache. Die Männer straübten sich gegen allen Geisteszwang, die Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen liessen sich höchst angesehene berlinische Cavaliere nicht nur etwa des Abends sondern auch am hellen

Mor-

Morgen, ein paar Freudenmädchen ins Haus hohlen: eben so unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein, oder für einen Groschen Schnupftaback hohlet. Die Weiber krönten ihre Männer, nicht etwa nur aus Lust und Liebe zur Sache, sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus über berliner Freyheit. Viele sonst übrigens ehrbare und sehr gutherzige Damen, machten ihre Männer zu Hahnreyen, weil sie hofften, der König verzeihe ihnen dieß aus Liebe zur französischen Litteratur. Ehescheidungen waren wirklich durch die Gesetze erleichtert, und dieß führte zu unzählichen und unglaublichen Ausschweifungen. So gieng es in Berlin bis zum Anfang des siebenjährigen Krieges, nicht in allen Häusern; es wäre schändlich dieß zu sagen, und thöricht es zu glauben: aber in Häusern nach der Mode.

Als Friedrich der Grosse seine Regierung antrat, kamen die Ersten im Staate und viele im Volke, aus Friedrich Wilhelms strenger Vaterzucht in Freyheit. Das rauhe Berlin ward galant. Friedrich selbst gab einigen Anlaß zu dem Verdachte daß er auch Galanterie liebe, wie man aus dem fünften Capitel dieser Fragmente weiß. Genug und allzuviel war dieß, für die Söhne der Höflinge die in Friedrich Wilhelms Zeiten die Gunst des Königs durch stumpfe Schuhe suchten, und durch weisse Camaschen; die vormals wähnten, man komme zu nichts ohne einen kurzen blauen Rock. Aber nach dem siebenjährigen Kriege änderte sich dieß alles. Der König und der Hof

wurden

wurden alt. Bey der Rückkunft aus so vielen mühseligen Feldzügen nahmen die Begierden der Menschen eine ganz andere Richtung. Jede auffallende und grobe Galanterie ward selbst in Berlin schimpflich. Alle tugendhafte Damen vom ersten Range, vermieden allen Umgang mit einigen freyen Damen ihres Ranges, die etwa noch den Freudenmädchen in der Oper das Handwerk verdorben.

Berlinische Sitten, berlinische Denkart, die geheimste Geschichte Berlins, alle sichtbaren und unsichtbaren Revolutionen dieser grossen Königsstadt, kennet doch wohl niemand tiefer, gründlicher und besser, als der Herr Graf von Herzberg. Dieser grosse Staatsminister schrieb mir den siebenten Junius 1788: „Da sie mich fragen, was ich „aus ihrem Buche über Friedrich den Grossen weg„gestrichen wünsche, so antworte ich ihnen mit mei„ner gewöhnlichen Freymüthigkeit, daß ich nichts „aus diesem Buche wegwünsche, als was sie darinn, „über die Religionslosigkeit, über den Luxus, und „über die Zügellosigkeit der Sitten sagen, die in „Berlin herrschen sollen. Ich lebe in Berlin seit „dem Jahre 1745; aber was sie von diesen Ge„genständen erwehnen, habe ich seit dem siebenjäh„rigen Kriege nicht bemerket. Ich glaube daß „jene Ausschweifungen vor jenem Kriege sich zeig„ten; und daß man ihnen das Gemälde übertrieb. „Freylich giebt es in Berlin noch Laster, zumal in „den niedrigen Classen. Aber die meisten Fremden „haben mir gestanden: sie finden weit mehr Sit-

„ten

„ten und weit mehr Religion in Berlin als an-
„derswo; zumal in der grossen Welt (*).“

Nach einem solchen Zeugnisse, ist es unmöglich, das heutige Berlin nicht für eine Stadt zu halten, wo man Religion verehret, und wo zumal die höhern Stände, und die sogenannte grosse Welt, durch eine ganz vorzügliche Reinheit der Sitten sich auszeichnen. Friedrich der Grosse sprach also allerdings nur von der niedrigsten Volksclasse in Berlin, als er noch in seinen letzten Lebensjahren sagte: „Ich gäbe gerne einen Fin-
„ger von meiner Hand, wenn die Sitten meines
„Volkes noch so beschaffen wären, wie ich sie gefun-
„den habe (**).“

Berlin

(*) Comme vous me demandés ce que je voudrois voir rayé de votre ouvrage sur Frédéric le grand, je vous dirai avec ma franchise ordinaire: que je n'en trouve rien, que ce que vous dites de l'irreligion, du luxe, et de la vie debordée, qui devoit regner à Berlin. J'y suis depuis l'an 1745: mais je ne m'en suis pas apperçu depuis la guerre de sept ans. Je crois que les excés s'en sont manifestés avant cette guerre, et qu'on vous a exageré le tableau. Il y a sans doute encore des vices, surtout dans les classes subalternes, mais la plupart des étrangers m'ont avoué, qu'ils trouvoient beaucoup plus de moeurs et de religion à Berlin qu'autre part, surtout dans le grand monde.

(**) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. par Mr. l'abbé *Denina*. pag. 451.

Berlin unterscheidet sich aber auch noch von mancher andern Seite auf die edelste Art. Nirgends in ganz Europa giebt es weniger Diebstal, Einbrüche und Mord, wie in Berlin. Als die Franzosen der Regie wegen, nach Berlin kamen: hatte man eben seit achtzehn Monaten keinen Menschen gehenkt. Dieß sezte die Franzosen in die äusserste Verwunderung: das ist ein sonderbares Land, sagten sie, wo man niemand henkt (*).

So sehr der König auch einerseits klaget: es habe das Stillschweigen der Geseze im siebenjährigen Kriege bey seinem Volke den Geschmack für Lüderlichkeit und eine unmässige Gewinnsucht hervorgebracht (**): so gewiß haben sich anderseits höchst sublime Tugenden in Berlin und in allen preussischen Staaten, in diesem Kriege und seit demselben entwickelt. Tausende und tausende von fremden Gefangenen und Unglücklichen werden dieß bezeugen. Indeß die grösten Mächte von Europa mit nichts umgiengen als mit Projekten zur Verheerung der preussischen Staaten und zum Umsturze der preussischen Monarchie; indeß ihre meisten Heerführer mit der pünktlichsten Genauigkeit diese Befehle ausführten, wenn sie konnten; indeß Städte und Dörfer in Flammen standen, und

Mord

(*) C'est un singulier pays, où l'on ne pend personne.

(**) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 13?.

Mord und Plünderung des armen und hülflosen Landmanns für Völkerrecht galt; in diesen Zeiten der allgemeinsten Wuth gegen einen Einzigen: erfuhren österreichische, russische und französische Verwundete und Gefangene jede Handlung von Menschenliebe in dem wohlthätigen Berlin. Als ein schwer Verwundeter erfuhr ich auf meinem Schmerzenbette in Berlin unaussprechliche Liebe, Freundlichkeit, Großmuth und Güte, viele Monate hindurch, in dem allerausgesuchtesten Umgange den man sich auf Erden wünschen kann, und den ich nirgends in der Welt so gut gefunden hätte wie in Berlin. Man trug mich da auf Engelsarmen. Alles was die allerliebreichste Sorgsamkeit, die zärtlichste Freundschaft, der mir immer zuvorkommende Scharfsinn der Liebe, von Pflege und Hülfleistung und Aufmunterung nur erdenken konnte, fand ich in Berlin. Unvergeßliche Liebe, unvergeßliche Wohlthätigkeit, unvergeßliche und unvergleichbare Hülfe fand ich in Berlin. Sodann hat auch nirgends meine Seele so frey geathmet: nie in Deutschland, war mir Herz, Geist und Imagination, so erheitert, so gehoben, so gestärket, wie in Berlin. In Berlin habe ich mein Leben wieder gefunden, und das höchste Maaß von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftheit, Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe unter Menschen von allen Ständen.

Ein mildthätigeres Volk für die Armen, als die Berliner sind, findet man nicht in der ganzen Welt. Dieß erweiset sich durchgehends und bey allen

allen Gelegenheiten. Im September 1787 ist die Stadt Ruppin abgebrannt; über siebenhundert Gebäude wurden bey einem heftigen Sturmwind in drey Stunden in die Asche gelegt, ohne daß die Einwohner fast das Geringste retten konnten. Der Ort war volkreich und im vollkommensten Wohlstande. Viele tausend Familien, kamen nun, in einer Zeit von drey Stunden, in die äusserste Dürftigkeit. Allgemein war die Wehmuth und das Mitleiden im ganzen Lande, und vorzüglich in Berlin. Gesammelt ward in allen Städten, nicht an baarem Gelde allein, sondern an allen Arten von Bedürfnissen, Kleidern, Betten, Hausgeräth, und Handwerkszeug. Die grosse Petrikirche in Berlin ward ausgeraümt, um die zusammengebrachten Effekten abzusondern und einzupacken. Es war ein Schauspiel, würdig des Anblickes aller Engel des Himmels und aller Menschenfreünde auf Erden, ein Schauspiel das man nie ohne die tiefste Rührung und die zärtlichsten Thränen sich denket, ein Schauspiel das jeden guten Menschen zum Gebete für die Wohlfart dieses großmüthigen Volkes vor Gott niederwirft: als die Berliner unaufhörlich, in langen unabsehbaren Processionen von Menschen aus allen Ständen und Classen, nach dieser Kirche zogen, um da ihren Reichthum und ihr Schärflein niederzulegen! — Gemeine Dienstmädchen, die drey Röcke hatten, brachten einen für die Verunglückten. Alle Zünfte vereinigten sich, alle Handwerker traten hervor, um ihren Handwerksbrüdern aufzuhelfen. Die Schuster

schickten Leder und Werkzeuge; die Tischler alle Arten von eisernen Handwerksgeräthen, selbst feines Holz und Bretter, denn in Ruppin hatten viele und geschickte Tischler gewohnt. Alle übrigen Zünfte thaten ein gleiches, mit eben dem Wohlwollen, mit eben der Liebe, mit eben der Wärme. Und da eben dieses in allen preüssischen Staaten geschah, so ward berechnet: der größte Theil der Einwohner von Ruppin sey reicher geworden durch dieses Unglück. Nur acht ansehnliche Kaufleüte hatten verlohren, weil ihre Handlungsbücher aufbrannten; aber auch diesen ward durch ihre Handelsverwandte und Correspondenten unglaublich geholfen. Aus dem grossen Reichthum und dem Geldüberfluß in England und Holland erklären sich die gewaltigen Collekten die man dort so oft erhält. Aber in Berlin, in allen preüssischen Staaten, im ganzen nördlichen Deütschland, zumal auch in der Stadt und im ganzen Churfürstenthum Hannover, herrschet ein allgemeiner Volkstrieb zur Wohlthätigkeit.

Eine höchst erhabene Nationaltugend, die alle andere Tugenden hinter sich zurückläßt, hat Friedrich der Grosse durch den erhabensten Theil seines eigenen Charakters veranlasset. Friedrich verzagte nie, und in allen Unglücksfällen bezeügte sein Volk das standhafteste Vertrauen zu Gott. Oesterreicher und Russen standen in Berlin und ertheilten da ihre Befehle. Aber man sagte in allen preüssischen Provinzen: „dieß „ist ein unvermutheter Zufall, dieß thut zum „Gan-

„Ganzen nichts. Man wird sie bald wieder „fortjagen, und am Ende wird noch alles gut „gehen!" — So sprachen die Berliner, und so sprach man überall.

Friedrichs beständige Absicht im siebenjährigen Kriege, war seinem Volke Muth und Zutrauen einzuflößen, und er erreichte seinen Zweck. Aber es geschah mehr, als Er suchte und wollte: denn der bessere Theil seines Volkes gewonn durch diesen Krieg das gröste Vertrauen zu Gott.

31. Cap.

Ueber einige Folgen von Friedrichs Tode. Ueber den Grafen von Mirabeau. Ueber die berlinische Aufklärungssynagoge und ihre Jesuitenriecherey.

In der Stunde da es hieß, der König ist todt, äusserte sich in Berlin was schon lange in sehr vielen unruhigen und ehrgeitzigen Köpfen vorbereitet war. Sie wollten alle an die Stelle Friedrichs des Grossen treten. Nicht nur glaubten sie regieren zu können wie er, sondern sie wollten ihn auch weit übersehen. Was er in der ruhmvollesten Zeit seines Lebens that wollten sie in ihren Cliquen verbessern. Aufgeblasene und von Eigendünkel strozende Pedanten glaubten sich jetzt in dem vollkommensten

mensten Besitze des Aufklärerwesens in der ganzen preussischen Monarchie. Ueberall erscholl das Geschrey gelehrter Marktschreyer und politischer Quacksalber.

Alle diese Herren wollten den neüen König führen und leiten; und jeder wählte sich dazu einen eigenen Weg. Einer dachte als Favorit sich Gewalt zu erwerben. Andere wollten nur im zweiten Gliede fechten, und sich an stärkere Vordermänner anschliessen. Viele brachten weitläuftige Plane zur Welt, und glaubten durch diese den König zu gewinnen. Die scharfsinnigsten hofften, der König werde irgend einem Herrn von hoher Geburt, grosser Einsicht und grossem Verstande die Regierung überlassen; und weil sie auch viel Verstand zu haben glaubten, bauten sie schon auf die Gnade des Regenten, ihre Aussichten in glänzendes Glück, grenzenlose Aufklärung, schnelle Beförderung, und unfehlbare Herrschaft.

Sie betrogen sich alle. Friedrich Wilhelm der Zweite ward König im eigentlichsten Verstande. Er regierte selbst und wählte selbst. Grosse Unruhe befiel darum jeden in Ruhe gelassenen Regierungshelfer. Nach der Sitte der Zeit blieb in dieser trostlosen Lage nichts übrig als den König aufzuklären; und zu dieser Operation wählte man vorerst den ehrlichen Grafen von Mirabeau.

Graf Mirabeau hat eine eiserne Stirne. Niemand in Deutschland hat seine Eloquenz. Er schreibt schöner als keine deütsche Feder und spricht besser

besser als kein deütscher Mund. Von jeher war er was die Franzosen un roué nennen. Dieß verschaffte ihm einige Herzensfreünde in Berlin — macht ihn in diesem Augenblicke zum Volksführer von Frankreich, und vielleicht zur Freyheitszündruthe von ganz Eûropa.

Als besoldeter Spion eines französischen Ministers kam Graf Mirabeau einige Zeit vor Friedrichs Tode nach Berlin. Sehr frühe entdeckte man die Ursache seiner geheimen Mission. Er selbst schrieb schon den 18 August 1786 nach Versailles: „der neüe König habe gesagt, ich vermuthe „Mirabeau hat den Auftrag mich zu beobach„ten.“ — Im gleichen Monat wußte man dieß auch schon in Hannover. Der Herzog von York sagte mir in diesem Monat: „Mirabeau ist als „französischer Spion in Berlin.“ — Sehr frühe und richtig fühlte Mirabeau selbst, daß seine niedrige Bestimmung dem Scharfblick der englischen Gesandtschaft in Berlin nicht entgieng; denn schon den 5 September schrieb er nach Versailles: „die englische Gesandtschaft schreyt, das „ist ein schlimmer Gast, kommt ihm nicht zu „nahe (*)!“

Das volle Gefühl der schlechten Rolle die ein Spion spielt, hatte der Herr Graf von Mirabeau selbst. Er sagt in den berüchtigten Briefen die, eine histoire

(*) La légation angloise crie: *foenum habet in cornu, longe fuge!*

histoire secrete de la cour de Berlin seyn sollen und doch nur eine histoire secrete des Herrn Grafen von Mirabeau sind: „auf meinen Wegen sind „allenthalben Fußangel.“ — Er nennet seine Lage in Berlin neblicht. — Er selbst setzet das Spionenhandwerk unter das Handwerk einer Kupplerinn. — Er sagt: „die Ersten am Hofe in „Berlin entsetzen sich vor meinem Wildschweins„kopfe! Sie machen lange Gesichter und erblassen, „wenn mich der König kaum anblicket.“ — Er sagt: „mein zweydeutiges, zweifelhaftes, in jeder „Absicht ängstliches Daseyn möchte ich abschütteln; „ich bedarf einer ungemeinen Fertigkeit und Stärke, „um dabey meine Ehre zu retten.“ — Er sagt: „ich bin weder mittelbar noch unmittelbar aner„kannt; ein Machtspruch des Königs in Preussen „bringet in einem Augenblicke, mich und meine „Papiere, in seine Gewalt, und dann bin ich ver„lohren.“ — Er sagt: „eiskalt sind die Blicke „die mir der König zuwirft.“ — Er sagt: „bleibe „ich lange in Berlin, so tröstet mich nichts, als „der sehr grosse Nutzen meiner Mission, über meine „unverschämte Handthierung.“

Vortreflich verstand indessen der talentvolle Graf Mirabeau seine Handthierung. Er erschien in allen vornehmen Gesellschaften von Berlin, und besuchte sehr emsig die Versammlungen des Hofes. Sein gröstes Unglück war, daß sein Committent, der französische Minister, ihn ein wenig kärglich bezahlte. Er gestehet daß er selbst nichts zusetzen könne, und in grossen Schulden stecke. Er hoffet

für

für tausend Louisd'or Abschriften von allen auf des Königs in Preussen Tischen liegenden Papieren liefern zu können.

Unglücklich war aber der Herr Graf von Mirabeau dann auch hauptsächlich dadurch, daß es am Hofe zu Berlin sehr viele ehrliche Leute giebt. Er wollte alle Schwächen des preussischen Staates kennen, und machte Jagd auf alles was man etwa der neuen Regierung in Berlin vorwürft. Also suchte er Hülfe wo er sie fand. Unter dem Vorwande ein grosses Werk über die preussische Monarchie schreiben zu wollen, bewarb er sich um die Bekanntschaft mit berlinischen Gelehrten. Mit den Aufklärern Berlins floß er wie Quecksilber zusammen: dieß sieht man sonnenklar aus allen in sein Werk de la monarchie prussienne aufgenommenen Systemen und Gesinnungen, Sympathieen und Antipathieen der berlinischen Aufklärerclique, und aus dem Lobe das er in diesem Werke im höchsten Uebermaaß, ihren fruchtbaren Bemühungen zum Besten der wahren Religion, ihrem Streite mit den Nachtvögeln, ihrer Furcht vor dem Catholicismus, und ihrer Jesuitenriecherey ertheilet. Gebilligt und sich zugeeignet hat er in diesem Werke, alle Neigungen und Abneigungen der berlinischen Aufklärerclique für und gegen Leute, die er mehrentheils nicht kennet. Ein Herz und eine Seele ist der Herr Graf von Mirabeau überall in dem Werke de la monarchie prussienne mit der berlinischen Aufklärerclique.

 Ein

Ein vortreflicher berlinischer Sittenmahler sagt: „Unter Cliquen verstehet man in Berlin, die „Vereinigung verschiedener Personen zur Beförde„rung ihres Nutzens; die Mittel, die sie anwen„den, mögen andern schädlich seyn, oder nicht. „Die Glieder einer solchen Gesellschaft hängen an „einander, wie die Kletten; und sorgen nur für „sich. Was ihnen zuwider ist, oder Schatten „macht, verfolgen sie gemeinschaftlich. Allenfalls „könnte man solche Gesellschaften auch Banden „nennen. Einige stehen mit allen übrigen Cliquen „in einer Art von Offensiv und Defensivallianz; „treten aber mit einigen in einen engern Ausschuß „zusammen, um das Nöthige wegen Minirung „und Sappirung ihrer Feinde zu verabreden. Die „Litteraturcliquen führen im Wappen einen Ziegen„bock. Ihre Armatur sind Gänsefedern; und „ihre Losung heißt: wer nicht mit uns ist, ist wider „uns! — Diese Art von Leuten lobt sich in öf„fentlichen Blättern, und einer preißt des andern „Schriften. Sie glauben und rühmen sich, an „der Aufklärung des Volks zu arbeiten, allein sie „behalten ihre eigenen Vorurtheile, die der Auf„klärung gänzlich zuwider sind; sie greifen die „Mißbräuche fremder Völker an, und sind zu „zaghaft, vor ihrer eigenen Thüre zu kehren (*).“

Durch berlinische Cliquen konnte also der Herr Graf von Mirabeau nicht in den Stand gesetzet werden,

(*) Schattenriß von Berlin. 1788. S. 64. 66. 67.

werden, irgend etwas wahres von König Friedrich Wilhelm dem Zweiten, oder von seinem Hofe, und von seiner Regierung zu erfahren. Welche berlinische Clique übersieht die innern Triebwerke des Hofes, die innere Beschaffenheit der Monarchie, den Gang des preüssischen Cabinets? — Mirabeau hatte indessen, wie man sagt, sechs Schreiber sitzen, die in der höchsten Eile vom Morgen bis in die Nacht zu Papier brachten, was ihm diese Cliquen mittheilten (*); und man weiß wie sie ihn unterrichtet haben aus der Lettre presentée au Roi, aus dem Werke de la monarchie prussienne, und aus der histoire secrete de la cour de Berlin.

Freünde und Feinde des jetzigen Königs, vortrefliche und redliche Leüte, auch mitunter gehörnte Esel sah also Herr von Mirabeau in Berlin. Gegen redliche Männer zeigte er aber doch mehrentheils, wenn sie nicht von hoher Geburt und vornehmem Stande waren, eine auffallende Antipathie. Ganz gewöhnlich pflegt er in seiner Conversation zu sagen, wie ein sehr liebenswürdiger und vortreflicher Herr im Umgange mit dem Herrn Grafen bemerket und mir erzählet hat, wenn er von

(*) J'occupe trois hommes tous entiers de la seule exécution méchanique de ce que j'ay redigé. Je m'aide du travail et des connoissances de plusieurs autres; tous mes momens et presque toutes mes pensées sont là, partent de là, et y retournent. *Histoire secrete* etc. Tom. I. pag. 278.

von einem redlichen und guten Manne spricht, der mit ihm nicht aus einem Horne bläst: „das ist ein „Kerl den man vergessen hat zu henken (*).“

Herr von Mirabeau nennet die ganze brandenburgische und preüssische Nation: „ein langsames, „schwerfälliges, unleidenschaftliches Volk.“ — Er nennet alle Preüssen und alle Brandenburger: „des „Topinamboux.“ — Er sagt: „in Berlin sey „keine Betriebsamkeit, keine Nacheiferung, kein „Geschmack, kein Genie, kein Geld zum Luxus.“ — Er nennet den Berliner Hof: „une cour Vandale: und in einer andern Stelle, „un noble tripot.“ — Die Academie der Wissenschaften in Berlin, heisset er: „une academie miserable.“ — Er prophezeyt der ganzen preüssischen Monarchie: „sie werde „nicht reif werden, sondern verfaulen!“

Mit dieser Gemüthsart, und nach solcher in den berlinischen Cliquen erworbenen Aufklärung, machte nun dieser dem ganzen brandenburgischen und preüssischen Volke so gehässige, und, nach der Art wie man ihn in der berlinischen Monatschrift aushängt, so treüe, schätzbare und biedere preüssische Patriot in Berlin seinen ersten öffentlichen Schritt. Dieser bestand weiter in nichts, als daß er den König aufklären und Ihm zeigen wollte, wie Er seine Länder regieren müsse! — Ganz wär dieß der Inhalt des Briefes, den er an König Friedrich Wilhelm den Zweiten am Tage seiner Thronbesteigung überreichte; und worinn er durch seine

(*) C'est un homme qu'on a oublié de pendre.

seine wirklich grosse und bewundernswürdige Beredsamkeit, und durch seinen glänzenden kraftvollen und einnehmenden Styl ersetzet, was ihm und den berlinischen Cliquen an Sachkenntniß und Wahrheitsliebe mangelt.

Dieser Brief war eine Schmähschrift auf Friedrich den Grossen. Herr von Mirabeau wollte auch selbst nicht, daß man diesen Brief den er in der Folge in Frankreich drucken ließ, etwa nur für eine Satyre halte. Niemand kann besser wissen als Er und seine berlinischen Freünde: daß bittere und falsche Beschuldigungen, die aus der allervollkommensten Unwissenheit, aus den schlechtesten Leidenschaften, und aus der unrichtigsten Beurtheilung fliessen, nicht Satyren sind, weil sie nur schwache Köpfe blenden, und bey guten nichts wirken.

Ein Glück ist es für die Nachkommenschaft, wenn sie Wahrheiten von Vorgängern erfährt, die auch noch wirksam in der spätesten Zukunft seyn können. Es war also Pflicht, daß man aus diesem Briefe des Herrn Grafen von Mirabeau an einen so grossen König, eine Menge von Unrichtigkeiten aushebe und beleüchte. Diese Unrichtigkeiten sind darinn so haüfig, so groß, und für weniger aufmerksame Augen so gefährlich, daß sie zu den grösten Staatsfehlern führen könnten, indeß da Herr von Mirabeau treüherzig wähnt: er allein besitze die Fähigkeit die preüssische Monarchie von den Staatsfehlern Friedrichs des Grossen zu reinigen.

So

So dachte der Herr Minister von der Horst, als er diese Schmähschrift des Herrn Grafen von Mirabeau gegen den unsterblichen König las. Ich habe das Glück mit der Freündschaft dieses grossen und großmüthigen Mannes beehret zu seyn. Seine ganze Indignation gegen Mirabeau ergoß sich in seine Briefe an mich, und bey persönlicher Gegenwart in seine Unterredungen mit mir. Er kannte meine Liebe für Friedrich den Grossen. Er sah wie grosse Lust ich hatte, gegen die berlinischen Aufklärer zu Felde zu gehen. Er bewies mir die unaussprechliche Unbedeütsamkeit der berlinischen Aufklärer in Berlin; und leitete mit jedem Worte, mit jedem Laut seiner Stimme meine Seele auf grössere Gegenstände. Die berlinischen Aufklärer, sagte er, muß man bellen lassen, aber den Grafen von Mirabeau muß man widerlegen. Er genehmigte also, daß ich seinen Unterricht und seine Ideen benutze; und so schrieb ich am Anfang des Septembers 1788, eine Vertheidigung Friedrichs des Grossen gegen den Grafen von Mirabeau, überließ ihren Tod oder ihr Leben der Willkühr des Herrn Ministers von der Horst; und seinem Wunsche zufolge ward sie in Hannover gedruckt.

Gleich machte der Herr Major Mauvillon in Braunschweig dagegen Front. Schon im Novemberstück der berlinischen Monatschrift, warf dieser Herr Major auf alle diejenigen, die gegen den Grafen Mirabeau etwas zu erinnern haben, einen grimmigen Blick, und sagte: „Wahrlich es ist fast „unausstehlich zu sehen, wie es bey uns Mode

„wird,

„wird, den Grafen Mirabeau von allen Seiten mit „Koth zu bewerfen (*).“

Bald nachher kam das grosse Werk des Herrn Grafen von Mirabeau über die preüssische Monarchie von Paris nach Deütschland. Kenner der preüssischen Staaten und der berlinischen Aufklärerey sagten augenblicklich, man sollte diesem Werke zum Denkspruche aus Scarrons comischem Roman folgende Worte vorsetzen, le Signor Ferdinando Ferdinandi etoit un gentilhomme Venitien natif de Caën en Normandie: denn die ganze Grundlage dieses Buches sey gewiß das Werk einer berlinischen Clique. — Kein Kenner hielt die Herhohlung der Thatsachen, und zum Theile auch die Art sie anzusehen für die Arbeit des gewaltigen Grafen. Preüssische Staatsmänner liessen ihm von seinem ganzen Werke über die preüssische Monarchie nichts als den Styl und die Rednerey, die falschen Handlungsgrundsätze, den Unsinn seiner physiocratischen Traüme, und unzähliche ungereimte Urtheile. Sie fanden in diesem Buche allerdings, die eigentlichen Aktenstücke abgerechnet, hie und da, einige sehr wahre und nicht allgemein bekannte Nachrichten, die zuverlässig weder die berlinische Clique, noch der treüe Mitarbeiter in Braunschweig, Herr Mauvillon, im Stande waren dem Grafen von Mirabeau zu verschaffen. Preüssische Staatsminister sagten: man könnte fast überall alle gelehr-

(*) Berlinische Monatschrift vom November 1788, S. 484.

gelehrten Helfershelfer des Herrn Grafen lächerlich machen, weil sie nur die Oberfläche der Dinge kennen, und von dem Innern der preüssischen Monarchie nicht mehr wissen als von den Begebenheiten im Monde. Man sah und begriff, warum Mirabeau die berlinischen Aufklärer und die berlinische Aufklärerey überall in diesem Buche mit heiliger Ehrfurcht nennet. Aber die Stoppeln seiner Helfershelfer hätte er höchst unbesonnen zusammengetragen, da diese doch gar oft nicht wussten weder die Ungleichheit ihrer Meinungen zu verbergen, noch die verschiedene Art wie sie die nemlichen Dinge ansehen. Hieraus erklärte man sich dieses unerschöpfliche Gewäsche, alle diese Wortmacherey, wegen welcher der Herr Minister von der Horst mir sagte: wenn ich dieses Buch zum zweiten mal auch nur durchblättern müsste, so wäre schon dieß für mich die Marter des armen Olavides, den man unaufhörlich die Legende der heiligen Maria von Granada sich vorlesen zu lassen verdammte.

Mancher schöner, wahrer, und herrlicher Gedanke, steht indessen nach meinem Gefühle, auch in diesem Werke über die preüssische Monarchie. Vortrefliche Züge, die eine grosse Meisterhand verrathen, enthält zumal der erste und fünfte Theil. Aber preüssische Minister sahen die Schlange im Grase liegen, beherzigten den bösen Zweck dieses Buches, prüften und wogen die Fehler des Ganzen: und wurden von Blumen nicht geblendet, durch die eine französische Feder vom ersten Range

so

so sehr mangelhaften deutschen Materialien Leben und Odem gab.

Eine Menge Unwahrheiten und Irthümer in diesem Werke, widerlegte der Herr Graf von Herzberg, gleich beym ersten Anblick. Oeffentlich und vor dem Angesichte der berlinischen Aufklärer, versprach dieser grosse Minister: er werde zeigen, wie der hochmüthige und freche Verfasser dieses windigen Werkes de la monarchie prussienne, eben so ungerecht als grob sich gegen die Wahrheit verstosse; wie er seine Fehlschlüsse auf nichts stütze, als auf mangelhafte und willkührliche Berechnungen, auf falsche und gewogte Thatsachen und Schlüsse (*).

So dachten einsichtsvolle Staatsmänner, so dachten preüssische Staatsminister von diesem pomposen Werke über die preüssische Monarchie. Aber als dieses Werk schon in aller Menschen Händen war; als man schon in Berlin geurtheilt hatte, nicht die Hälfte seines Inhalts sey wahr, und vieles darinn sey Unsinn und grobe Unwissenheit, prophezeyte Herr Major Mauvillon aus Braunschweig durch die berlinische Monatschrift: „dieses Werk „dürfte wohl für Mirabeau in allem Betracht die „beste und vollkommenste Apologie werden (**).“

So

(*) Discours qui a eté lû dans l'assemblée publique de l'academie des sciences de Berlin le 25 Septembre 1788. pag. 5 et 6.

(**) Berlinische Monatschrift vom November 1788. S. 465.

So gut, so groß, und höchst vollkommen war nun eben diese Apologie nicht, wie man gesehen hat. Eine eben so gute, eben so grosse, und eben so höchst vollkommene Apologie des Herrn Grafen von Mirabeau, enthielt denn doch wenigstens die im Monat Januar 1789 in Paris zuerst gedruckte und wie ein Lauffeüer durch eine unglaublich grosse Menge von Editionen über ganz Europa ausgeschüttete histoire secrete de la cour de Berlin. Gerade auch in diesem Zeitpunkt ward durch die berlinische Monatschrift, aus einer andern Veranlassung, die Welt mit einer Apologie des Herrn Grafen von Mirabeau beschenket. Herzinniglich freüte sich die berlinische Monatschrift über diese Apologie; weil, nach der Meinung ihrer bekanntlich sehr scharf riechenden Herausgeber, ein so talentvoller Mann, als wofür Graf Mirabeau allgemein anerkannt wird, sich nun völlig von dem Verdachte gereinigt zu haben schien: als könnte Er seine grossen Talente bis zu der Schändlichkeit eines verachtungswürdigen Pasquills erniedrigen und mißbrauchen (*).

Kein preüssischer Patriot spricht wärmer, spricht liebevoller von seinem Vaterlande als Graf Mirabeau in der Stelle die man zur Bekräftigung jener Worte, von seinem Werke de la monarchie prussienne in der berlinischen Monatschrift aushieng. Kein Anhänger wahrer deütscher Freyheit, das ist, kein

(*) Berlinische Monatschrift vom Februar 1789. S. 169.

kein Anhänger des Hauses Preussen, kann ohne inniges Mitgefühl und ohne rührende Ueberzeugung diese so wahre und mit römischer Beredsamkeit vorgetragene Stelle lesen. Dieß fühlten der elegante Gedike und der gute Biester. Darum hiengen sie diese herrliche Stelle in ihrer Bude aus, und hofften: „ganz Berlin und die ganze preüssische Monarchie „werden nun weiter nichts denken, als Graf Mi„rabeau sey ein wahrer, grosser, edler preüssischer „Patriot; und jeder der daran zweifle, sey ein „Schurke!“ — — Hingegen sagte der Herr Minister Graf von Herzberg, was auch jene beyden himmelblauen Biedermänner eben so gut wussten wie Er: „Dieser verwegene Schriftsteller habe „auf König Friedrich den Zweiten geschimpfet; „habe auf König Friedrich Wilhelm den Zweiten „geschimpfet; habe auf die ganze preüssische Na„tion geschimpfet; habe die ganze preüssische Mo„narchie wie ein Bube bedrohet (*).

Das Erstaunen von ganz Europa über die schamlose und pasquillantische Frechheit der histoire secrete de la cour de Berlin liest man in der Vorerinnerung zu der in Berlin gedruckten deütschen

L 2, Auf-

(*) Que cet écrivain audacieux dise des injures à Frédéric II, à Frédéric Guillaume II, et à la nation Prussienne: qu'il ose même les menacer puerilement; il est et sera toujours démenti par la notorieté des faits, par les evenemens, et par la justice du public. *Memoire sur le vray caractère d'une bonne Histoire etc.* pag. 17.

Auflage der eben angeführten Abhandlung des Herrn Grafen von Herzberg. Mit Worten und Beweisen, denen sich bisher auch nicht der talentvolleste Geck aus der berlinischen Aufklärerbande hat widersetzen dürfen, wird da gezeiget: „Grundlos und heimtückisch sey das Urtheil des Herrn „Grafen von Mirabeau in seinem Briefe an die „Batavier über die preussische Expedition nach Holland. Unrichtig und ungereimt werde in der so„genannten monarchie prussienne über die preus„sischen Produkten und Populationstabellen geur„theilet. Auf jeder Seite des ganzen so gerühm„ten Werkes von der preussischen Monarchie, finde „man eben so freche als einfältige Unwahrheiten. „Es sey zum Exempel eine unverschämte Lüge, daß „der preussische Reuter sein Pferd auf den Bauerhof „seines Vaters zurückbringen und daselbst ernähren „müsse: denn die beurlaubten Reuter lassen ihre „Pferde bey dem Regiment. Es sey eben so un„wahr, daß die beurlaubten Soldaten dem Lande „zur Last, und dem Ackerbau zum Nachtheil gerei„chen, indem in Preussen ein jeder weiß, daß sol„ches nicht ist, und die auf das Land Beurlaubten „durch die militärische Disciplin zur Ordnung, zum „Gehorsam, und zur Arbeit gewöhnt, die besten „Landarbeiter werden, und ein jeder Landmann sie „gern hat, und die sechs Wochen die er sie vor der „Erntezeit entbehren muß, gern misset. Die Re„gierungsjahre König Friedrich Wilhelms des „Zweiten beweisen, daß dieser König die Regie„rung seines unsterblichen Vorfahren ganz nach

„dessel-

„desselben Beyspiel und Plan, mit gleicher Thätig„keit, Kraft und Großmuth, und mit gleichem „Eifer für das Wohl seiner Unterthanen fortführe, „und daß die preüssische Monarchie noch niemals „eine grössere, rühmlichere und allgemeinere Rolle, „als unter der jetzigen Regierung in Europa gespie„let, noch jemals einen grössern und glänzendern „Einfluß in diesem Welttheile gehabt."

Genug sey dieß zur Geschichte einiger Folgen von Friedrichs Tode. Genug zur Geschichte des Geistes der Zeit, in der man sich bestrebte die preüssische Monarchie den Grundsätzen des Grafen von Mirabeau zu unterwerfen! Genug für diejenigen, die etwa wissen wollen: in welchen Conventikeln und Cliquen man vielleicht zum Theile, die Verschwörung verborgener Philosophen suchen könnte, die sich nach Friedrichs Tode verbunden hatten, durch ihre Ohrenbläsereyen den jetzigen Arzt des kranken Frankreichs, und durch ihn ganz Europa über den preüssischen Staat, und über desselben vorgebliche Schwäche und Gebrechen aufzuklären.

Aber in diesen Zeiten weit verbreiteter Volkswuth, allgemeiner Empörung gegen Ordnung und Recht, ansteckender Neigung zu politischer und religiöser Gesetzlosigkeit und Anarchie, erlaube man mir noch einige Blicke auf Denkfrechheit und berlinische Aufklärung. Ein Wassertropfe in der Geschichte unserer Zeit sind freylich die Thaten der berlinischen Aufklärungssynagoge. Männer von grosser Denkart haben mir auch darum gesagt, sie wer-

den es mir nie verzeihen, werden es ganz unter der Würde eines Buches über Friedrich den Grossen halten, wenn ich dieser unbedeütenden berlinischen Clique darinn erwehne: denn höchstens komme dadurch, nur der subalterne Geist der Zeit, also doch weiter nichts als gelehrte Treiberey, an das Licht. Aber diese grossen Männer werden mir doch wenigstens das verzeihen, daß ich jetzt den Einfluß der Schriftsteller auf Volksmeinungen nicht so ganz und gar für unwichtig achte, als er vielleicht Königen, Fürsten, und Ministern scheinen mag. Also eben in dieser Zeit, da vielleicht grosse Männer glauben, die Sache des Königs der Franzosen sey die Sache aller Fürsten und aller Völker; eben in dieser Zeit, da grosse Männer gewiß fühlen müssen, daß der nach Raub und Blut dürstende Geist der französischen Cultur und Aufklärung, eben so wie jede andere französische Mode, auch zu uns herüber kommen und am Ende ganz Eüropa anstecken könnte; eben in dieser Zeit, da man vielleicht Ursache hat, eine Verbindung aller grossen Souveraine von Eüropa zu wünschen, nicht daß sie als Vertheidiger der jetzt abgeschafften Rechte des Königs, sondern als Menschenfreünde, durch eine bewafnete Neütralität und als redliche Vermittler, zwischen den französischen König und das französische Volk treten, und Ordnung und Recht in diesem unglücklichen Lande herstellen: eben in diesen Zeiten, ist doch auch einem Schriftsteller wohl erlaubt, selbst mitten in einem ruhigen und durch eine weise und milde Regierung gesegneten Staate,

keine

keine Art von Volksverführung für unwichtig zu halten.

Es ist klar und offenbar, daß die berlinische Aufklärungssynagoge doch eigentlich vorerst aus der christlichen Religion machen möchte, was der Pöbel der Vorstadt Saint Antoine in Paris aus der französischen Staatsverfassung. Vielleicht wären zwar auch wohl einige ihrer wilden Mitglieder nicht abgeneigt, gewissen Leüten in Berlin die Köpfe abzuhacken, und sie vor der Thür der Aufklärungssynagoge auf Stangen zu stecken. Offenbar zeigten sich die wilden Mitglieder dieser Synagoge als Volksverführer. Mit wüthigem Geschrey und schaamlosem Starrsinn haben sie sich allem widersetzet, was König Friedrich Wilhelm der Zweite zur Aufrechthaltung der christlichen Religion in seiner Monarchie unternahm. Das königliche Religionsedikt vom neünten Julius 1788 war eine blosse Policeyverfügung gegen die Feinde und Widersacher der christlichen Religion in der preüssischen Monarchie. König Friedrich Wilhelm der Zweite schrieb den neünzehnten December 1788 an seinen Großcanzler von Carmer: „Ihr habt vollkommen „Recht, daß das Edikt vom 9 Julii nicht anders, „als für ein kirchliches Policeygesetz angesehen wer„den könne; und es sind muthwillige Verdrehun„gen, wenn demselben ein anderer Sinn angedich„tet werden will. So wenig aber es jemand billi„gen würde, wenn ein Prediger der protestantischen „Kirche, unter dem Vorwand der Aufklärung „seiner Gemeinde, alle Grundsätze der römischen

 „Kir-

„Kirche vortragen, und zur Annahme empfehlen „wollte; eben so wenig und noch weniger kann es „erlaubt seyn, daß ein Deiste, Socinianer, und „dergleichen Sectirer seine Meinungen und Lehren „einer Gemeinde der Augspurgischen Confession auf„dringe. Ich bin weit davon entfernt, irgend je„mand in seiner Glaubens und Gewissensfreyheit „einzuschränken; das aber kann und werde Ich „nimmermehr zugeben, daß heimliche Feinde der „christlichen Religion, welche sich für protestanti„sche Prediger ausgeben, fernerhin fortfahren soll„ten, meine getreüen Unterthanen in ihrem Glau„ben irre zu machen, und ihnen mit der Reli„gion, zugleich die sicherste Beruhigung im Le„ben und Tod, so wie die wirksamsten Bewe„gungsgründe zur Tugend und Rechtschaffenheit „zu entziehen.“

Verlegenheiten konnte das Religionsedikt veranlassen, also auch Zweifel erregen, und mancherley Einwürfen Raum geben. Vernünftige Männer haben viele und gute Einwendungen dagegen gemacht. Aber alle Teüfelskraft und Bosheit, die höchste Jesuitenlist, alle nur erdenkliche Judenkniffe und Ränke, versuchte die Aufklärungssynagoge gegen dieses Edikt. Mit dem unaufhörlichsten Jubelgeschrey versichert sie ganz Deütschland: das Religionsedikt sey in der ganzen preüssischen Monarchie ohne alle Kraft und Wirkung, werde in einemfort auf brandenburgischen Dorfkanzeln ausgepfiffen, sey ein stehendes Monument einer kraftlosen Regierung! — Alle preüssischen Denker

ker wurden aufgerufen, alle gelehrten Schreyer im ganzen protestantischen Deútschland wurden aufgehetzet, das Religionsedikt zu verschreyen, zu verläumden, zu belügen, zu entkräften, zu zertreten, und zu vernichten. Dieses ganze Beginnen nennet man jetzt in Berlin Aufklärung (Illuminatisme); die Mitglieder der Synagoge heissen Aufklärer (Illuminants); und Aufgeklärte (Illuminés) heissen die blinden Sclaven dieser Secte. Von wahrer Aufklärung (progrès des lumières) ist in der berlinischen Aufklärungssynagoge gar nicht die Rede.

Mancherley Revolutionen hat die gute Stadt Berlin, seit einem halben Jahrhundert, in Absicht auf wahre und falsche Aufklärung ausgehalten. Friedrich der Grosse hat zur wahren Aufklärung und Denkfreyheit in allen seinen Staaten eigentlich dadurch am allermeisten beygetragen, daß er kein deútsches Buch las (*). Dieß machte die Schriftsteller dreiste und keck. Aber ist denn dieß die Geschichte der philosophischen und litterarischen Fortschritte der Deútschen, mit allen ihren mannigfaltigen Veranlassungen, Ursachen, und Wirkungen? Ist dieß die ganze Geschichte der in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahr-

(*) Graf Mirabeau sagt vortreflich: la liberté de penser fermenta, favorisée par l'exemple de Frédéric, et surtout par l'opinion généralement répandue qu'il ne lisoit aucun ouvrage allemand. *De la monarchie Prussienne.* Tom. V. pag. 179.

hunderts in Deütschland entstandenen Ideenrevolution?

Erstaunen muß man über die Dreistigkeit und Unverschämtheit, mit welcher bloß seit einigen Jahren eine Clique von berlinischen Marktschreyern behaupten will, sie regiere das Aufklärungswesen in ganz Deütschland; und alles was von ihr abgeht, sey Aufklärung! — — — Weit zuverlässiger kann man behaupten, daß diese berlinische Clique, oder eigentlich die berlinische Aufklärungssynagoge, die einfachsten und hellesten Begriffe verdunkelt und verwirret. Keinen vernünftigen Menschen zum Exempel, keinen Menschen von einiger Erziehung und von einigem Nachdenken, wird man in der Welt finden: der sich nicht freüet, wenn sich seine Begriffe über irgend einen Theil der ihm nöthigen Kenntnisse aufhellen, berichtigen und erweitern, und wenn immer mehr Nacht und Nebel von seiner Seele fällt. Ungleich grösser und unaussprechlich herzerhöhend ist diese Freüde bey jedem Manne von Verstand und Gefühl, wenn er sieht, daß nicht nur etwa Wissenschaften und Künste mächtig fortschreiten, sondern daß zumal richtige Begriffe von allen Dingen die den nächsten Bezug auf Menschenwohlfart haben, immer allgemeiner werden; daß das Reich des Despotismus und der Geistessclaverey, die Herrschaft des Wahnes, des Irthums und der Thorheit, immer derbere Stösse erhält. Deütschlands wahre Aufklärung hängt an unzählichen Faden, ist die Wirkung von mannigfaltigen

faltigen Ursachen, hat gar nicht einen ausschliessenden berlinischen Ursprung, ist gar nicht ein berlinisches Monopolium. Edle und grosse Seelen strebten in allen Zeiten nach Freyheit, in politischer und philosophischer Absicht. Die grösten Staatsrevolutionen, die Umwälzung der Denkart ganzer Völker, entstanden aus dem Triebe zur Freyheit: denn Freyheit ist der wahre der einzige Adel der Menschheit, so lange nemlich, als er der Menschheit den Kopf nicht umdreht. Verachtung aller Irthümer der Imagination und aller ihrer Blendwerke, Unwillen über jede Art von Aberglauben, ist eine höchst natürliche Wirkung der gesunden Vernunft, bey jedem Menschen der keine einzige in Berlin geschriebene Zeile gelesen hat. Was wissen die Engländer von der berlinischen Aufklärerclique; und wo ist doch mehr helle, kecke, und freye Menschenvernunft als in England? Nur in einem Tollhause kann man behaupten: die Zerstörung der Bastille sey eine Frucht der berlinischen Aufklärung (*).

Ein

(*) In der Aufklärung der pariser Betteler findet unser berühmte Freyheitsapostel in Braunschweig, Herr Campe, die nächste Ursache der französischen Staatsumwälzung. Er verdanket dieses grosse Werk namentlich dem Hefen von Paris, vermischt mit dem Auswurf der Provinzen, einem Heere ausgehungerter Bettler. Dann setzet er hinzu: „Und „welche göttliche Eingebung lehrte diesen sogenannten Pöbel, auf einmal, so uneigennützig groß„müthig,

Ein Betrüger wie Cagliostro thut vielleicht bisweilen eine gute Cur. Ein magnetisirender Betrogner oder Betrüger heilet vielleicht hie und da, eine

„müthig, so ordentlich, so einsichtsvoll, so hel„denmüthig handeln? — — Diese Eingebung „heisst — Cultur und Aufklärung!"

Ein Mann von so vielem Verstande wie Herr Campe, nimmt es mir gewiß sehr wohl, wenn ich zur Ehre der immer mehr und mehr fortschreitenden Aufklärung noch aus zuverlässigen Nachrichten beyfüge, daß diese edlen Bettler mehrentheils sogar nicht Franzosen waren! — Dieß ist wehrlich ein Umstand von Wichtigkeit für die Geschichte der Aufklärung.

Die Sache verhält sich so. In dem schrecklichen Winter von 1788 zu 1789 wälzte sich allmählig ein Haufen von mehr als viertausend Landstreichern zusammen. Der Hof ließ jedem täglich fünf Sols reichen, ließ auch Holz unter sie austheilen, damit sie nicht vor Kummer, Hunger, und Elend verschmachten. Diese Landstreicher waren allerdings die eifrigsten bey dem im Julius dieses Jahres in Paris erregten Tumult, und die ersten welche die Bastille stürmten. Als man sonach im Monat August diese edlen Bettler und uneigennützig großmüthigen Vertheidiger der Freyheit, sich vom Halse schaffen wollte, weil ihre Anzahl allmählig zu der gefährlichen Menge von zwey und zwanzig tausend, gestiegen war: so fanden sich bey genauer Untersuchung, nicht etwa nur viele Savoyarden unter ihnen, sondern viele Genueser, und zumal ein sehr zahlreicher Haufen Griechen von Dolcigno, welche

eine nervenkranke Frau, aus zufälligen Ursachen die er nicht angiebt oder nicht einsieht. Aber deswegen würde ich doch nie einen Schurken wie Cagliostro um Rath fragen; und deswegen würde ich doch den redlichsten magnetischen Arzt auslachen, der mich in seine Cur nehmen wollte. Hat also die berlinische Aufklärerbande, auch nur gegen die leidige Krankheit der Rosenkreützerey und des Geistersehens, jemals gute und vernünftige Mittel angegeben, wie ich nicht weiß: so halte ich sie doch, sobald die Herren von dieser Bande unsere Seelenärzte seyn wollen, für eben so schändliche Betrüger wie Cagliostro; und wegen ihrer Jesuitenriecherey und ihres Mordslerms gegen den überall

che nach den Häfen des mittägigen Frankreichs kommen, um dort Holz aus Albanien zu verkaufen.

Also bewirkte nicht bloß die Aufklärung der französischen Bettler und die Aufklärung der Bettler aus Savoyen, sondern auch die Aufklärung der Bettler aus Genua, und hauptsächlich die Aufklärung der Bettler aus Dolcigno und Albanien, das herrliche Werk der französischen Staatsumwälzung? — Also, und wahrlich darauf bin ich stolz, stiftete die Cultur und Aufklärung von Uri, Schwyz und Unterwalden, schon im Jahre 1308, den alten ehrlichen Schwyzerbund? — Also ist auch in diesem Augenblicke, die Rebellion von Brabant und Flandern eine aus ihrer Cultur und Aufklärung erzeugte Inspiration der niederländischen Pfaffen?

all einbrechenden Catholicismus, für grössere Schwärmer als irgend einen Schwärmer dessen Name am Galgen der berlinischen Monatschrift hängt.

Ein baurischer und ein maliciöser Aufklärer Berlins, sagten in den lezten Tagen des grossen Friedrichs: „wir wollen jezt noch so viel Wahrheit „in das Publicum streüen, als uns möglich ist: „denn wir wissen nicht, ob man uns nicht unter „der folgenden Regierung das Maul zubindet.“ — Es gelang wirklich diesen Quacksalbern, manchen ehrlichen Mann und alle Schaafsköpfe beyderley Geschlechts in Deütschland zu bereden: nicht nur sey alles was von ihnen abgeht — Aufklärung; sondern sie illuminiren mit ihrem Abgang, ganz Berlin, ganz Deütschland, und die ganze Welt! — Nun schreyen Männer, Weiber und Knaben: man verwerfe alle Aufklärung, man sey ein Lichthässer, ein Nachtvogel, ein Orthodox, ein Schwärmer, ein Wahnsinniger, ein Narr, ein Apostel der Unwissenheit und der Dummheit, sobald man gegen die berlinischen Aufklärer spreche oder schreibe; das ist, sobald man diese Quacksalberclique der Kürze wegen schlechtweg durch den ironischen Namen der Aufklärer brandmarkt. — Nun glauben die Aufgeklärten: „so lange man noch alle Messen „einige Frachtwagen voll Broschüren gegen die ber„linische Aufklärerbande in Leipzig ein und aus„führt, werde Nacht und Nebel ganz Europa be„decken.“

Man

Man behauptet es gebe jetzt eine Secte die von Aufklärung nichts wissen wolle; weil dieses Wort nebst der Sache die es bezeichnet, nicht weniger gemißbraucht wird, als Religion, Christenthum, Philosophie und Tugend (*). — Nirgends findet

(*) Am allermeisten erhellet der Mißbrauch des Wortes Aufklärung nebst der Sache die es bezeichnet, aus der hochgelobten Schrift über Aufklärung —— Erstes und zweites Fragment. Berlin 1788. Vierte Auflage: die man in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen vom 26. December 1789, mit folgenden Worten unübertreflich beurtheilet. „Vom Anfange bis ans Ende spricht und „schreyt, declamirt und subtilisirt, raisonnirt und „deraisonnirt der Verfasser; kramt alles aus, was „er nur aus Reisebeschreibungen oder Kirchenge„schichte herbeyhohlen konnte; wird heftig, auch „zuweilen plump; bewegt Himmel und Hölle: und „und das alles über — man weiß nicht, Was? —— „Aufklärung, ein Wort das fast in jedem Kopf „und Mund eine andere Bedeutung hat, ist sein „Thema, ohne es genau zu bestimmen. Daß Auf„klärung das Glück der Welt macht, daß Intole„ranz ihr schadet, wer zweifelt daran? Alle Flos„keln und Tiraden, Satyren und Grobheiten, wo„mit der Verfasser das beweist, waren überflüssig. „Wenn er aber als ausgemacht anzunehmen scheint, „daß die Bestreitung einer höhern Offenbarung, will„kührliche Behandlungen der Bibel und geheime Un„tergrabung ihres göttlichen Ansehens Aufklärung „sey, fühlte da der Mann nicht, daß seine Tole„ranz äusserst intolerant ist? — Nur ein Beyspiel „von

det sich weder in Deütschland noch in irgend einem Lande, eine solche Secte. Aber die jetzt in Deütschland für eine Weile an so manchem Orte grassirende Aufklärungsnarrheit schildert ein grosser göttingischer Gelehrter mit einem unvergänglichen Zuge, indem er sagt: es wird freylich hie und da so viel aufgeklärt, daß wir endlich gar nichts mehr sehen (*).

Bloß

„den des Verfassers Art zu schliessen. Waren es „die symbolischen Bücher, welche Friedrichs „Krieger belebten, und die Schlachten bey Leu„then und Roßbach gewannen? Waren sie es — „Und waren sie es u. s. f. Das alles was der „Verfasser dort anführt, thut auch die Lectür der „Alten, die Philosophie, Mathematik und Histo„rie, und tausend andere Dinge nicht, die er von „der Aufklärung nicht ausschliessen wird. Vielleicht „könnte der Anhänger der symbolischen Bücher alles „dieses gar umkehren, und in die Fragen ausbre„chen: Waren es nicht die symbolischen Bücher, „welche Friedrichs Krieger belebten? Wenigstens „waren Ziethen, Schwerin und viele hundert „andere Helden des Königs eifrige Verehrer des „lutherischen Religionssystems, und verheelten „es nicht, daß dessen Lehren ihnen Heldenmuth „einflößten, und sie zum Tode fürs Vaterland an„feuerten. — Von einer solchen Schrift schon die „vierte Auflage!! Schwerlich wird die Nachwelt „diese Begebenheit unter die Beweise der Auf„klärung unsers Zeitalters setzen.“

(*) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 1789. S. 1809.

Bloß wegen dieser Aufklärungsnarrheit sagte der Verfasser dieser Fragmente in seiner Schrift über Friedrich den Grossen: „bey dem lächerlichen „Lerm, den man jetzt in Deütschland mit dem „Worte Aufklärung macht, vergeht mir oft der „Respect für das Wort bey der größten Achtung „für die Sache.“ — Dieß war nicht mehr und nicht weniger gesagt als jeder vernünftiger Mann in Deütschland zugeben wird, und wahrlich anjetzt mehr als niemals in diesen mondsüchtigen Tagen unserer Litteratur zugiebt. Aber damit hatte ich auch die ganze Aufklärungssynagoge auf dem Halse. Die Synagoge schämte sich nicht, weil sie bekanntlich alle Schaam abgeworfen hat, mich als einen Aufklärungsverächter, als einen Aufklärungsschänder, als einen Schwärmer, als einen Wahnsinnigen, als einen wilden Orthodox darzustellen: ob ich gleich klar, offenbar, deütlich, und vor den Augen der Welt für wahre Aufklärung (les progrès des lumières) die größte Achtung bezeüget hatte, und nur für Marktschreyerey, Volksverführung, Windbeüteley, falsche Aufklärung, oder mondsüchtige Aufklärungsnarrheit (Illuminatisme) Verachtung.

Es giebt gar keine falsche Aufklärung, antwortet ein Denker; falsche Aufklärung ist ein eben so dummes Wort, wie lichte Finsterniß! — Vier braunschweigische Educationsphilosophen docieren: „Wir sind der Ueberzeügung erstens: daß „es auf keine Weise nöthig sey das Wort Aufklä„rung fallen zu lassen, oder auch nur darauf zu

„denken, wie man es bey Ehren erhalte. Bisher „haben diejenigen die darauf ausgegangen sind, „diesem ehrwürdigen Worte die Ehre zu rauben, „nur ihre eigene bey dem denkenden und edlern „Theile der Nation eingebüßet! — Wir sind „der Ueberzeugung zweitens: daß es allerdings „schädlich sey, das Wort Aufklärung fallen zu las„sen; und daß die Rücksicht in welcher solches „nützlich seyn könnte, sehr unbedeutend ist — „allenfalls nur gewisse und individuelle oder lokale „Verhältnisse betrifft, oder sich auf Idiosynkrasien „am Verstande schwacher Menschen bezieht (*).“

Dem Verfasser dieser Fragmente kann es sehr gleichgültig seyn, was vier braunschweigische Educationsphilosophen von seiner Ehre und der Idiosynkrasie seines Verstandes denken. Es scheint ihm nur höchst lächerlich, daß einer dieser Herren, der verdienstvolle Herr Educationsrath Campe, sich einbildet: er sey ein moralischer Todtschläger, und Er könne also ganz vor sich allein in Deutschland, öffentliche Ehre und guten Namen geben, und öffentliche Ehre und guten Namen auf immer vernichten und todtschlagen (**). — Aber weil uns doch sogar diese vier Educationsphilosophen zu verstehen geben, daß sie und die Synagoge in Berlin der denkende und edlere Theil der deutschen Nation sind, so erwiedert man hier diesen vier Educations-

philo-

(*) Braunschweigisches Journal von Trapp, Stuve, Heusinger und Campe. May 1789. S. 8.

(**) Moritz gegen Campe. Berlin 1789. S. 47. 48.

philosophen, klar und fest, erstens: man sey der Ueberzeugung, daß niemand das ehrwürdige Wort Aufklärung so sehr beschimpfet und geschändet hat, wie die berlinischen Aufklärer. Zweitens. Es gebe in Berlin eine erlogene Aufklärung, wie vor ein paar Jahren in Holland einen erlogenen Patriotismus; also auch erlogene Aufklärer wie erlogene Patrioten. Und drittens sollten vier braunschweigische Educationsphilosophen und Educationsräthe doch billig wissen was Ironie ist, doch billig fassen und merken können: daß man die berlinischen Marktschreyer nur spotte und auslache, indem man sie Aufklärer und ihren Abgang Aufklärung nennet.

Berlinische Aufklärung in Absicht auf Staatsverfassung und Regierungssachen (Illuminatisme politique) ist Glauben an Mirabeau. Berlinische Aufklärung in Absicht auf Religion (Illuminatisme philosophique) ist Wegwerfung unserer ersten und wichtigsten Religionsgrundsätze, Bestreitung einer höhern Offenbarung, willkührliche Behandlung der Bibel, und geheime Untergrabung ihres göttlichen Ansehens. Aber welcher vernünftige Mann, welcher Deutscher, der im Ernste zu dem denkenden und edlern Theile seiner Nation gehören will, kann sich vor solchen Schreyern bücken? Wer kann sich einer turbulenten und geschwätzigen Berlinerbande unterwerfen, die jetzt in ihren letzten Convulsionen liegt, schon seit mehrern Monaten vor Ministern kriecht die sie sonst mit allen ihren Kräften verhöhnte, und nun in diesen Tagen den letzten

Herzstoß erhalten hat, da der preüssische Großcanzler und die preüssischen Gesetze einen der allerlautesten Aufklärungsdragoner zu lebenslänglichem Festungsarrest verurtheilten? — Mit grosser Weisheit sagte zwar König Friedrich Wilhelm der Zweite, als man Ihm die Sentenz gegen den Doctor Barth vorlegte: solche unsinnige Gecke verdienen nur mit Verachtung bestraft zu werden! — Auch kam der Verurtheilte deswegen bloß für ein Jahr in einen so sehr leidlichen Arrest auf die Citadelle in Magdeburg, daß jetzt die Synagoge darüber sogar Spott — affectirt, und sagt: „der Doctor Barth sey von dem Könige „nach Magdeburg geschicket um dort den Brun„nen zu trinken!“

Es ist unbegreiflich wie nun diese Gecke noch verlangen können, daß man sie fürchte? verlangen daß man feig genug sey, das Gebelle ihrer Hunde zu scheüen? verlangen daß man nicht lache, wenn sie sich dahin stellen, und aus allen ihren Hälsen schreyen: „Wir sind die Lichter die euch aufklären „können, unsere Meinungen nehmt an, das ist „Vernunft;“ — und dann ihre armseligen Groschen für ihre himmelblaue Geistesnothdurft einstreichen! — Verabscheüen und verachten muß vielmehr jeder denkende Mensch diese armseligen Narrchen, und ihr tolles Unternehmen in Mantel und Kragen oder im Zopfe die Grundsaülen der christlichen Religion so umzuwerfen, daß auch die Macht des größten Monarchen dagegen nichts ausrichten könnte! — Verabscheüen, verlachen, und verach-

verachten muß man ihre quacksalberische Oberaufsicht über die Aufklärung und das Aufklärungswesen in allen preüssischen Staaten, und in allen deütschen protestantischen Ländern; und ihren hellen Mittag; und ihre krüpplichten Versuche zur Niedertretung der Landesgesetze und Edikte ihres Königs, und ihre gar nicht durchgängig geheimgehaltene Sehnsucht für die Herüberkunft und Verdeütschung der französischen Hundswuth! — Verabscheüen, verlachen und verachten muß man ihre ohnmächtige Verhöhnung aller geoffenbarten Religion; und die alten Pfeile aus englischen und französischen Fabriken, die sie auf das Christenthum abschiessen, dabey aber doch die Welt bereden wollen, dieß sey in ihrer Synagoge neüerfundner und tödlicher Geschoß; und die höchst elende Betrügerey und Schurkheit, mit welcher sie längst weggeworfene alte socinianische Flicken, und jede Art von deistischen Lumpen auf der Braunschweigermesse für neüe Berlinerwaare ausrufen.

Das ganze System der berlinischen Aufklärungssynagoge in Absicht auf Religion wird auf das allergenaueste von einem höchstvortreflichen Manne, dem Herrn Probst und Oberconsistorialrath Spalding in Berlin, in seinem berühmten und lichtvollen Briefe an den Herrn Abt Jerusalem vom siebenten September 1787 bestimmt und dargestellet. Wahrheit, ewige Wahrheit, ist gewiß in diesem unvergleichlich schönen und in jedem einzelen Zuge und Gedanken wie im Ganzen göttlich wahren Briefe, zur ewigen und unsterblichen

Schande der berlinischen Aufklärungssynagoge, in folgenden Worten des grossen und sanften Mannes aufgedecket: „Erkenntniß und Verehrung einer mit „Weisheit und Güte alles regierenden allmächtigen „Gottheit; Hofnung auf die Fortdauer unsers Le„bens in der Zukunft; und die herrliche Unterwei„sung und Erweckung des Evangeliums Jesu „Christi, das uns zur Erreichung des grossen „Zwecks unsers Daseyns so kräftig zu Hülfe „kommt: das behält bey mir immer einen so hei„ligen Werth, und für das menschliche Geschlecht „ein so unverkennbares Interesse, daß ich unmög„lich mit gleichgültigen Augen die dreiste muth„willige Behandlungsart ansehen kann, die man „sich hin und wieder bey der Bestreitung dieser „Grundsätze erlaubt. Ein solches Verfahren, „und die Affectation, dasselbe vorzüglich mit dem „ehrwürdigen Namen der Aufklärung zu belegen, „hat allerdings etwas an sich, das mich nicht we„nig zum Unwillen aufbringt (*).“

Ein gehörnter Esel (**) Aufklärungsdragoner und wilder Tropf, der sich selbst in einer seiner Scharteken einen unserer besten Köpfe nennt, der berüchtigte Zopfprediger zu Gilsdorf in der Mittelmark, schrieb wegen solcher und ähnlicher Gesin-

(*) Zugabe zu Spaldings vertrauten Briefen die Religion betreffend. Breslau 1788. S. 6.

(**) s. Swifts Meditationen über einen Besenstiel, im Neuen deutschen Museum. IV. St. 408. S.

Gesinnungen ein Pasquill (†) gegen den allgemein
geliebten und verehrten Spalding, dessen ganze
Denkart über Theologie und Religion ich mit mei-
nem Blute unterzeichnen würde. Aber lange
waren schon solche Schreyer in Berlin gewohnt
dortige Prediger, damals die ersten und vorzüg-
lichsten Prediger in Europa, auf Bierschenken
auszulachen, weil sie noch in der Finsterniß leb-
ten, das ist, weil sie noch an die Religion Jesu
glaubten. Auf brandenburgischen Dorfkanzeln
sogar, krähe man schon lange den Deismus aus.
Da trat schon lange jener wilde Tropf mit seinem
Dünkel und mit seinen Lumpen vor Bauren auf,
verlachte das berlinische Consistorium, schmiß
mit Mantel und Kragen allen Priesterstand weg,
und predigte im Zopfe: freylich nicht wie ein
Capuziner, aber doch ungefehr wie ein deistischer
Korporal.

Aus solcher Miliz bestehe die berlinische Auf-
klärungssynagoge. Auf ihren Bänken sitzen, bey
denen die den wahren Glauben an Mirabeau und
seine gewaltigen Kräfte haben, die geheimen Obern,
die das Commando führen gegen die christliche Re-
ligion in der ganzen preussischen Monarchie: Unar-
chen ohne Präputium! — Man nannte sie sonst

(†) Beurtheilung der vertrauten Briefe, die Religion
betreffend. Etwas zur frommen Erbauung für glau-
bige und unglaubige Seelen, vom Verfasser des
Versuchs einer Anleitung zur Sittenlehre für
alle Menschen. Amsterdam (Berlin) 1785.

auch Zionswächter; aber da thät man ihnen Unrecht, weil die Synagoge wünschet daß man von dem alten Zion gar nicht mehr spreche, sondern nur von Gilsdorf. An ihren Thüren stehen lateinische Gauckler, fürchterlich plumpe Bauerlümmel und von Selbstdünkel strotzende Pedanten. Legion heisset der Name der einheimischen Assessoren der Synagoge, und zumal ihrer auswärtigen Affilirten. Zum Besten der Jugend, lüstern ihre geheimen Obern sehr nach neüen Pädagogen, und zum Besten des Volkes machen sie eüsserst gerne Jagd auf unevangelische Prediger. Höchst willkommen sind ihnen alle aufgeklärten jungen Herren; und am meisten solche denen es unausstehlich ist, daß es noch Leüte in der Welt giebt die es mit dem lieben Gott halten! — — Eine gehörige Anzahl kleiner Hunde oder Kläffer, hält die Synagoge auf den nöthigen Stationen in ganz Deütschland, die dann auch samt und sonders in schönster Harmonie, auf ihren ersten Wink, in Recensionen und Epigrammen bellen. Aufklärungsdragoner hält sie sich auch; und leichte Infanterie, die auf den ersten Laut jener Hunde sogleich für die gute Sache die Feder ergreiffet.

Assessoren und Affilirte der berlinischen Aufklärungssynagoge glauben: „Friedrich der Grosse „habe mit dem Lichte der einzigen und allein wahren Religion der ganzen preüssischen Monarchie „sein ganzes Lebenlang vorgeleüchtet; und sein „Nachfolger habe dieses Licht in einem Tage aus„gelöscht.“ — Dieser Tag der Schmerzen, war

der

der neünte Julius des Jahres 1788; ein Tag von dem die ganze Aufklärerbande behauptet, daß er weggestrichen werden müsse aus ihren Annalen; und daß an dessen Schmerzen kein künftiges Jahrhundert werde glauben können: weil an demselben die Geistespflegerinn, die berlinische Aufklärungssynagoge, den berühmten Stoß in den Hintern erhielt, und schrie wie eine mit heissem Wasser begossene Katze (*).

Aber blutwenig hat die Sache der Freyheit dadurch gewonnen, daß seit Friedrichs Tode, in Berlin und in einigen andern Städten und Gegenden der preüssischen Monarchie, eine unbändige Frechheit herrschet, die ursprünglich bey einigen guten Männern in ganz ehrlicher Absicht zu einem nöthigen Kampfe gegen Aberglauben ausgieng, und nun bey dem grossen Haufen in wahnsinnige Irreligion ausartet. Unübertreflich sagt darum der König unter den jetzigen Gelehrten Deütschlands, Herr Hofrath Heyne in Göttingen: „es ist zu verwun„dern, wie die sich brüstenden Philosophen nicht „einsehen, daß Befreyung vom Aberglauben und „Irreligion zwey verschiedene Dinge sind; daß ge„sunde Philosophie bis zum Scepticismus, aber „nie zum dogmatisirenden Unglauben führen, und

(*) Ein herzbrechendes Trauergedicht über diesen schrecklichen Tag, von einer sehr geschickten Hand, steht im Braunschweigischen Journal. pädagogischen Inhalts, von Trapp, Heusinger, Stuve und Campe. May 1789. S. 126. 127.

„daß dieser nie ohne nachtheiligen Einfluß auf die „Moralität seyn kann; auch daß Spott die Superstition nicht aus der Welt bannt, aber wohl „die Irreligiosität begünstigt (*).“

Ziel und Maaß philosophischer Besonnenheit und ruhiger Beobachtung vergaß, auf eine jämmerliche Art, die berlinische Synagoge in ihren lauten und lermenden Kreuzzügen gegen den vergeblich überall in protestantischen Ländern einbrechenden Catholicismus. Auch über diesen Punkt wollte die Synagoge den neuen König in Preussen durch den ehrlichen Grafen von Mirabeau aufklären. Sie jagte ihre Todesfurcht vor dem Catholicismus in diesen catholischen Grafen. Nun prediget auch der gewaltige Graf in seinem Werke de la monarchie prussienne die Geheimnisse der Jesuitenriecherey, mit dem ganzen Drang seiner brausenden Einbildungskraft. Er sagt: „bewahre Gott die Menschheit vor dem erschrecklichen Unglück daß der König in Preussen catholisch werde (¹).“ — Er sagt: „der Trieb zum „Catholicismus brennt bey den protestantischen „Fürsten überall vom Rhein bis zur Donau, und „bis in den tiefen Norden (²).“ — Er sagt: „Herr Nicolai habe es sehr wahrscheinlich gemacht, „das Bestreben die Stuartische Familie wieder „auf

(*) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 1789. S. 359.

(1) De la monarchie Prussienne. Tom. V. p. 14.

(2) Tom. V. pag. 19.

„auf den Englischen Thron zu setzen, sey der ein„zige Grund und die einzige Ursache der Freymaß„rerey (3).“ — Er sagt: „die Freymaûrer „seyen nichts als Affilirte der Jesuiten; und die „meisten guten Köpfe in Deûtschland halten dieß für erwiesene Wahrheit (4).“ — Er rufet alle wahren Freûnde der Menschheit auf zu scharfer Jesuitenriecherey in allen Freymaûrerlogen (5). — Er sagt: „aus diesen Logen keime die schreckli„che Gährung unter den protestantischen Für„sten Deûtschlands zum Besten des Catholicis„mus (6).“ — Er rufet und schreyt: „seht dieß „alles, und zittert, und zeigt uns den Damm, den „wir dieser meûchelmörderischen Jesuitenbrut ent„gegensetzen können, die mit Dolch und Gift, Kö„nige, Fürsten, Denker und muthige Köpfe vor „sich niederwirft (7); zittert vor dem scheûßlichen „Ausbruch dieses unsichtbaren Ungewitters: denn „es wüthet in den Abgründen des Meeres, und die „Oberfläche desselben ist ruhig (8)!“ — Aber über alles und vor allem aus, predigt er höchst emphatisch und gewaltig über den Text: „daß „ein König von Preûssen nicht catholisch werden „müsse (9)!“

Unter

(3) Tom. V. pag. 79.
(4) Tom. V. pag. 76.
(5) Tom. V. pag. 77.
(6) Tom. V. pag. 78.
(7) Tom. V. pag. 87. 95. 96.
(8) Tom. V. pag. 108.
(9) Tom. V. pag. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18.

Unter die Flügel des grossen und gewaltigen Grafen von Mirabeau kroch also, wie man sieht, die immer heimtückische und darum zwischendurch doch immer etwas furchtsame berlinische Aufklärungssynagoge. Auch auf allen deutschen Universitäten, beynahe in allen deutschen Recensirbuden und Bierschenken, ließ sie die Allarmglocke anziehen. Sie hetzte überall zu einer allgemeinen Jesuitenjagd, alle Denker und Nichtdenker, alle guten Menschen, und alle Schöpfe. Nicht nur durch ihre geheimen Emissarien aus der Adonisclasse, wie zum Exempel durch das weiberbezaubernde Pfäfflein Brey, sondern sogar durch das Modenjournal (10) trieb sie vollends in die Weiber diesen Wahnwitz. — Einige unpartheyische, höfliche, respectvolle und gelinde Anmerkungen, die der Verfasser dieser Fragmente über diese Seuche in seiner Schrift über Friedrich den Grossen gemacht, jagten alle diese Schwärmer in Wuth. Von tausend und zehntausend Seiten her fielen sie mit ihren Schnäbeln und Krallen, auf ihn und seine Schrift über Friedrich den Grossen, und seine Vertheidigung Friedrichs gegen den Grafen von Mirabeau, wie Raben auf ein Aas! — Das lustigste bey dieser Comödie war, daß sie durch einen ihrer Waffenträger in eine Zeitung setzen liessen (*): auch

(10) Durch den Jesuitenkalender im Journal des Luxus und der Moden vom September 1788. S. 345—350.

(*) In die Gothaische gelehrte Zeitung. 1788. S. 340.

auch er — sey ein Jesuit! — Eben so wahrhaft hatten sie vor einigen Jahren ausgestreüt: die Frau Oberhofpredigerinn Starck in Darmstadt, Tochter des Herrn Doctors Schultz in Königsberg eine sehr sanfte und liebenswürdige Frau, sey generis masculini; und auch weiter nichts als ein leibhafter Jesuit — unter einem Weiberrocke!

Etwas wahres, das meine Wahrheitsliebe mir nicht zu unterdrücken erlaubt, lag indessen doch zum Grunde bey dieser Jesuitenriecherey. Was Friedrich dem Grossen der Herr Minister von der Horst im Jahre 1771 über die Unternehmungen der Exjesuiten in Frankreich erzählet hat, erzähle ich den Jesuitenriechern, im dreyzehnten Capitel dieser Fragmente, redlich aus dem Munde dieses Ministers. Als Thatsache kann man annehmen, daß die Exjesuiten zuerst in Frankreich und vielleicht auch seitdem in Deütschland, an einen Zweig der Freymaürer, das ist, an die Rosenkreützer sich hiengen. Als Thatsache kann man annehmen, daß in zwey deütschen Freymaürerlogen aus dieser Classe, zwey preüssischen Officieren, die zum höchsten und lezten Grade des Ordens gelangen wollten, solche Eide vorgeleget worden sind, vor denen sie zurückbebten; und dieß unter solchen Ceremonien, die kein vernünftiger Mann billigen kann. Der Herr Graf von Mirabeau erzählet diese ganze Geschichte (*) die er von hoher Hand hat; und es wird mir versichert, diese Geschichte sey wahr.

Solche

(*) De la monarchie Prussienne. Tom V. pag. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94.

Solche Dinge verdienten allerdings Aufmerksamkeit. Allerdings verlohnte es sich der Mühe daß man die Eingeweihten in solche Mysterien zu gewinnen suche, und daß man sie sanft und freündlich von diesem finstern Streben nach windigen oder unerreichbaren Dingen, auf wahre Bedürfnisse der Menschheit zurückführe, an die man ruhiger denket, und auf die ein vielfassender Geist seine Kräfte mit unendlich grössern Nutzen verwendet. Dieß alles ist geschehen, aber wahrlich nicht durch den Spott der berlinischen Aufklärer; gar nicht durch das Geschrey der für die Reinheit der christlichen Religionslehre, und die Sicherheit der Kirche und des Staates, sehr hämisch besorgten berlinischen Aufklärungssynagoge.

Den allerhöchsten Anspruch auf gänzliche Nichtachtung in der Geschichte des Zeitalters haben zwar alle Traüme, alle Zänkereyen und Treibereyen der Gelehrten: denn sie sind eben das, und bedeüten wahrlich nicht mehr als etwa die Zänkereyen, Treibereyen, und Weibergefechte in dem allerkleinsten Städtchen. Aber hier ist doch nicht ganz allein die Rede von gelehrtem Schnickschnack: denn ausser allem Zweifel giebt es in Deütschland eine ganz ungeheüre Menge geheimer Gesellschaften, von denen einige sich längst veraltete und verlachte Schwärmereyen erlauben, und von denen Mirabeau mit den Berlinern wähnt: sie seyen beynahe alle jesuitischen Ursprungs! Dann stehen aber auf der andern Seite ihre Widersacher die Philosophen seyn wollen, und im Grunde völlig eben so grosse Schwär-

Schwärmer sind als die Priester jener Mysterien: Liessen sich auf der einen Seite ein paar preussische Officiere die Tonsur geben, so sahen dann auch auf der andern Seite die berlinischen Tonsurjäger hunderttausend Tonsuren, wo keine einzige war und ist; und haben sich Grillen eingebildet, deren sich jeder vernünftiger Mensch schämen sollte; und haben eben so hämisch als gewissenlos eine grosse Menge von Protestanten des Catholicismus verdächtig gemacht, bloß aus Liebe zu ihrem System, das ist aus Liebe zur leidigen Rechthaberey, und gewiß nicht mit Verachtung der durch diese Moddeneuigkeiten in ihre Cassen fliessenden Groschen und Thaler.

Aus Zügel und Laufzaum fielen überall, die sich seit Friedrichs Tode so jämmerlich brüstenden Berlinerphilosophen. Man kann ihnen in den Bart erweisen: es sey eine schändliche Lüge, daß ihr König und Herr, Friedrich Wilhelm der Zweite, jemals catholisch werden wollte; es sey eine schändliche Lüge, daß man den zweiten Sohn des Königs von Preussen, bey der Coadjutorwahl zu Mainz in Vorschlag gebracht; es sey eine schändliche Lüge, daß der König in Schweden in Rom catholisch ward; es sey eine schändliche Lüge, daß man habe den Erbprinzen von Weimar in der catholischen Religion erziehen wollen; es sey eine schändliche Lüge, daß der regierende Fürst von Anhalt Dessau den Catholicismus mit allen seinen Kräften befördere: und es sey nicht nur eine schändliche sondern eine

eine höchst närrische Lüge, daß die Gemahlinn dieses Fürsten, eine gebohrne Prinzessinn von Brandenburg, die catholische Religion in Zürich annahm! — Allgemein und überall ist auch jetzt anerkannt: daß der ganze Berlinerlerm von herumwandernden Missionaren, von vielen catholischen Seminarien in protestantischen Ländern, von Erzcatholiken unter lutherischen und reformirten Capuzen, kurz und gut daß das ganze Berlinergeschrey wegen des Catholicismus, im Grunde doch weiter nichts ist, als Freymaurertracasserie, Buchhändlerspeculation, Windbeuteley, Marktschreyerey, [illegible], und boshafte Verläumdungssucht. — Vernichtet, zerstöret, weggelachet und verschwunden sind darum alle die eitlen Schrecknisse, vor dem überall an allen protestantischen Höfen einbrechenden Catholicismus: nicht nur aus diesen Gründen; nicht nur seit dem allgemeinen Gelächter, das die sehr pfiffig in der berliner Monatschrift weggeworfene und sehr vorsichtig auf der Leipziger Messe unterdrückte Schrift des Herrn Christian Nicolai, Buchführers zu Bebenhausen in Schwaben, durch ganz Deutschland gegen die berlinische Aufklärerey erreget hat; sondern zumal auch dadurch, daß ein scharfsinniger und redlicher Philosoph, ein Gelehrter und ein Weltmann von grossem und vielfassendem Geiste, Herr Hofrath Meiners in Göttingen, in einer höchst vortreflichen Schrift über den jetzigen Zustand der catholischen Kirche in Deutschland, unwiderlegbar beweiset: wie weit mehr man von catholischer Seite, im Ernst oder zur Wiedervergeltung.

tung, Ursache hätte zu klagen über den immer mehr und mehr einreissenden Protestantismus (*).

Unpartheyisch werden hier alle diese Dinge erzählet: denn der Verfasser dieser Fragmente hat und verlanget keinen Antheil an aller der Ehre und an allem dem Genusse, wonach vielleicht eine Hälfte der ganzen cultivirten deütschen Nation strebet: er ist kein Freymaürer, kein Rosenkreützer, kein Illuminat, kein Illuminant, und kein Illuminirter! — Nie hatte er in seinem Leben die allergeringste Neigung in irgend einen geheimen Orden, oder in irgend eine geheime Gesellschaft zu treten. Bey allen Veranlassungen hat er sich für diese Ehre bedankt: denn es war ganz gegen seine Natur, sich unter unbekannte Gesetze zu beügen, oder seinen Hals in den Zügel von Menschen zu geben, von denen so viele selbst eines gewaltigen Zügels bedürfen.

Mord und Vernichtung drohet mir aber gewiß gleich beym Anblick der Aufschrift dieses Capitels die berlinische Legion, die in ihren Fahnen einen Ziegenbock führet, und auf ihrer sogenannten Zionswache Gänsefedern statt Canonen. Eine kleine Uebersicht dieser lauten und lermenden Secte ist indessen in diesen historischen Fragmenten nicht ganz am unrechten Orte, da sie zum Theile in Friedrichs lezten Zeiten entstand; und da sie sich zumal

(*) Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler. IV. Bandes 3. Stück. S. 420. 442.

zumal in Religionssachen so gerne auf Friedrichs Ansehen und auf seine Worte stützen möchte. Nach Mirabeaus Pfeiffe tanzte sonst diese Secte in Berlin, eh die Furcht vor der Citadelle in Magdeburg sie ein klein wenig vorsichtig machte. Ganz leise, mit verdeckten Worten, und ziemlicher Behutsamkeit, giebt sie wenigstens anjezt bloß durch ihre auswärtigen Freünde nur noch überhaupt den Königen zu verstehen: sie werden das Loos des Despoten von Frankreich haben, wenn sie nicht alles für Vernunft annehmen, was man in ihren Staaten für Vernunft ausschreyt! — — — Uebrigens sind und bleiben diese aufklärenden Schwärmer der Ueberzeugung: auf ihnen ruhe und in ihnen lebe Friedrichs Geist, und ihre Synagoge vertrete jezt die Stelle dieses Mark Aurels.

32. Cap.

Ueber einige noch nicht genug betrachtete Seiten von Friedrichs Grösse, auch noch einige Züge aus seinem Geist und Charakter, und mancherley irrige, niedrige und kleinliche Begriffe von Ihm.

Einige mehr ins Allgemeine gehende Betrachtungen über Friedrich, noch einige merkwürdige Züge aus seinem Leben und Charakter, und verschiedene

schiedene Ihn betreffende Thatsachen, konnte ich nicht füglich in den vorigen Capiteln anbringen. Hier nehme ich dieß alles ohne Ordnung zusammen; und werfe noch einige Blicke der Redlichkeit und der Wahrheit zurück auf dieses ganze wundervolle Leben; auf diese weichgeschaffene und erhabene Seele; auf diesen König von dem niemals keine Zeit schweigen wird, und von dessen Namen schon jetzt die Mischung weggenommen ist, womit Neid, Bosheit, Mißverstand und Dummheit, das reine Gold der Wahrheit verfälschen.

Sehr listig hätte die Schmeicheley sich verstecken müssen, wenn sie hätte wollen sich Friedrich dem Grossen nähern; und jetzt da er im Grabe liegt, entfernt sie sich von ihm mit heiliger Ehrfurcht.

Mit Widerwillen las ich in einer vorgeblichen Charakterschilderung Friedrichs: er habe die Schmeicheley immer geliebet! — Es ist wahr, daß Friedrich zuweilen ein schmeichelhaftes Wort bey Leuten übersah, die er übrigens liebte. Aber andern, und zumal solchen die aus Wiederhohlungen dieser Art ein Handwerk machten, vergolt er dieß oft durch grausame Spöttereyen. Es würde für die noch Lebenden gehässig seyn solche Geschichten zu erzählen, die ich auch deswegen gerne verschweige.

Eine einzige Anecdote will ich erwehnen, weil sie auf keine Weise beleidigt; weil sie von Seite desjenigen, der dem Könige etwas Angenehmes sagen wollte, die gröste Gutmüthigkeit zeigt; und

abseite des Königs keine Empfindlichkeit, sondern nur die fröhlichste Laune.

Jn seinen lezten Lebensjahren gieng einst der König mit einem seiner Hofleüte, dem er sehr gewogen war, im Garten zu Sanssouci spazieren. Dieser Hofmann war der neülich verstorbene Herr General und Oberstallmeister Graf von Schwerin. Sehr gutmüthig, aber doch ein wenig zu oft, sagte Schwerin dem Könige: Eüer Majestät gehen so schnell, daß ich es gar nicht mehr aushalten und Jhnen gar nicht mehr folgen kann. Einige male ließ der König dieses Compliment vorbeystreichen, weil er wahrscheinlich dem guten Schwerin die Freüde lassen wollte Jhm etwas Angenehmes gesagt zu haben. Aber endlich konnte der König diese zu oft wiederhohlte Schmeicheley auch nicht mehr aushalten: denn im Grunde gieng der sehr rüstige und bis in sein hohes Alter sehr kecke Herr Oberstallmeister hundertmal besser als der König! Also pfiff der König, ließ von Sanssouci zwey Hayducken mit einer Tragchaise kommen, zwang den guten Schwerin sich in die Chaise zu setzen, gieng immer nebenher der Chaise, und sprach immer mit seinem alten Freünde: bis der König, die Hayducken, und Schwerin in der Tragchaise glücklich zusammen in Sanssouci ankamen.

Doch bey solchen Zügen kann ich mich hier nicht verweilen, denn auch diejenigen, die mannoch gar nicht bekannt gemacht hat, sind zu häufig. Lieber komme ich auf mehr anziehende Gegenstände für Geschichtsforscher: auf die Beantwortung von

man-

mancherley Fragen, die hie und da einen noch nicht berührten Gesichtspunkt, und einige in diesen Fragmenten noch nicht erwehnte Gegenstände betreffen.

Ungemein viel ähnliches hatte Friedrich mit Cäsar durch seine grossen Einsichten, durch das Erhabene seiner Denkart, durch seine Güte und nachsichtsvolle Milde. Eine merkwürdige Vorliebe äusserte auch Friedrich immer für den Cäsar, theils durch Erhebung seiner Geisteskräfte und Thaten, und theils durch Entschuldigung seiner Fehler. Unzähliche male, und so oft in Potsdam und Sanssouci von Cäsar die Rede war, wurden dieß, wie ich zuverlässig weiß, Friedrichs Gesellschafter gewahr. In seinem Schreibcabinet, im neüen Schlosse zu Sanssouci, sah ich ein einziges Brustbild, ein altes für achtzehn tausend Scudi in Rom gekauftes Original; und dieß war das Bild von Friedrichs geliebtem Julius Cäsar.

„Aber durch welches Generals Umgang, Unter-„redungen, oder Beyspiel, haben sich Friedrichs „grosse militärische Talente am meisten entwickelt? „Weder Schwerin noch der Fürst Leopold von An-„halt Dessau scheinen diese Generale gewesen zu „seyn?“

In der grossen Theorie der Kriegskunst hatte Friedrich unter den Lebendigen gewiß wenige Lehrmeister, und seine grossen Einsichten von dieser Seite erwarb er sich wohl durch vieles Lesen und Nachdenken. Seinen Lehrmeister in der praktischen Kriegskunst nannte Friedrich in seinen von

beyden Seiten so geistvollen Gesprächen mit dem österreichischen Feldzeugmeister, Fürsten von Ligne. »Wissen sie, sagte Friedrich der Grosse, wer mich »das Wenige gelehret hat, das ich von der Kriegs»kunst verstehe? der alte Feldmarschall Traun — »das war mir ein Mann (*).« — Eigentlich commandirte Traun die Armee die unter dem Prinzen Carl von Lothringen im Jahre 1744 vom Rheine zurückkam, und den König nöthigte Böhmen zu verlassen.

Ganz richtig hat man die Kälte bemerket, die freylich in den ersten Zeiten, auf eine Weile zwischen dem Könige herrschte und dem grossen Schwerin, der in der Schlacht bey Prag so heroisch für sein Vaterland starb. Es mag seyn daß auch zuweilen grosse Menschen nicht gerne von Menschen lernen die sie nicht lieben. Aber die eigentliche Ursache, wodurch der Feldmarschall Schwerin den König ganz am Anfang seiner Regierung beleidiget hat, ist bemerkenswerth. Schwerin hatte unstreitig die Schlacht bey Molwitz gewonnen. Damit nun dieß die ganze doch eigentlich von dem Könige angeführte Armee verstehe und wisse, gab Schwerin am Abend dieser Schlacht, noch bevor der König von seiner Entfernung vom Schlachtfelde zurückkam, die Worte Jesus Christus zur Parole, und andere eben so andächtig lautende Worte zum Feldgeschrey. Jeder Officier in der ganzen Armee konnte

(*) Mémoire sur le Roi de Prusse Frédéric le grand par Mr. le Prince de Ligne. Berlin 1789. pag. 10.

konnte aus diesen Worten auf die Abwesenheit des Königs schliessen.

„Gustav Adolph, Condé, Marlborough und „Eugen, haben mehrere grosse Männer gezogen. „Gab sich Friedrich auch Mühe genug, Leute zu „ziehen, und sie durch seinen Umgang und durch „Raisonnement über seine Plane zu bilden?“

Kein König hat sich wohl mehr bemühet gute Generale zu ziehen als Friedrich der Grosse. Seine Herbstmanoeuver hieß man die Exercierzeit seiner Generale. Friedrich gab ihnen dabey besondere Corps, die sie, nach ihrem eigenen Gutbefinden und nach der Lage des Bodens, anführen mussten; Er commandirte dann ein anderes Corps gegen seine Generale. Dieß war eine scharfe Schule, und viele von den allergrösten preussischen Generalen hatten ihre Bildung aus dieser Schule. Ein Prinz Heinrich von Preussen, ein Ziethen, ein Seidlitz, ein Möllendorf, ein Kalkreuth, ein Dalwig, ein Platen, ein Prittwitz, ein Götz, ein Wunsch, zwey Anhalte, ein Belling, ein Werner, und andere preussische Helden in Menge machen alle, samt und sonders, durch unzählige Beweise ihrer Grösse in der Kriegswissenschaft, Friedrichs Schule die gröste Ehre. Eine weit grössere Anzahl verstorbener und noch lebender preussischer Generale könnte man diesen noch beyfügen, denen es nur an Gelegenheit fehlte, bey Anführung ganzer Armeen zu zeigen was sie konnten, und welches Geistes Kinder sie waren. Grössere Generale als die eben be-

nannten, hatte kein Gustav Adolph gebildet, kein Condé, kein Marlborough, kein Eügen. Friedrichs Meisterstück war der Herzog Ferdinand von Braunschweig; in Friedrichs Schule bildete sich Ferdinand zu einem Feldherrn von der obersten Grösse, und ferne von ihm ward er ein Heerführer von unsterblichem Namen. Und so ward der jetztregierende Herzog Carl von Braunschweig in Ferdinands Schule, der Mann von dem die Nachwelt sagen kann: das war ein Mann wie Cäsar, Condé, Türenne, und Friedrich.

Keinen von allen diesen grossen Feldherren beleidige ich hoffentlich, wenn ich sage, sie haben ihre Bildung in irgend einer Schule erhalten: denn was sind Schulen, Lehrer, Bildung, ohne eigenthümliches, angebohrnes, mit der Organisation tief verwebtes, aus der Organisation hervorspringendes Genie? — »Young sagt: grosse »Geister kommen aus der Hand der Natur, wie »die Pallas aus Jupiters Kopfe, in ihrer vollen »Grösse und Reife. Lorenz von Medicis, Jo»hann de Witt, Selanelai, Temple, Richelieu, »Alberoni, wurden plötzlich Staatsmänner. Xe»nophon, Phocion, Alexander, Pyrrhus, Sci»pio Africanus, Lucullus, Pompejus, Cäsar, »Germanicus, Julianus, Spinola, Gustav »Adolph, Condé, Türenne, Carl der Zwölfte, »Eügen, Friedrich der Grosse, der Herzog Fer»dinand von Braunschweig, und der Erb»prinz von Braunschweig — wurden plötzlich

»Gene-

„Generale. Ihr Genie gieng ihnen für Erfahrung (*).“

Friedrich der Grosse war der tapferste und kühnste Krieger, der erste Feldherr seines Jahrhunderts. Er wards weil er es seyn wollte und musste, durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens. Eine fast übermenschliche Kraft übte er in allen Dingen aus; aber diese fast übermenschliche Kraft hatte dann freylich auch zur Folge, daß er von seinen Ministern und Secretairen, Generalen, Soldaten und Aerzten, übermenschliche Dinge verlangte.

Die Preussen verstehen nicht wie man Festungen angreifen muß: dieß hat man unzähliche male gehöret. Aber alle diese Richter urtheilten ohne Besonnenheit, ohne Unterricht, und ohne Prüfung der Umstände. Es ist wahr, Friedrich hatte zuweilen Ingenieure auf deren Treu oder Geschicklichkeit er sich nicht verlassen konnte. Ein Beyspiel eines Majors, eines Franzosen von Geburt, ist im fünf und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente erzählet. Ein anderer Ingenieur, auch ein Franzose, der Oberstlieutenant le Febvre, gehöret aber durchaus nicht in die Classe der unredlichen Ingenieure. Er war ein Mann von Ehre, hatte die ganze Liebe und das ganze Zutrauen des Königs, und folglich hielt man sich nach ziemlich allgemeiner Sitte berechtigt, ihn zu mißhandeln, und nie an-

 ders

(*) Zimmermann von der Erfahrung in der Arzneykunst. (Zürich 1764) II. Th. S. 15.

ders als übel von ihm zu sprechen. Dieß schadet nicht. Aber le Febvre commandirte die Belagerung von Schweidnitz im Jahre 1762, und versuchte da, auch schon nicht mit Glück, viermal seinen globe de compression. Er gerieth in den schrecklichsten Unmuth durch seine fehlgeschlagene Hofnung, so daß der König selbst die Belagerung als Ingenieür besorgen musste, welches ihm auch glücklich gelang. Im Sommer 1771 baute le Febvre eine Casematte in Neiß; als man die Stützen herausnahm, fiel die Casematte ein, und schlug einige Arbeiter todt. Die Casematte kostete zweyhundert tausend Thaler. Der arme le Febvre erhielt Stubenarrest, weil seine Neider ihn bey dem Könige beschuldigten, er habe das Geld für die Casematte gröstentheils in seiner Tasche behalten, und dadurch dieses Unglück veranlasset. Als der König in Schlesien ankam, gab sich le Febvre im Unmuth über diesen Triumph seiner Feinde, mit einem Tischmesser neün Stiche in den Bauch und sieben in die Brust. Der König sagte: »so übel »hätte Ich ihn nicht behandelt (*).«

Frie-

(*) Es freüet mich unaussprechlich, daß mich die souvenirs d'un citoyen des guten Herrn Formey (Tom. II. pag. 141 — 145.) in den Stand setzen, hier eine grosse Ungerechtigkeit abzubitten und zu verzehren, die ich in meiner ersten Schrift über Friedrich den Grossen gegen diesen armen le Febvre beging. Es ist eine schändliche Lüge, daß der König befohlen habe seinen Körper auf den Schindanger zu begraben!

Friedrich hatte so gute Ingenieure und so gute Artilleristen bey seiner Armee als irgend eine Nation in Europa. Er wollte aber daß immer Wunder geschehen, und mehrentheils mit so wenigen Kosten als möglich. Sehr oft strich er die Hälfte der Hülfsmittel weg, die man gewöhnlich zu einer Belagerung braucht und fodert. Am Anfang der Belagerung von Prag im Jahre 1757 hatte er auf einem Wege von dreissig Meilen noch keine einzige schwere Canone; eine hinlängliche Anzahl Mörser und anderes Geschütz blieb über einen Monat aus; die Mörser kamen lange zu spät, und in zu geringer Anzahl; oft fehlte es sogar an Bom-

ben.

ben! — Ich war in Berlin, als diese Geschichte in Neisse widerfuhr. Alle Tage hörte ich davon sprechen, und alles was ich merkwürdiges in Berlin hörte, schrieb ich jeden Tag auf. Ein grosser Mann vom Militärstande erzählte mir damals wörtlich und pünktlich die Geschichte des armen le Febvre, wie ich sie habe drucken lassen, und der Schindanger krönte seine Erzählung! — Man verzeihe mir dieses Unrecht, das mich innigst geschmerzet hat, als ich dasselbe durch die souvenirs d'un citoyen erfuhr. Die Geschichte mit dem Schindanger ist eine Lüge; und nicht nur hat der König das oben angeführte milde Wort gesagt, als man ihm den Tod des Herrn le Febvre ankündigte, sondern er bezeigte sich auch höchst großmüthig gegen die verehrungswürdige Witwe dieses verdienstvollen und unglücklichen Mannes: und hat also die Ehre desselben bey der Nachwelt völlig gerettet.

ben. Als er Daun und seinem schrecklichen Unglücke bey Collin entgegen gieng, standen fünf und zwanzig tausend Mann Preüssen vor Prag, und fünf und funfzig tausend Oesterreicher waren in der Stadt. Im nemlichen Jahre belagerten sechs bis acht tausend Preüssen fast zwanzig tausend Oesterreicher in Breslau, die einige Tage nach Eröfnung der Laufgraben vor diesen Preüssen das Gewehr niederlegten. Zur Belagerung von Ollmütz im Jahre 1758 bestimmte Friedrich zwar die Hälfte mehr Munition als sein Liebling der Ingenieürobersle Balby von ihm verlangte; aber ein Drittheil mehr Oesterreicher lagen in der Stadt als Preüssen vor derselben, auch war die Festung nicht ganz eingeschlossen; die Garnison erhielt Verstärkung, und alles was sie bedurfte, von der österreichischen Armee. In Schweidnitz lagen im Jahre 1762 zwölftausend Mann österreichischer Kerntruppen, und Friedrich belagerte diese Festung mit zehntausend Mann von geringerm Gehalt. Er unternahm im Kriege alles, setzte zuweilen alles auf das Spiel, ergriff immer am liebsten den Stier bey den Hörnern: und unzählbare male gelang ihm alles mit halben und viertel Kräften, durch seinen heroischen Muth, und durch die Ueberlegenheit seines Verstandes.

Erstaunen muß man aber noch über die Wunderkraft, mit der er seine kleinen Haufen beseelte, und so oft aus gemeinen Menschen zu Helden umschuf. Seine Officiere und Soldaten konnten in den spätern Zeiten des siebenjährigen Krieges nicht

durch-

durchgängig mehr seyn was sie am Anfang dieses Krieges waren; und doch fuhr immer ein Strahl von Friedrichs Grösse beynahe in jeden Soldat bey seiner Armee, beynahe in jeden Rekruten, in jeden Deserteür, in jeden Bauer der unter seinen Fahnen stand. Der gröste Theil seiner alten Truppen lag im Grabe oder war gefangen. Die preüssische Armee schmolz im Jahre 1757 von hundert und fünf und zwanzig tausend Mann auf vierzig tausend (*); Friedrich verlohr im Jahre 1759 zwey Drittheil seiner Armee (**). Er warb Kinder, Bauren, Deserteüre und Landstreicher, und ersetzte durch sie seine alten und besten Soldaten.

Herr Friedrich Nicolai laügnet zwar diese Wahrheit gegen einen Zeügen, den General von Warnery (†), und also auch gegen den König, der eben so spricht wie Warnery. Unglaublich ist es, dem Herrn Nicolai, daß ein gewesener preüssischer General so etwas schreiben konnte! — Aber unglaublich ist es auch, daß Herr Nicolai, über die Organisation der preüssischen Armee nicht nur dem General Warnery, sondern auch selbst Friedrich dem Grossen widerspricht (††), und

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VII. Th. 213. S.

(**) Ebendaselbst. VIII. Th. 64. S.

(†) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Drittes Heft. S. 331.

(††) Der König berichtigt den Berichtiger Herrn Nicolai, mit folgenden Worten: Les régimens perdus

und den General und den König aus seiner Berichtigungsboutique eben so leicht zu berichtigen hoffet, wie den Fürsten von Ligne über Friedrichs Tobacksdosen.

Die

das à l'affaire de Maxen et à celle de Mr. Dierecke avoient été retablis à la verité pendant l'hyver (von 1759 zu 1760); mais ce n'etoient ni de vieux soldats, ni des troupes pour l'usage; on ne pouvoit s'en servir que pour la montre. Car que faire d'un ramas d'hommes, moitié paysans Saxons, moitié déserteurs de l'ennemi, conduits par des officiers qu'on avoit engagé par necessité et faute d'en trouver d'autres? Et encore les régimens d'infanterie en manquoient-ils au point qu'à peine il leur en restoit 12, au lieu de 52, qui est le nombre préscrit par l'ordonnance. — *Oeuvres posthumes.* Tom. IV. pag. 81. 82. — Sept Campagnes . . . avoient tellement miné l'armée, qu'une grande partie des meilleurs officiers et des vieux soldats avoient péri en combattant. Pour en juger, on n'a qu'à se rappeller que le gain de la bataille de Prague couta seul 20,000 hommes; qu'on ajoute à ce calcul que nous avions 40,000 prisonniers des Autrichiens, qu'ils en avoient presque autant des notres, au nombre desquels il falloit compter au delà de 300 officiers; que les hopitaux etoient tous remplis de blessés, et que dans les régimens d'infanterie on ne trouvoit guères au delà de cent hommes qui eussent servi au commencement de cette guerre. *Oeuvres posthumes,* Tom. V. pag. 161. 162.

Die preussische Armee that allerdings in der Mitte und bis zum Ende des siebenjährigen Krieges, eben so grosse Wunder als am Anfang desselben; sie verließ den König nicht, hielt eben die Mannszucht, und stritt mit eben dem Muthe wie in jeder andern Zeit. Dieß weiß ganz Európa. Aber deswegen war es nicht nöthig, daß wenigstens drey Viertel der preussischen Armee, Einländer oder alte gediente Soldaten seyen, wie Herr Nicolai gegen den König und einen preussischen General behauptet. Der Muth der ganzen preussischen Armee, kam in den schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges von dem allgemeinen Enthusiasmus, womit Friedrich durch den Ruf seiner Thaten ganz Európa, seine Feinde so wohl wie seine Freünde erfüllte; und dann, von seiner Alles belebenden Gegenwart, bey der jeder Krüppel wieder Muth fasste, und bey der auch seine geschlagenen und flüchtigen Truppen gleich wieder wünschten eine neüe Bataille zu liefern.

Friedrich bezauberte durch seine Grösse nicht nur seine Unterthanen, sondern auch die gemeinsten Menschen in allen Ländern. Man sprach nur von Ihm, man dachte an nichts so lebhaft als an ihn, man vergaß alles, ließ alles liegen, sobald eine neüe Zeitung von Ihm ankam. Die Reichstruppen freüten sich, wenn sie gefangen waren, weil sie nun konnten unter seinen Fahnen dienen. Seine vormals so schrecklichen Feinde, die russischen Generale, Officiere und Soldaten, waren weit mehr für Friedrich als für Maria Theresia eingenom-

genommen, und die Erbitterung welche sie am Anfange des Krieges zeigten, hatte sich in Bewunderung verwandelt; sie betrugen sich auch beym Kriege sehr billig (*). Zuvor hatten die Soldaten der Russen, ohne Alter und Geschlecht zu schonen eine Menge preüssische Landleüte niederträchtigerweise ums Leben gebracht, manchem armen Bauren zum Spaasse die Zunge an den Tisch genagelt, das ganze weibliche Geschlecht genothzüchtigt. Nun verschonten sie den unschuldigen Landmann. Nun nothzüchtigten sie nicht mehr, und verlangten nichts mehr von dieser Art, anders als mit Freündlichkeit, und aus freyem und gutem Willen. Nun behandelten sie gefangene und verwundete Preüssen mit Schonung, und erlaubten nicht, daß man sie plündere oder auch nur durchsuche (**). Friedrichs Name erfüllte alle Völker mit Ehrfurcht, Erstaunen, und Liebe. Wenn Er bey dem kleinsten Haufen seiner Krieger stand, gieng der Schrecken vor ihm wie vor Hunderttausenden her, und Kinder unter seinen Fahnen dachten wie seine ältesten und bravsten Krieger an nichts als Sieg oder Tod.

Herr Denina sagt: »Man kann nicht in Zwei»fel ziehen, daß Friedrich alleine regieren wollte, »und daß er Empfehlungen von seinen Anverwand»ten gar nicht achtete, selbst nicht wenn sie von der »Köni-

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VIII. Th. 177. S.

(**) Ebendaselbst. VIII. Th. 23. S.

„Königinn seiner Mutter kamen, der er sonst grosse
„Achtung bezeugte, und grosse Verehrung. Er
„bediente sich nie der Formel: d'après l'avis de
„notre conseil. Man möchte beynahe sagen, er
„hätte nicht einmal mögen seine Gewalt mit Gott
„theilen, denn er wollte nicht genannt seyn: Von
„Gottes Gnaden (*).“

Unter Friedrichs Regierungsfehler gehöret wahrlich nicht, daß er keine Empfehlung von Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses annahm. Wer gerne wissen will wohin solche Empfehlungen führen, der denke nur an die innere Hofgeschichte und die ersten Triebfedern der ganzen Regierung des ehmaligen Frankreichs, an die Empfehlungen aller Prinzen und Prinzessinnen, aller Kammerfrauen und Lackayen, aller Putzmacherinnen und Friseurs in Versailles. Dieß wollte aber auch gewiß Herr Denina nicht sagen. Etwas seltsam ist aber doch seine Auslegung, daß Friedrich auch nicht seine Regierung mit Gott habe theilen wollen, weil er das gewöhnliche Formular von Gottes Gnaden abschaffte. Mit eben dem Grunde könnte man sagen: er habe nicht mehr König seyn wollen, weil er befahl, man solle selbst in den Berichten seiner Minister, und in den Berichten von dem Generaldirectorium, die pedantische Aufschrift Allerdurchlauchtigster König Allergnädigster König und Herr — ausmerzen! — Friedrich nannte sich in

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 419.

in seinen Briefen auch nicht Wir, sondern Ich; und dieß war ebenfalls eine höchst schreckliche Sünde gegen den deütschen Canzleystyl! — Aber seinen Patenten, Edikten, und allem was eigentlich unter seinem Namen ins Publikum kam, ließ er die Aufschrift nach dem alten Canzleygebrauch; und da hieß es immer, wie es heissen soll, von Gottes Gnaden. Doch der beste Beweis gegen Herrn Denina, daß Friedrich auch in Formalitäten der göttlichen Macht nichts entziehen wollte, war der Schluß aller seiner französischen Briefe, in welchen er unveränderlich sagte: Ich bitte Gott, daß er euch in seine heilige und würdige Obhut nehme. Eigentlich ist aber dieß nur ein Compliment, das Könige am Ende ihrer Briefe machen, damit sie kein anderes machen müssen.

„Kann man nicht ohne Ausnahme sagen, was „Friedrich einmal angeordnet hat, sey seine ganze „Regierung hindurch geblieben? War er nicht „immer mehr für die Beybehaltung des Alten als „für das Neüe? Musste der Nutzen des leztern „nicht recht sehr überwiegend seyn, bis er sich dazu „entschloß?“

Friedrich liebte in gar vielen Dingen nicht Veränderungen. Seine ganze Armee blieb bis an seinen Tod gekleidet, wie sie beym Antritt seiner Regierung gekleidet war; und so hatten auch die Kleider seiner Lackayen und Jäger im Jahre 1786 noch immer den Schnitt vom Jahre 1740. Ein sehr tiefdenkender und rechtschaffener Schweitzer Herr Pro-

Professor Wegelin in Berlin, sagte mir dort im Jahre 1771: „die hiesige Kriegsschule ist eins der „Meisterstücke des Königs. Die Instruktion die „er uns gab, ist sein bestes Werk. Aber hat „Friedrich einst eine Maschine erschaffen und in „Bewegung gesetzet, dann glaubt er auch, daß er „den lieben Gott nachahme, wenn er sie nicht mehr „berühret.“ — Ein so sehr scharfsinniger Kopf, wie Herr Wegelin, hatte gewiß in Absicht auf die berlinische Kriegsschule völlig Recht. Friedrich blieb allerdings seinem Hauptgrundsatze, der Grundlage die er jeder Unternehmung jedem Institut gab, seine ganze Regierung hindurch, unverändert getreu. Dieß lag in der Festigkeit seines Charakters und seines Willens, und in der Unveränderlichkeit seiner Gesinnungen. Aber in Nebendingen und Modificationen verfügte er doch, wenn es die Umstände erfoderten, sehr häufige Abänderungen, wie mir der Herr Minister von der Horst, der zwanzig Jahre hindurch unzähliche Geschäfte mit Ihm hatte, versichert. Er sagte jederzeit, wie ich es aus dem Munde dieses Ministers weiß: „die besten „Gesetze bleiben nach einem Verlaufe vieler Jahre „nicht mehr ohne Ausnahme anwendbar. Bey „den beständigen Abänderungen in den Sitten und „in der Lebensart der Menschen, in den Glücks„umständen der Nationen, in allem was das Com„merzwesen betrifft, in allem was die Wandelbar„keit der menschlichen Dinge ausmacht: müssen sich „die bürgerlichen Gesetze, und die Policeygesetze, „abändern; und hierauf beständig wachsam zu

„seyn, hat ein vernünftiger Regent die gröste „Ursache."

„Giebt es keine recht klare Fälle, wo man mit „einiger Wahrscheinlichkeit sagen kann, Friedrich „habe wohl gewusst, daß es mit dieser und jener „Sache nicht richtig stehe; aber er war zu müde, „um die Untersuchung noch einmal von vorne an„zufangen? Ungefähr nach der Weise mancher al„ter Gelehrten, die wohl auch glauben, das Neue „möchte wahr seyn, die aber ihre Untersuchung „nicht mehr von vorne anfangen mögen."

Nicht leicht ward Friedrich ermüdet, Untersuchungen anzustellen und zu wiederhohlen, wenn er dieß für nöthig hielt. Er wusste, daß man ihn sehr oft betrog, zum Exempel, bey Lieferungssachen, bey Bausachen, und in vielen andern Dingen; aber er glaubte, es sey eine Kunst, sich im Kleinen betrügen zu lassen um grössern Betrug zu vermeiden. Zum Beweise wie sehr Friedrich diese Kunst verstand, hat mir der Herr Minister von der Horst eine Geschichte erzählet wovon er selbst Zeuge war. Ein Kaufmann und Fabrikant, Namens Heil, erbot sich eine Lieferung zu übernehmen, wobey der König eben die Waaren von eben den Meistern verfertigt, mit einem jährlichen Gewinn von sechszehn tausend Thaler erhalten sollte. Der König lachte über den Vorschlag, sah selbst die Berechnung und die Beweise durch, und sagte zu dem Herrn Minister von der Horst: „Sehen sie! „das Ding scheint recht gut gegründet. Ich weiß „auch wohl, daß man mich mit diesen Waaren

„wie

„wie in vielen andern Dingen betrügt. Aber die „Hauptsache ist doch in vortrefflicher Ordnung, und „geht so gut, daß ich diese erbärmliche Ersparung „von sechszehn tausend Thaler als eine Kleinigkeit „als Nichts betrachten kann: denn wollte ich auf „diese sechszehn tausend Thaler scharf sehen lassen, „so entstünde im Ganzen eine Confusion, und diese „würde mir hundertmal mehr schaden. Durch Be„trug suchen die Menschen doch allemal Vortheile; „man muß ihnen darum das Kleine lassen und „thun als sähe man es nicht, damit man das „Grosse behalte."

„Läßt sich in Friedrichs Leben keine Epoche an„geben, wie man fast in aller grossen Männer Le„ben findet, wo man sagen kann, sein Geist stand „stille?"

Hier apellire ich an alle Minister Friedrichs des Grossen; und alle diese Herren werden antworten: Friedrich hat sich zuweilen geirret. Er ward betrogen. Er ließ auch wohl kleine Unternehmungen liegen, wie zum Exempel die Wasserleitung bey Sanssouci. Aber in Wahrheit und auf unser Gewissen, kennen wir — keinen Zeitpunkt, keinen Tag seines Lebens an dem sein Geist stille stand, als den siebenzehnten August tausend siebenhundert sechs und achtzig, nach zwey Uhr des Morgens.

„Was muß die Nachwelt von dem Giste glau„ben, das Friedrich im siebenjährigen Kriege, als „die Sachen sehr schlecht standen, immer bey sich „geführet, und nach Denina, in zwanzig Subli-

„matpillen am Halse getragen haben soll: da der „Oberste Quintus den Herrn Grafen von Gübert „versichert hat, diese Geschichte sey wahr; und den „Herrn Buchführer Nicolai, diese Geschichte sey „falsch?“

Man muß glauben Herr Denina habe recht, weil er erweislich recht hat. Nicht nur hat der Herr Oberste Quintus, sondern noch Jemand von ganz ungleich grösserm Gewichte, dem Herrn Minister von der Horst gesagt und versichert, daß der König diesen Gift wirklich bey sich führte. Unzähliche male hat auch Herr von der Horst den König über den Selbstmord sprechen gehöret; und immer war dieß Friedrichs unerschütterliche Meinung: „jeder Mensch habe von der Natur das Recht, sich „dieses äussersten Hülfsmittels gegen ein unerträg„liches Unglück zu bedienen.“ — Durch seine Edikte verbot er auch darum auf alle Art das Andenken solcher Entleibten zu beschimpfen. Hätte Friedrich im siebenjährigen Kriege alles verlohren, wäre Er und sein Land ohne alle Rettung gewesen, dann hätte er also seine Sublimatpillen genommen, und er wäre gestorben wie Cato und Brutus.

„Uebertraf Friedrichs Politik die Politik ande„rer Völker und Reiche? Was war in dieser Ab„sicht sein Einfluß auf sein Zeitalter?“

Hundert solche Fragen sind leichter zu machen als zu beantworten. Durch seine Tapferkeit, durch seine Beharrlichkeit, und durch sein Glück, bemeisterte er sich allerdings der Politik die seinen Untergang suchte, weil Er aller gegen ihn gemachten

Pro-

Projecte ungeachtet, nach dem siebenjährigen Kriege,
einen Frieden machte, bey dem Er kein Dorf ver-
lohr. Staatsklug, schnell und scharfsinnig, ergriff
er auch die Gelegenheit, als Oesterreich durch die
Wegnahme der Grafschaft Zips, die polnische Thei-
lungsgeschichte zuerst veranlasste. Gleich nahm
er an diesem grossen Project auch seinen Theil, und
trat mit seiner Vergrösserungsbegierde zu beyden
Kaiserhöfen in dem Augenblicke da Madame dü
Barry in Frankreich regierte, und Frankreichs Po-
litik durch die Zerrüttung seines Ministeriums un-
thätig versank. So erhielt er den Landesstrich,
der nunmehr die preussische Monarchie zusammen-
hängt, und ihr dann auch noch die Herrschaft über
den Weichselstrom giebt. Endlich da Oesterreich,
Rußland, und Frankreich, sich wieder zu nähern
schienen; und da Vergennes glaubte, Friedrich
habe bey aller seiner Klugheit doch keinen einzigen
Allirten: trat Friedrich auf einmal hervor mit dem
deutschen Fürstenbunde. So entstand die genaue
Verbindung mit England, und durch diese auch
die mit Holland. Nie war Friedrich in der Hand
der Franzosen; und doch hielt man die Franzosen
sonst immer für die grösten Staatsunterhändler in
Europa. Seit dem Augenblicke da Frankreich den
kurzweiligen Einfall hatte, einen Mann wie Frie-
drich mit der angebotenen Abtretung der Insel To-
bago blenden zu wollen, bis an den lezten Tag
seines Lebens, ward Er durch Frankreich niemals
überlistet und niemals gewonnen. Was nun alle
seine Anordnungen und Thaten, was nun jeder
von

von ihm ausgestreute Saame, auch noch in der Zukunft wirken wird, erwartet anjetzt Europa von so vielen und so grossen gegen einander gespannten Kräften und so vielem leidenschaftlichem Streben, zumal bey diesem plötzlichen Steigen und Fallen der Schicksale der Völker. Sein gröster Einfluss auf sein Zeitalter bestand in dem Exempel das Friedrich allen Königen und Fürsten dadurch gab, daß kein König unermüdet arbeitsamer war als er, keiner kühner und weiser im Kriege, keiner weiser und milder in seiner Regierung; und in der Nothwendigkeit, in die Er andere Mächte durch seine Einrichtungen setzte, entweder gleichen Schritt mit Ihm zu halten, oder weit hinter Ihm zu stehen.

Gleichen Schritt mit Ihm hielt eine Frau. Einst seine grosse Freündinn und nie seine Feindinn, hatte Sie oft ähnliche politische Grundsätze mit Ihm; in manchen Dingen waren aber auch ihre Grundsätze sehr verschieden. Etwas mehr als zwanzig Jahre saß Friedrich auf seinem Throne, als Catharina im Norden aufstand. Eben so wie Er ward Sie das Erstaunen und die Bewunderung aller Völker. Sie that alles zur möglichsten Aufnahme ihres Reiches, des grösten aller Reiche seitdem die Welt steht, da es beynahe den dreissigsten Theil des ganzen Erdkreises und den zehnten Theil alles festen Landes der ganzen Welt umfasset. Dieses Reiches Einfluß auf die grösten Weltgeschäfte vermehrte Catharina unendlich. Eben so wie Friedrich erregte Sie manchen Schrecken in Europa, und bey den grösten Höfen eine ununterbrochene

chene Unruhe. Liebe erwarb Sie sich noch weit mehr als Friedrich, in einer unermeßlichen Weite, bey allen Menschen.

Friedrichs Politik war ganz das Werk seines reinen Verstandes. Bey Catharina wirket Herz und Charakter und persönliche Neigung immer in den grossen und vielfassenden Geist; und so bildete sich bey Ihr ein politisches System, oder vielmehr ein politischer Charakter, der immer so viel menschliches und liebenswürdiges hat für den stillen Beobachter, indessen da alle grosse Mächte von Europa sich in einemfort dagegen spannen. Catharina und Friedrich waren gar oft einerley Meinung über grosse Politik, konnten lange mit einander freündlich fortgehen, kamen aber am Ende auch weit aus einander. Lange waren sie jedoch beynahe ganz einstimmig über einem Punkt; dieser Punkt war Frankreich, oder wie es eigentlich heissen soll, Choiseul.

Noch in diesem Jahre denket Catharina von dem Herzog von Choiseül (dem ich so gerne das Leben bis in den Monat August dieses Jahres 1789 hätte gönnen mögen) wie einst in Friedrichs Zeiten, wie oft Friedrich selbst: aber doch nicht durchgängig nach Friedrichs Grundsätzen. Die grosse Catharina, die so gerne Blicke in niedrige Hütten wirft, gerne mit Menschen umgeht, die menschlich und unbefangen und als freye Menschen mit Ihr sprechen, schrieb an den Verfasser dieser Fragmente den zweiten Junius 1789: „Alle Welt weiß was „aus Choiseüls Politik für uns entstand. Seine

 „unge-

„ungegründete Furcht vor Rußlands Grösse deckte
„seine Leidenschaft, seinen Haß, seinen Neid, und
„seine Falschheit. Er wollte mir schaden, und er
„entblößte dadurch nur seine eigene Schwäche, und
„die Schwäche der durch ihn gegen mich aufgebrach-
„ten Türken. Er hatte nichts im Munde als das
„Gleichgewicht von Europa: dieses metaphysische
„Gleichgewicht, das immer alle Mächte aus dem
„Gleichgewichte brachte, die zu viel auf diese Re-
„densart bauten. Staub in die Augen der Menge
„wirft diese Redensart, womit man nur seine eige-
„nen Absichten verschleyert, wenn diese an die
„Stelle der Gerechtigkeit treten, welche die Grund-
„feste aller Staaten ist, und das Band der mensch-
„lichen Gesellschaft. Ich glaube und ich bin fest
„überzeüget, daß es mit dem guten Namen der
„Staatscabinette eben so geht, wie mit dem guten
„Namen der Privatleüte. Wer links und rechts
„in den benachbarten Haüsern Zwietracht anbläst,
„erwirbt sich kein Vertrauen; und diejenigen, die
„sich auf ihn verlassen, sind betrogen. Falschheit
„und Ränke sind ein schlechter Weg zum Ruhme,
„und auf keinem andern gieng Choiseül. — Aber
„es giebt viele Menschen, die in der Politik nur
„zwey Wege kennen: Oehl ins Feüer giessen, und
„im trüben Wasser fischen. Dadurch entstanden
„in allen Jahrhunderten, die blutigen Auftritte die
„man Kriege nennet, und die von eroberungssüch-
„tigen Fürsten, oder ungestümen Ministern, nur
„dann erst bereüet werden, wenn sie sehen, was
„die armen Unterthanen im Kriege leiden.“

Catha-

Catharina schildert sich selbst in ihren Briefen so frey und offen wie Friedrich: und weil kein Mensch auf Erden, Menschen von dieser Grösse ganz richtig schildern kann, so hoffet der Verfasser dieser Fragmente Vergebung von der grossen Monarchinn indem Sie diese Zeilen lesen wird, wenn er hier nur eins von Tausend sagt, nur einige wenige Züge von unzähligen hier aus ihrem Geist und Herzen aushebt. Sie schrieb an ihn den achten Februar 1789: „Es thut mir leyd, daß mein „Zeitalter mich gefürchtet hat; nie wollte ich mir „irgend einem Menschen fürchterlich machen. Im„mer hätte ich wünschen mögen, daß man mich „liebe und schätze so viel ich etwa verdiene, und „nicht mehr. Immer dachte ich, man verläumdet „mich, weil man mich nicht kennt. Ich habe „viele Menschen gesehen, die unendlich mehr Geist „haben als ich habe: aber ich habe niemals keinen „Menschen beneidet, und keinen Menschen gehasset. „Mein Verlangen und mein Vergnügen wäre ge„wesen Menschen glücklich zu machen; weil aber „jeder nur nach seiner besondern Gemüthsart, nur „nach seiner Phantasie, nur nach seinen Begriffen „glücklich seyn kann, so fanden dann auch meine „Wünsche oft Hindernisse, die ich auch nicht be„griff. Gewiß war meine Ehrbegierde nie böse; „vielleicht unternahm ich nur deswegen zu viel, „weil ich den Menschen mehr Vernunft, mehr „Liebe zur Gerechtigkeit, mehr Glücksfähigkeit zu„traute als sie haben. Es ist doch überhaupt in „den meisten Menschen etwas Dummes und Un„gerech-

»gerechtes; dieß macht nicht glücklich. Gäben die
»Menschen der Vernunft und der Gerechtigkeit im-
»mer Gehör, so wären wir andern auf den Thro-
»nen gar nicht nöthig. Ich liebte immer die
»Philosophie, denn ich hatte immer eine ganz re-
»publikanische Seele. Diese mir angebohrne Liebe
»und Achtung für Freyheit, macht einen sonder-
»baren Contrast mit meiner unumschränkten Ge-
»walt; aber niemand kann in Rußland sagen, daß
»ich jemals meine Gewalt mißbrauche. Ich liebe
»die schönen Künste aus angebohrner Neigung.
»Meine Schriften achte ich wenig; ich wollte einige
»Versuche von verschiedener Art machen, aber auf
»meine Schriften setzte ich niemals einen grossen
»Werth, sobald das Vergnügen vorbey war, das
»ich habe wenn ich schreibe. Mein ganzes poli-
»tisches Verhalten bestand in der Bemühung die
»Plane auszuführen, die mir die nützlichsten schie-
»nen für mein Land, und die erträglichsten für an-
»dere; hätte ich bessere Plane gekannt, so hätte ich
»bessere Plane befolget. Europa hätte niemals
»wegen meiner Plane unruhig werden sollen, denn
»es konnte bey allen gewinnen. Hat man mich
»zuweilen mit Undank gelohnt, so kann doch nie-
»mand sagen daß ich meine Dankbarkeit vergesse.
»Oft habe ich mich an meinen Feinden durch Wohl-
»thaten gerochen und durch Vergebung. Ueber-
»haupt war ich immer eine Freundinn der Mensch-
»heit, und in keiner Gelegenheit habe ich aufge-
»höret es zu seyn.«

Noch

Noch etwas mehr als Friedrichs des Einzigen höchste Güte und Milde, die höchste unverkennbarste der einzigen Catharina eigene Liebenswürdigkeit liegt in diesen Zügen. Auch Friedrichs Achtung für Republiken liegt darinn, die jedoch Catharina noch viel stärker ausdrückt, und gewiß viel inniger fühlet. Die Bilder von Catharina und Friedrich könnte man noch lange gegen einander halten; man würde noch manchen grossen Zug der Aehnlichkeit entdecken, auch manche grosse Verschiedenheit, aber gewiß in beyden immer eine sublime Grösse, und gleichen Fortschritt zur Unsterblichkeit ihres Namens.

„Wäre Friedrich ein Bürger gewesen, oder „nur ein Edelmann, hätte er alsdann nicht dem „Kriegesdienste entsagt, um auf dem Lande Verse „zu machen und Melonen zu pflanzen? Ward er „ein Krieger, bloß um sich einen Namen zu ma„chen, oder aus Noth? Warum konnte er aber, „wenn er auch allenfalls den Krieg nicht liebte, sich „über Voltaire ärgern, und es ihm hundertmal „spöttisch verwerfen, daß er mit Widerwillen und „Abscheu vom Kriege sprach?“

Gewiß war Friedrich nach seinen Neigungen mehr Philosoph als Krieger. Als gebohrner Bürger oder Edelmann hätte er, aus freyem Willen und in seinen besten Jahren, auch gewiß nicht sich in Kriegesdienste begeben, denn seine grosse und hervorstrebende Seele athmete nach nichts als Freyheit, verabscheute damals alle Unterwerfung und allen Zwang. Ein grosser und geistvoller preußi-

schet

scher General hatte also in sofern ganz recht, als er mir sagte, Friedrich hätte nicht bis zum Major gedient! — Aber es ist auch ein gewaltiger Unterschied als König ein Krieger seyn, oder nur als Privatmann sich in Kriegesdienste begeben. Als König war Friedrich mit aller Gewalt und Kraft seiner Seele ein Krieger, denn dieß war unumgänglich nöthig zur Erhaltung seiner Monarchie. Nur auf Unwissenheit der damaligen politischen Lage von Europa gründet sich die Volksmeinung, daß er seinen ersten Krieg bloß in der Absicht unternommen habe, sich einen grossen Namen zu machen. Friedrich musste damals nach dem unvermeidlichen Zusammenhange seines Systems, sich und seinem Staate grössere Kräfte verschaffen, um sich gegen seine Nachbarn im Gleichgewichte zu erhalten. Nach dem Tode Carls des Sechsten schien die österreichische Monarchie mit einer völligen Theilung bedrohet. Oesterreich, Bayern und Sachsen, konnten dadurch drey Mächte werden, von denen jede insbesondere ihm gleich gewesen wäre, oder gar überlegen. Unumgänglich musste er also auf Schlesien greifen, und keinen andern Grund hatte gewiß sein erster Feldzug. Aber von nichts war er mehr überzeuget, wie von dieser grossen Wahrheit: nie werde der preüssische Staatskörper in seiner Grösse sich erhalten, wenn sich in demselben nicht der kriegerische Geist, bey der ganzen Nation und zumal bey dem Adel, vom Vater auf den Sohn fortpflanze.

Darum

Darum war es ihm unerträglich, wenn man vom Kriegshandwerk unanständig und übel sprach, und zumal wenn man dasselbe verächtlich machen wollte. Nicht nur dem Herrn von Boltaire nahm er dieses übel; sondern hauptsächlich auch denen, die in seinen Diensten standen. Sehr merkwürdig ist darum die Geschichte des Grafen von Borcke, eines höchst vortreflichen Mannes: denn er kam durch ein Versehen dieser Art, in einem Augenblicke, in Unglück. Borck war ein Edelmann aus Pommern, und einer der größten Patrioten in der preußischen Monarchie. Er verlohr im siebenjährigen Kriege, auf seinen Gütern in Pommern, hundert tausend Thaler; und doch gab er mit Vergnügen alles her. Er freute sich auch, wenn der König foderte: denn der König muß fodern, sagte der edle Borck, weil seine Vasallen größtentheils kein Gefühl für die allgemeine Wohlfart haben, nichts für das Beste des Königs und des ganzen Landes empfinden.

So viel erzählte mir von dem Charakter und der Denkart dieses grossen preußischen Patrioten ein grosser, weiser und innigst guter Mann, sein Herzensfreund und mein Herzensfreund der Philosoph Sulzer, im Jahre 1771 in Berlin. Er setzte hinzu: Borck war der Oberhofmeister des Kronprinzen; und im Jahre 1764 ward er plötzlich von Potsdam nach seinen Gütern verwiesen. Kein Mensch wußte warum?

Dieß weiß ich aber anjetzt sehr genau. Der edle, ach allzuedle Borck, dieser herrliche Mann,

der von Jugend auf bey dem Cürassierregimente gedient hatte von dem anjetzt der Herzog von Weimar Obrister ist, den der König als Major nach Potsdam kommen ließ, als Erzieher bey dem damaligen Kronprinzen anstellte, und nachher noch zum Grafen machte, ließ er sich unglücklicherweise einfallen, an der Tafel des Königs mit Verachtung und Herabsetzung vom Kriegshandwerk zu sprechen. Es wäre höchst beklagenswerth, sagte Herr von Borcke, wenn man Prinzen zwingen wollte, ihre beste Zeit auf das Kriegshandwerk zu verwenden, wodurch man doch eigentlich die Menschheit nur in das allergrößte Unglück stürze! — „Was, sagte „Friedrich? Er ist Hofmeister und Erzieher preuſs„ischer Prinzen! Er ist selbst ein Soldat; und „behauptet solche Dinge vom Kriegshandwerk. „Geh Er, von dieser Stunde an ist Er seines Dien„stes entlassen."

Bey philosophischen Gesprächen konnte Friedrich es sehr wohl leiden, aber nur unter wenigen Menschen und bloß in den Abendstunden zu Potsdam und Sanssouci: daß man den Krieg dahin setze wohin er gehöret, in eine Reihe mit Erdbeben, und der Pest! — Er selbst sprach, unter vier Augen, vom Kriege sehr oft mit Widerwillen und Abscheu, und betrachtete den Krieg nie als eine Sache wozu Er Lust und Neigung hatte, sondern als ein nothwendiges Uebel. Darum ertheilte er auch kurz nach diesem Ungewitter, dem edelmüthigen Grafen von Borcke eine Pension; sah und sprach ihn auch auf seinen Reisen zu den Revüen in

Pommern,

Pommern, und begegnete ihm immer höchst freündlich und gut.

Graf Gübert, der berühmte Verfasser einer höchst vortreflichen Lobrede auf Friedrich, nimmt doch auch zusammen, was man gegen den grossen Mann sagte; und einige derbe Vorwürfe scheint Er sogar, mit seinem Beyfalle zu beehren. Auf Hauptsachen ist Ihm zwar schon im achtzehnten Capitel dieser Fragmente geantwortet. Einen starken Vorwurf habe ich aber noch nicht erwehnet: Gübert sagt: „Friedrich hat die neüesten Aufschlüsse über die Staatswirthschaft nicht benutzet, „und in diesem Punkte war Er wirklich hinter sei„nem Jahrhundert zurück?“

Gübert, dieser edle, dieser muthige, dieser beredte, dieser scharfsinnige und sonst so billige Beurtheiler und warme Verehrer des grossen Friedrichs, hat sich hier wahrlich gegen Friedrich versündigt; und darum bitte ich Ihn um Vergebung, wenn ich ihn, aber doch nur sanft, dafür bestrafe. Friedrich war König beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch; er hat glücklich regiert, er ließ sein Land in den blühendesten Umständen, er war kein eingeschränkter Kopf wie die ganze Welt weiß, und also darf man doch wohl glauben, Er habe von der Staatswirthschaft mehr gewusst als Graf Gübert? — Tactik und Staatswirthschaft sind doch eben so weit von einander entfernt als die Arbeit in einem Bergwerke und die Anführung einer Flotte. Wenn aber ein höchst geschickter Markscheider auf dem Harze sagte: der Admiral Rodney sey in der

Kunst eine Flotte zu führen, hinter seinem Jahrhundert geblieben, und er habe die neüesten Aufschlüsse der Seefarthslehre nicht benutzet, so könnte man sich kaum der Frage enthalten: wie sah dieser Markscheider in seiner Grube, was dem Admiral Rodney auf der See entgieng?

Herr Denina sagt: „man muß sich wundern, „daß ein König der über den brandenburgischen „Sand so viel nachdachte, so oft davon sprach, „und so sehr wünschte daß man diesen Sand „fruchtbar machen könnte: doch darauf nie dachte, „wie sehr der ekelhafte Strassenunrath der Städte „fähig wäre, die nahgelegenen Ländereyen zu be„reichern? Ohne weit zu gehen, hätte Friedrich „dieß schon in Leipzig lernen können (*).“

Nirgends bedienet man sich dieses Düngers mehr als in Berlin und in Potsdam. Unter vielen andern ist der unfruchtbarste Sandacker bey dem Invalidenhause in Berlin, und der dem potsdamischen Waisenhause gehörige Sandacker bey dem Vorwerke Bornstedt, durch den Strassenunrath so unglaublich umgeschaffen, daß er dadurch den Ertrag des sechszehnten Korns giebt.

Ueberhaupt scheint Herr Denina das preüssische Land von einer Seite nicht genug zu kennen, oder nach einem kleinen Theile alles übrige zu beurtheilen, weil er sagt: „Die preüssischen Dörfer sind „nicht so groß wie die in der Lombardey, kaum „kann man sie mit den kleinsten Bauerschaften in „Savoyen vergleichen. Auch sind die preüssischen „Land-

(*) Essai sur la vie et le régne de Fréderic II. pag. 439.

„Landbewohner weit weniger wohlhabend als die „Bauren in Frankreich, und in der Lombar„dey (*).“ — In Schlesien giebt es meilenlange Dörfer; und dieß auch zum Theile in einigen Gegenden von Westphalen, auch im Halberstädtischen und Magdeburgischen. Wer den Jammer der zerlumpten französischen Landpächter und Ackerleute gesehen hat, wird wahrlich die betrübte Lage dieser Bettler über den Wohlstand der meisten preussischen Provinzen nicht erheben.

„Wären Friedrichs Unterthanen nicht noch „glücklicher gewesen, wenn er keine Verse gemacht, „und weniger oder gar keine Bücher geschrieben „hätte?“

Friedrichs Geist erschlaffte nicht bey seiner Dichtkunst und Schriftstellerey: denn eben dadurch gewonn er, zu seiner Regierung und im Kriege, noch viel grössere Kräfte. In den grösten Gefahren des siebenjährigen Krieges, war seine Neigung für litterarische Aufsätze eine grosse Ursache seiner fast übermenschlichen Seelenstärke und Seelenruhe.

Er hatte alle Gefühle der Menschheit, aber er bemeisterte sich dieser Gefühle weit schneller als andere Menschen deren Seelen solche Kraft nicht haben. Man sagt, nach dem unglücklichen Blutbade bey Kunnersdorf habe er sich einige Tage lang in seinem Zimmer verschlossen, ohne jemand anders zu sprechen, als die Personen die ihm unumgänglich nöthig waren. Sobald er aber sah, daß Soltikow sein Absehn nicht auf seinen Untergang

(*) Ebendaselbst. pag. 176.

gerichtet hatte, fasste er wieder Muth, und schickte Wunsch mit dritthalb tausend Mann nach Sachsen. Diese wenigen Leüte nahmen Torgau, Wittenberg und Leipzig wieder ein, und schlugen Oesterreicher und Reichsarmee so jämmerlich, daß man an diesem Tage, vor den Preussen, wo möglich, noch in grösserer Unordnung floh, als bey Roßbach (*).

Man sagt, als Fouquet sich bey Landshut wie Leonidas hielt, und erlag, sey Friedrich von dieser Schreckenspost, so betaübt gewesen, daß er sich vor die Stirn geschlagen und ausgerufen habe: mein Gott, nur wir können solche Unglücksfälle begegnen! Aber unglaublich habe er sich auch gleich wieder gefasst (**).

Man sagt, die Einnahme von Glatz sey ihm durch das Jubelfeüer der Oesterreicher bekannt geworden, denn er habe geglaubt diese Festung nicht zu verlieren. Auch habe er die österreichischen Vorposten fragen lassen: ob Maria Theresia in Wochen gekommen sey, weil man Freüdenfeüer mache? Als er aber die Veranlassung erfuhr, habe er geantwortet: nun wohlan, was ist zu machen? Beym Frieden wird man uns Glatz schon wiedergeben (†).

Man sagt, er habe in der Schlacht bey Torgau Thränen vergossen, als er glaubte, alles sey verlohren; und dieß eben in dem Zeitpunkt, als Ziethen die Anhöhen bey Siptitz einnahm, welches aber

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VIII. Th. S. 29. 34.
(**) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 84.
(†) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 24. 25.

aber Friedrich noch nicht wusste (*). Und er sey auf eine Weile aus aller Fassung gewesen, als er hörte, Schweidnitz sey von Laudon überrumpelt (**).

Man sagt, er sey im Winter von 1761 bis 1762 nach Breslau gekommen, um dort sein Ende abzuwarten. Er habe sich da seinem Schmerz ganz überlassen. Seine Soldaten, und sogar seine übriggebliebenen alten Gensd'armes haben als sie von seinem Mißmuth hörten, zu verstehen gegeben, sie würden das Gewehr strecken. Alles sey muthlos gewesen, weil man glaubte, Friedrich sey muthlos. Wirklich habe sich der Monarch niemand mehr gezeiget. Er habe nicht ein einziges mal weder die Leibgarde gesehen, noch die Parade, und was noch mehr ist, er habe nicht mehr auf der Flöte geblasen. Eines Tages habe er Lentulus hohlen lassen, der in Dowanz, dritthalb Meilen von Breslau, die Vorposten vom rechten Flügel commandirte; er habe ihn allein mit sich speisen lassen, ohne während der Mahlzeit ein Wort mit ihm zu sprechen; als sie von der Tafel aufgestanden, habe er ihn auf deütsch gefragt, ob auf seinem Posten nichts Neües vorgefallen wäre, und habe ihn sodann mit einem Kopfnicken entlassen. Sichere Nachrichten schien er jedoch zu haben, daß die Kaiserinn Elisabeth bald sterben würde: denn er hatte Befehl gegeben, daß man am Oderthore aufmerksam seyn möchte, wenn ein Russischer Courier anlä-

(*) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 152.
(**) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 145.

ankäme, und solchen keinen Augenblick aufhalte; man musste sogar des Nachts die Schlüssel daselbst lassen (*).

Alle diese Sagen mögen Sagen seyn und bleiben, mögen Lügen heissen, mögen an tausend Orten wüthig widerleget werden von preüssischen Schwärmern und Sängern, die sich einbilden, ein Held sey kein Mensch. Unlaügbar ist und bleibet aber doch, daß Friedrich eben so sehr Mensch war als Held; aber nur mit dem Unterschied, daß nach wenigen Tagen, oft nach wenigen Augenblicken, immer der Held bey ihm den Menschen bezwang. Und diesen Muth, diese fast übermenschliche Seelenstärke und Seelenruhe, hatte Friedrich nicht allein deswegen, weil diese Kraft in seiner Seele lag, sondern wahrlich am meisten von seinen Studien, bey denen eine starke Seele immer aufrecht bleibet, wenn auch alles umher versinket. Die Musen begleiteten ihn, wie die Helden des Alterthums, in seine Lager und auf seinen Märschen. Er machte Verse wenn auch der Feind vor ihm stand, und zuweilen am Abend vor einer Schlacht. Seine Ideen wurden durch diese beständige Uebung seiner sanftern Neigungen und Talente, auf angenehme und herzerhöhende Gegenstände abgeleitet; und der geplagte Held errang sich dadurch nicht nur, auf eine seiner innern und äussern Grösse angemessene Art eine gute Stunde: sondern er erhub sich in derselben aus einem Zustande von Niedergeschlagenheit zu neüer unüberwindlicher Kraft und Grösse.

(*) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 200. 201.

Größe. Im tiefsten Unglück machte Friedrich seine schönsten Verse (*).

„Ward jemals ein König auf Erden mehr mißverstanden, als Friedrich der Grosse? Und was war auch eigentlich die wahre Ursache dieses fast überall grassirenden Mißverstandes, zumal an fremden Hofen und in fremden Ländern? Was konnte und wollte man da am wenigsten an Ihm leiden und verstehen?"

Seine Grosse! — — — Jeder gutgewandte und kunsterfahrne Höfling am kleinsten

P 4 Hofe

(*) Ein englisches Journal sagt dieß mit folgenden Worten: „Es ist außerordentlich bemerkenswerth, daß Friedrichs Muse eben in den finstersten Augenblicken von Ungemach und Noth, eben wenn es schien das einseitige Glück seiner Feinde treibe ihn bis zum äussersten Rande des Verderbens, mit der größten Majestät sich erhub, und mit der höchsten Leichtigkeit in lebhaften Gesängen sich ergoß. Dieß beweisen in seinen nachgelassenen Werken hinreichend, drey Episteln, an die Prinzeßinn Amalia, an die Markgräfinn von Bareuth, und an den Marquis d'Argens. Sie sind voll Feüer und Harmonie; und zumal ist die Epistel an den Marquis d'Argens eines der schönsten Gedichte die wir jemals gelesen haben. Der König schrieb dieses Gedicht, in einem Zeitpunkt da er sich für verlohren hielt, und entschlossen war auf die eine oder andere Art zu sterben; oder wie Er es nennt, den Faden seiner Tage abzuschneiden. Einige Stellen desselben drücken mit sonderbarer Energie die Wuth betrogener Ehrsucht aus, und eine Art von Verzweiflung, die ganz und gar nichts ähnliches mit der Niedergeschlagenheit gemeiner Seelen hat; indeß da in andern Stellen dieses Gedichts eine sanfte Traurigkeit herrscht, ein Ausguß voll zärtlicher und rührender Empfindlichkeit. Nur können wir nicht genug die unphilosophische und kümmerliche Sprache trüber Zweifelsucht bedauren, die in verschiedenen Stellen den Glanz und die Schönheit dieser edlen und empfindungsvollen Gedichte verdunkelt." Monthly Review for May 1789. pag. 441.

Hofe in Deütschland, konnte doch, natürlicherweise, nicht zugeben: daß Friedrich ein grösserer Mann sey, als sein Serenissimus! — Ein wahres Gedankenfest war es daher in Residenzen, die eine Wachtparade von zwölf Mann mit schwarzen Schnurrbärten und unverwandt nach dem rechten Flügel schauenden Gesichtern haben: wenn ein Cavalier an der hochfürstlichen Tafel dem grossen Friedrich einen Schnipper gab! — Und das ist der Mann, von dem man in der Welt so viel Aufhebens macht: sagte dann der Reisemarschall, der Hofjägermeister, der Hofkammerrath, und die Hofdame im geflickten Rocke! — Ueberall und bey allen Gelegenheiten, suchte man in Deütschland den grossen Friedrich zu verkleinern; um nicht, durch eine sehr natürliche Vergleichung seinen eigenen Serenissimus zu sehr herabsinken zu lassen. Man erlaubte sich alle Arten von Lügen und lügenhaften Erzählungen anzuhören, und zu begünstigen. Man bürdete dem grossen Friedrich unzähliche Dinge auf, die er sollte gesagt haben, und die er nie gesagt hat. Verordnungen wurden erfunden, die Friedrich sollte ertheilet haben, und die er nie ertheilet hat. Fürsten sogar, die auf Ruhm bey der Nachwelt keinen Anspruch machten, freüten sich über die Entdeckung des kleinsten Fehlers an diesem grossen Gegenstande ihres Neides. Alle Könige von Eüropa hingegen, dachten über Friedrich, wie sich dieß von Königen erwarten lässt, nemlich nie anders als edel und groß; oder doch wenigstens gutmüthig, ohne Neid, und immer mit

Scho-

Schonung. Ludewig der Funfzehnte, sagte sehr oft: „dieser König in Preussen scheint grosse Ei„genschaften zu haben; aber am Ende ist er doch „ein Glücksjäger und ein Wagehals (*).“

Preussische Minister und andere Herren von Stande aus den preussischen Staaten, haben mir oft gesagt: „wir haben es erlebet und erfahren, „daß man an nicht wenigen Höfen und unter nicht „wenigen Völkern sich fast ein Handwerk daraus „machte, Friedrich den Grossen zu verkleinern. „Mit einer belachenswerthen Unwissenheit unserer „ganzen innern Verfassung, der ganzen Denkart, „und des Geistes aller Verfügungen des Königs, „geschah dieß gewöhnlich. Eilf Meilen von der „preussischen Gränze sprach man vom Königreiche „Preussen wie vom Königreiche Siam!“

Sechs Monate nach dem Tode Friedrichs des Grossen sagte eine vornehme Dame von meiner Bekanntschaft, und gewiß sonst eine Dame von sehr vielem Verstande: „Ich weiß gar nicht warum „man noch immer so viel Aufhebens von dem ver„storbenen König in Preussen macht; es war ja gar „nichts ausserordentliches an ihm. Wenn er kein „König gewesen wäre, so hätte man gar nicht von „ihm gesprochen!“ — Ein hochadelicher Dumm„kopf saß neben dieser Dame an einer grossen und vornehmen Tafel, und nickte ihr Beyfall.

(*) Ce Roi de Prusse paroit avoir de grandes qualités; mais au bout du compte c'est un Roi avanturier: car comment, sans cela, s'exposeroit-il comme il fait?

Barbaren haben wirklich, nach ihrer Art, Friedrich den Grossen besser verstanden. Der General Capitain der Mainotten, gewonn durch den siebenjährigen Krieg dessen Geschichte auch bis zu ihm kam, ein solches Zutrauen zu dem grossen Könige, daß er an Ihn schrieb und Ihn bat: „er „möchte doch so gut seyn zu ihm zu kommen; und „ihm helfen Morea erobern.“

Wirklich merkwürdig war dieser Brief des General Capitains, weil er sich in demselben als einen Mann von ausserordentlichen Kenntnissen in der Kriegskunst zeigte. Er bewies dem Könige, zwanzig tausend Mann preussischer Truppen wären im Stande den ganzen Peloponesus gegen die ganze ottomannische Macht zu behaupten. Auf eine recht geschickte Art bezeichnete er die Lage aller Berggegenden, und die Beschaffenheit aller engen Pässe deren man sich bedienen könnte; und setzte hinzu, wie die alten Griechen schon dieß alles, an diesen Orten, in ihren Kriegen thaten. Aber natürlicherweise fühlte Friedrich in sich keinen Beruf zur Eroberung von Morea.

Hyder Aly schickte um das Jahr 1773 einen Gesandten an Friedrich den Grossen. Mit vielen Geschenken und einem Gefolge von mehr als dreissig Personen ward er ausgesendet, und sollte über Bassora und Alexandria nach Europa gehen. In Bassora befiel diesen Gesandten und sein Gefolge die Pest. Sechs und zwanzig seiner Leute starben; und als der kleine Ueberrest den Gesandten auch für todt hielt, fanden sie für gut, die nach der

mit-

mitgebrachten Specification nicht unerheblichen Geschenke des Hyder Aly für den König in Preüssen, zu sich zu nehmen, und damit davon zu gehen. Dem Gesandten liessen sie bloß sein Creditiv und seine Briefschaften. Er hatte aber dennoch das Herz, mit Beyhülfe des französischen Consuls, seine Reise zu Lande fortzusetzen: weil er wohl wusste, daß man in Eúropa mehr auf die Wichtigkeit der Vorschläge sehe, als auf eine Kleinigkeit von noch so grossen Geschenken. Die Wahrheit des in Bassora ihm zugestossenen Unglücks, bewies er in Berlin durch alle mögliche Atteslate aller eúropäischen Consuls und vieler arabischer Scheiks. Sein Anbringen bestand darinn: „Hyder Aly wolle dem „grossen Könige der Preüssen, einen Hafen in der „Entfernung weniger Meilen von Goa einraúmen; „und ihm zugleich den ausschliessenden Handel auf „seiner Küste versichern. Er verlange dafür von „dem Könige eine Anzahl preúsiischer Unterofficiere, „und so viele Gewehrfabrikanten als zu haben „seyen. Auf das reichlichste wolle Hyder Aly alle „diese Männer bezahlen; und dafür, so wie für „ihre Sicherheit, sollen und werden französische „Banquiers haften.“

Ein ausnehmend vernünftiger Mann war dieser Gesandte des Hyder Aly. Sehr gut kannte er Indien und Eúropa. Einige hielten ihn für einen Engländer, weil er sehr gut englisch sprach; wahrscheinlich war er ein englischer Jude. Er verstand latein, sprach gut französisch, und ziemlich deútsch. Sein Creditiv und Auftragsbrief, war in der Hofsprache

sprache des Hyder, das ist, in persianischer Sprache geschrieben. Friedrich ließ diesen Brief in Halle übersetzen. Er antwortete dem Hyder in lateinischer Sprache mit der größten Höflichkeit, gab jedoch zu verstehen: „von dem vortheilhaften Antrage könne Er keinen Gebrauch machen: denn „er habe keinen Handel nach Ostindien, und keine „Flotte.“

Diese im Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin sehr wohl bekannten, aber so viel ich weiß, noch nirgends bekannt gemachten Thatsachen, und diese in dem königlichen Archiv in Berlin sehr wohl aufgehobene Briefe des General Capitains der Mainotten und des Hyder Aly, beweisen die hohe Meinung fremder Völker von Friedrich dem Grossen. Die höchste und größte Meinung unter allen hatte aber doch der König von Candy auf der Insel Ceylon, wie man aus Eschelkrons schöner ostindischer Reise weiß. Dieser König von Candy hielt Friedrich den König der Preussen für einen so grossen und ausgezeichneten Krieger, daß er sagte: „Ich will ihm die Stelle „meines ersten Feldherrn anbieten.“

Ende des dritten Bandes.

Namenregister.

A.

Alberoni (Cardinal) . . . Seite 200.
Alexander der Grosse . . . 53. 200.
Anhalt Dessau (Fürst Leopold von) . . . 197.
Anhalt Dessau (Leopold Friedrich Franz, jetztregierender Fürst von) . . . 101. 191.
Anhalt Dessau (Louise, jetztregierende Fürstinn von) 99. 101. 192.
Anhalt (Graf von) vormals preussischer anjetzt russischkaiserlicher General . . . 199.
Anhalt (General von) . . . 199.
Argens (Marquis d') . . . 238.
Arnold (Müller) . . . 136.
Aurelius (Kaiser Marcus) . . . 36.

B.

Bahrdt (Doctor) in Halle . . . 180.
Balby, Oberster bey den preussischen Ingenieurs, und Gesellschafter des Königs . . . 204.
Bareuth (Marggräfinn von) . . . 232.
Barry (Madame du) . . . 215.
Bastiani (Abt) . . . 88.
Belling (General von) . . . 199.
Beulwitz (Freyherr von) Minister in Hannover . . . 85.
Biester, Bibliothekar in Berlin, und Herausgeber der berlinischen Monatsschrift . . . 163.
Borcke (Graf von) . . . 223. 224.
Braunschweig (Carl, jetztregierender Herzog von) 101. 200.
Braunschweig (Herzog Ferdinand von) . . . 200.
Braunschweig (Philippine Charlotte, verwitwete Herzoginn von) . . . 101. 102.
Brey (Pater) . . . 70. 71.
Brutus . . . 214.
Burke . . . 13.
Büsching, Oberconsistorialrath in Berlin . . . 109.

C.

Cäsar . . . Seite 197. 200.
Cagliostro . . . 172. 173.
Campe, Educationsphilosoph und Educationsrath in Braunschweig 171. 172. 178. 179. 185.
Carl (Kaiser) der Sechste . . . 222.
Carmer (Großcanzler von) . . . 167.
Cat (von) Vorleser und Gesellschafter des Königs 11. 12.
Cato . . . 214.
Chasot (Graf von) Commendant in Lübeck 12.
Choiseul (Herzog von) Minister von Frankreich 217. 218.
Cicero . . . 118.
Clarence (Prinz Wilhelm von England, nunmehr Herzog von) . . . 50. 54.
Condé . . . 199. 200.
Cothenius (Geheimerrath) Leibarzt des Königs 5. 6. 29. 30. 36.

D.

Dalwig (General von) . . . 199.
Daun (Feldmarschall) . . . 204.
Denina (Abt) Academist und geheimer Legationsrath in Berlin 105. 144. 208. 209. 213. 214. 226. 227.
Dietecke (General von) . . . 206.
Dolgorucki (Fürst) Rußischkaiserlicher Gesandter in Berlin . . . 217.

E.

Engel, preußischer Generalchirurgus 105. 109.
Eichelkron . . . 236.
Eugen . . . 199. 200.

F.

Febvre (le) Oberstlieutenant bey den preußischen Ingenieurs . . . 201. 202. 203.
Finkenstein (Graf von) preußischer Staatsminister 117.
Formey, Secretair der Academie der Wissenschaften in Berlin . . . 201. 203.
Fouquet (General) . . . 228.
Fox . . . 13.
Frankreich (König Ludewig der Funfzehnte von) 233.
Frankreich (König Ludewig der Sechszehnte von) 166.
Frese, Hofmedicus in Potsdam 4. 30. 74. 104. 105. 109.
Fritze (Doctor) in Halberstadt 93. 94. 96.
Fürst (Großkanzler von) . . . 132.

G.

Gedike, Oberconsistorialrath und Oberschulrath in Berlin, Herausgeber der berlinischen Monatsschrift Seite 163.
Gellert 88.
Germanicus 200.
Gibbon 47.
Girtanner (Doctor) 60.
Goethe 79.
Görz (Graf von) General von der Cavallerie 31. 60. 61. 114. 117. 118.
Göz (General von) 199.
Guibert (Graf von) 214. 225.

H.

Haller 47. 48.
Heil, Kaufmann und Fabrikant 212.
Herzberg (Graf von) preußischer Staatsminister 96. 106. 109. 110. 114. 117. 128. 143. 144. 161. 163. 164.
Heusinger, Educationsphilosoph in Braunschweig 178. 179. 185.
Hewitt (Wundarzt) 8.
Heyne, Professor in Göttingen 185. 186.
Horst (Freyherr von der) preußischer Staatsminister 12. 13. 14. 15. 16. 158. 160. 189. 211. 212. 214.
Hyder Aly 234. 235. 236.

J.

Jerusalem 181.
Joseph (Kaiser) der Zweite 36. 37.
Julianus (Kaiser) 200.

K.

Kalkreuth (General von) 199.

L.

Laspeyres 206.
Laudon (Feldmarschall) 229.
L[illegible] (de) Lehrer der französischen Sprache 65. 66.
Lentulus (General) 229.
Li[illegible]nstein (Freyherr von) Oberhofmarschall in Hannover 85
Ligne (Fürst von) kaiserlicher General 198. 206.
Lider (Doctor) 7.
Locke 65.
Lothringen (Prinz Carl von) 198.
Lucchesini (Marquis von) Kammerherr des Königs, und anjezt preußischer Gesandter in Warschau 12. 20. 21. 31. 72. 80. 86. 96. 103. 114. 117. 118. 124.
Lucullus 200.

M.

Malchow (Doctor von) Seite 4.
Maria Theresia (Kaiserinn) 207. 228.
Marlborough 199. 200.
Marschal (Lord) 60.
Mauvillon, Ingenieurmajor in Braunschweig 158. 159. 161.
Medicis (Lorenz von) 200.
Meiners, Professor in Göttingen 47. 192. 193.
Mirabeau (Graf von) 129. 136. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 169. 179. 183. 186. 187. 188. 189. 190. 194.
Möllendorf (General von) 199.
Morgenbesser (Doctor) in Breslau 5.
Moritz, Professor in Berlin 178.
Muzelius (Doctor) in Berlin 5.

N.

Neilmann, zweiter Kammerhusar des Königs 108.
Newton 46.
Nicolai (Friedrich) Buchhändler und Gelehrter in Berlin 102. 133. 134. 138. 139. 186. 205. 206. 207. 214.
Nikolai (Christian) Buchführer zu Bebenhausen 198.
Noel, Küchenmeister des Königs 84.

O.

Offenberg (Freyherr von) 116.
Olavides 160.

P.

Pauw (von) Canonicus in Xanten 8.
Phocion 200.
Pinto (Oberste und nachher General von) 60. 114.
Platen (General von) 199.
Pompejus 200.
Preußen (König Friedrich der Erste von) 130.
Preußen (König Friedrich Wilhelm der Erste von) 78. 103. 130. 131. 140. 141. 142.
Preußen (König Friedrich Wilhelm der Zweite) 98. 107. 110. 111. 150. 151. 152. 155. 156. 163. 164. 165. 167. 168. 180. 184. 186. 187. 191.
Preußen (Prinz Heinrich von) 199.
Preußen (Prinzessinn Amalia von) 231.
Preußen (Ludewig, Prinz von) 191.
Prittwitz (General von) 199.
Pyrrhus 200.

Q. Quin-

Q.

Quintus (Oberster) Seite 226.

R.

Richelieu (Cardinal von) 200.
Robertson 47.
Rochow (Domherr von) in Halberstadt 177.
Rodney (Admiral) 225. 226.
Rohdia (General von) 114.
Rußland (Kaiserinn Elisabeth von) 2. 229.
Rußland (Kaiserinn Catharina die Zweite von) 56. 57. 70. 216. 217. 218. 219. 220. 221.

S.

Scarron 199.
Schmucker, preußischer Generalchirurgus 11.
Schöning, vormals Friedrichs erster Kammerhusar, anjetzt Geheimer Kriegsrath in Berlin 24. 25. 27. 28. 29. 31. 32. 49. 52. 77. 105. 107. 108. 113. 115. 116. 120. 121. 124. 125.
Schulz (Hofprediger) im Dorfe Gielsdorf in der Mittelmark 127. 182. 183. 184.
Schulz (Doctor) in Königsberg 189.
Schweden (Gustav Adolph, König von) 105. 199. 200.
Schweden (Carl der Zwölfte, König von) 200.
Schweden (Gustav der Dritte, König von) 191.
Schwerin (Feldmarschall von) 176. 197. 198.
Schwerin (Graf von) General von der Cavallerie und Oberstallmeister 114. 117. 196.
Scipio Africanus 200.
Seidlitz 199.
Seneca 200.
Selle, Professor in Berlin 4. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 29. 30. 33. 34. 44. 104. 107. 108.
Soltikof (General von) 227.
Spalding, Probst und Oberconsistorialrath in Berlin 181. 182. 183.
Spinola 200.
Stamford (Oberster von) 120. 121.
Starck (Frau Oberhofpredigerinn) in Darmstadt 189.
Struve, Professor in Braunschweig 178. 179. 185.
Sulzer, Academist und Professor bey der Ritteracademie in Berlin 228.
Suhm (von) sächsischer Gesandter in Berlin 2.
Swift 132. 182.

T.

Tell (Wilhelm) . . . Seite 65.
Temple . . . 200.
Theden, preußischer Generalchirurgus . . . 21. 30.
Tilly . . . 105.
Tissot . . . 10. 11.
Trapp, Educationsphilosoph in Wolfenbüttel 178. 179. 185.
Traun (Feldmarschall) . . . 198.
Türenne . . . 200.

V.

Vergennes (Graf von) Minister von Frankreich 215.
Voltaire . . . 118. 136. 140. 221. 223.

W.

Wallenstein . . . 105.
Warnery (Generalmajor von) 2, 92. 205. 208. 228. 229. 230.
Wegelin, Academist und Professor bey der Ritteracademie in Berlin . . . 211.
Weimar (Carl August, regierender Herzog von) preußischer Generalmajor . . . 224.
Weimar (Carl Friedrich, Erbprinz von) . . . 195.
Werner (General von) . . . 199.
Witt (Johann de) . . . 200.
Wolf (Christian) Professor in Halle . . . 141.
Wrisberg, Professor in Göttingen . . . 47.
Wunsch (General von) . . . 199. 228.

X.

Xenophon . . . 200.

Y.

York (Friedrich, Herzog von) Bischof von Osnabrück, und Prinz von England 26. 50. 51. 53. 95. 190. 151.
Young (Doctor) . . . 200.

Z.

Ziethen . . . 176. 199. 228.

Verbesserungen.

Im ersten Bande.

S. 79. Z. 8, 9. Lies: Recherches, statt *Considerations*.
S. 147. Z. 20. Lies: de la Touche, statt des Touches.
S. 200. Z. 15. Lies: Dom, statt Don.

Im zweiten Bande.

S. 193. Z. 2. Lies: Kammerlackayen, statt Kammerlackeyen.

Im dritten Bande.

S. 54. Z. 13. Lies: ununterbrochen beschwerdevollen Leben, statt ununterbrochenen beschwerdevollen Leben.
S. 180. Z. 7 und 13. Lies: Bahrdt, statt Barth.
S. 192. Z. 21. Lies: Nikolai, statt Nicolai.